<36626429700017

August Hagen.

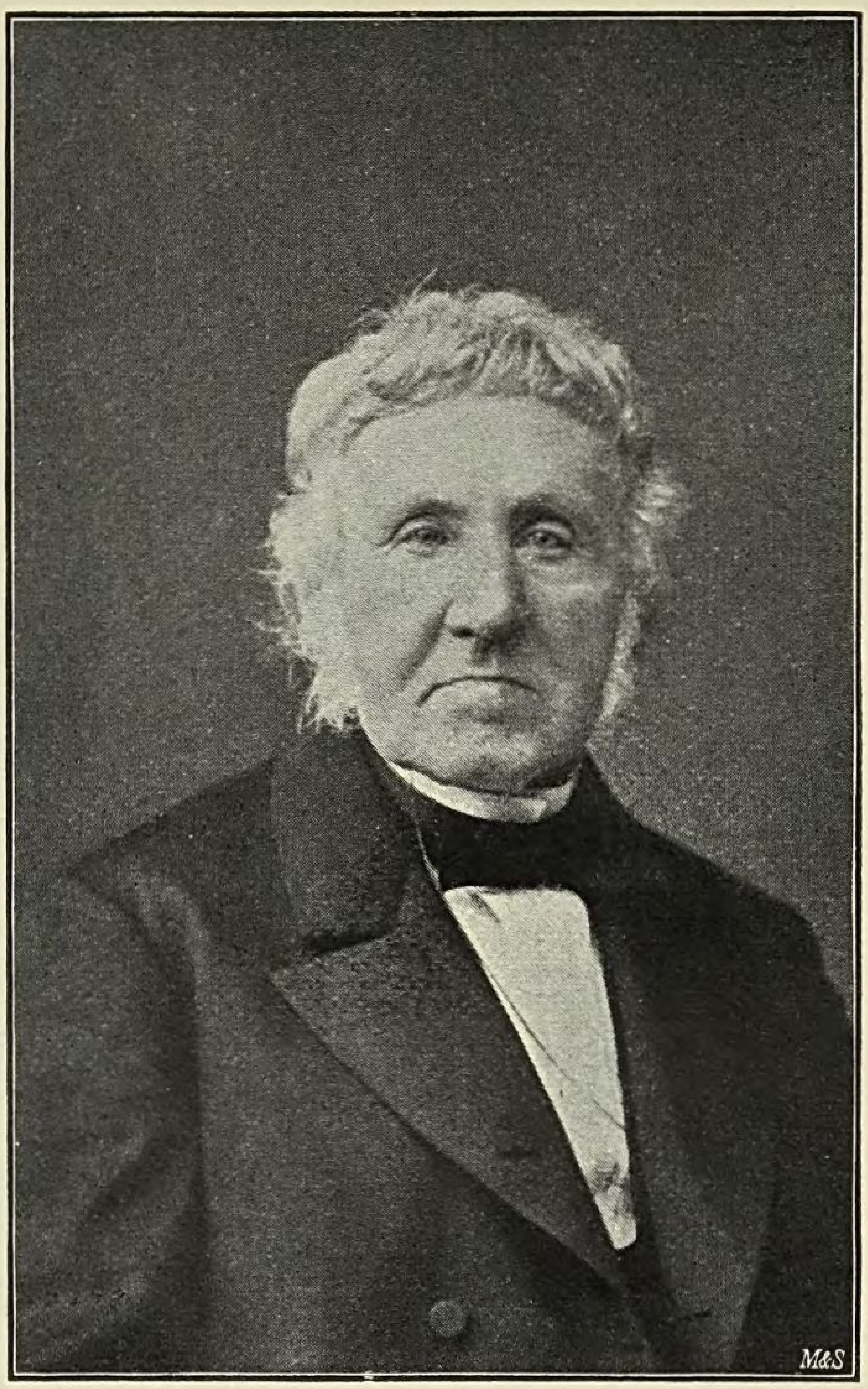
Eine Gedächtnißschrift
zu
seinem hundertsten Geburtstage
12. April 1897.

Der Ertrag ist für die Karl Gottfried Hagen-Stiftung bestimmt.

ESM&S

Mit einem Bildniß Hagens.

Berlin 1897.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.


M&S

August Hagen.

Eine Gedächtnißschrift

zu

seinem hundertsten Geburtstage

12. April 1897.

Der Ertrag ist für die Karl Gottfried Hagen-Stiftung bestimmt.

Mit einem Bildniß Hagens.

Berlin 1897.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68—71.

Die heute in der Nacht um 1/4 auf 1 Uhr erfolgte glückliche Entbindung seiner Frau von einem gesunden Knaben meldet ergebenst

Prof. Dr. C. G. Hagen.

Königsberg, den 12. April 1797.

Heute sind es hundert Jahre, als vorstehende Anzeige auf Karten die in ihrer Einfachheit merkwürdig gegen die jetzt gebräuchlichen Familienanzeigen abstechen, von dem Medizinalrath Prof. Dr. Karl Gottfried Hagen[1]) freudigen Herzens seinen Verwandten, Freunden und den Professoren der Universität überschickt wurden.

Der Medizinalrath trauerte noch um einen Sohn, der ihm im Jahre 1795 geboren und bald nach der Geburt gestorben war. Mit um so innigerer Dankbarkeit gegen Gott wurde dieser Sohn als Ersatz für den dahingeschiedenen begrüßt.

Am 26. April hat der Vater mit seiner kernigen Handschrift in das Familienverzeichniß eingetragen:

„Ernst August,

geboren den 12. April um 1/4 auf 1 Uhr in der Nacht 1797, getauft d. 26. desselb. Monaths in der Schloßkirche.

[1]) Geb. 24. Dezember 1749 zu Königsberg, Sohn des Assessors des collegii medici und Hofapothekers Heinrich Hagen (geb. 4. Oktober 1709, gest. 12. Oktober 1772) und der Maria Elisabeth Hagen geb. Georgesohn (geb. 1724, gest. 14. November 1807).

Pathen.

1. Herr Kammer-Direktor Büttner
2. Herr Geheimer Rath von Salis
3. Herr Pfarrer Fischer
4. Frau Professor Reusch geb. Hagen
5. Frau Konsistorial-Räthin Hagen geb. Reckard
6. Demoiselle Johanne Schultz, Tochter des Herrn Assessor Schultz."

Beide Männer, Vater und Sohn, Karl Gottfried Hagen und Ernst August Hagen, gehören zu den edelsten Söhnen Königsbergs, welche als Schüler und Lehrer der Königsberger Universität angehört haben.

Nur wenigen Professoren Königsbergs ist es, wie ihnen, beschieden gewesen, an der Albertina über ein halbes Jahrhundert zu wirken.

Kant,[1]) der Lehrer, väterliche Freund und Vertraute Karl Gottfried Hagens, starb ein Jahr vor seinem Doktor-Jubiläum, während dieser dasselbe vier, August Hagen acht Jahre überlebte.

Nur Lobeck[2]) und dem Nachfolger und Schwiegersohn Karl Gottfried Hagens, dem Physiker Franz Ernst Neumann,[3]) einem der letzten Veteranen aus den Freiheitskriegen, ist es vergönnt gewesen, den Lehrstuhl noch länger als August Hagen einzunehmen.

Wenn es auch nur in der Absicht liegt, ein flüchtiges Lebensbild von August Hagen zu seinem hundertsten Geburtstage, für seine Nachkommen, folgen zu lassen, so würde es der pietätvolle Sohn nicht gut geheißen haben, wenn hier seines Vaters, von dem er Pflichttreue, Sittenreinheit, Patriotismus, ernstes wissenschaftliches Streben und andere Tugenden ererbt hatte, nicht gedacht werden sollte.

Ueber die wissenschaftliche Bedeutung Karl Gottfried Hagens schreibt Prof. Dulk[4]) in einer Gedächtnißschrift:[5])

---

[1]) Immanuel Kant, geb. 1724, gest. 1804.

[2]) Christian August Lobeck, geb. 1781, gest. 1860.

[3]) Franz Ernst Neumann, Excellenz, geb. 1798, gest. 1895.

[4]) Friedrich Philipp Dulk, Chemiker, Nachfolger K. G. Hagens als Prof. der Chemie, geb. 1788, gest. 1852.

[5]) Der Medizinalrath Dr. Hagen. Eine Gedächnißschrift. 24. Dezember 1849. Königsberg 1849. E. J. Dalkowski.

„Weit, sehr weit über die Grenzen unserer Provinz hinaus steht der Name des Mannes, dessen Gedächtniß wir erneuern, in dem ehrenvollsten Andenken und wird in den Annalen der Wissenschaft stets mit hoher Achtung genannt werden.“

Nachdem nun Prof. Dulk die Verdienste Hagens als Universitätslehrer hervorgehoben hat, fährt er fort:

„Aber die wissenschaftliche Bedeutung K. G. Hagens im weiteren ausgedehnteren Kreise näher zu bezeichnen, erscheint als nothwendige Ergänzung einer geschichtlichen Erinnerung an ihn, wozu jedoch wenige Zeilen hinreichen werden; denn wo das Verdienst so hell strahlt, da bedarf es nicht vieler preisender Worte. . . . .“

Die „wenigen Zeilen“ nehmen so viel Blätter ein, daß der knapp zugemessene Raum es nicht erlaubt, sie mitzutheilen.

Dagegen soll ein altes vergilbtes Exemplar der Hartung'schen Zeitung,[1]) welches eine Beschreibung des fünfzigjährigen Jubiläums Karl Gottfried Hagens bringt, hier wiedergegeben werden:

„Königsberg, den 29. September 1825. Selten ist wohl das Jubelfest eines Mannes, der sein Leben der Wissenschaft gewidmet hat, mit so allgemeiner Theilnahme aller Stände und Behörden begangen worden, als der Feier des funfzigjährigen Lehramtes unsers allgemein verehrten Medicinalrathes, Professors und Dr. med. et phil. Hagen, am 28sten d. M. zu Theil wurde. Funfzig Jahre hindurch hatte er durch seine Schriften auf die Förderung der Wissenschaften einen sehr bedeutenden Einfluß gehabt, der auch dem Laien nicht unbekannt geblieben ist, und von dem die Kenner einstimmig behaupten, daß er in der Pharmacie Epoche gemacht hat. In dieser langen Zeit hat er mit vielem Beifalle über fast alle Zweige der Naturwissenschaften gelesen und nicht blos vor einem zahlreichen Auditorium von Studirenden, sondern sehr häufig hat er auch den dringenden Aufforderungen nachgegeben, Vorlesungen über Physik und Chemie vor einem gemischten Publikum aus den gebildeten Ständen der Stadt zu halten. Dieselben Wissenschaften hat er auch öfters in fortgesetzten Vorträgen in ausgezeichneten Kreisen von Damen vorgetragen und sich zahlreiche und eifrige Schülerinnen

---

[1]) Königl. Preuß. Staats-, Krieges- und Friedens-Redakteur: F. Hartung. Nr. 119. Königsberg. Montag, den 3. Oktober 1825.

erworben. Mehrere Jahre hindurch war er als Professor der Physik und Chemie bei der Artillerie=Brigade angestellt. Man kann daher behaupten, daß sehr viele, ja vielleicht die meisten wissenschaftlich gebildeten Bewohner Königsbergs seinen Unterricht genossen haben. Da er überdies die Naturgeschichte seines Vaterlandes mit besonderer Liebe bearbeitet hat, und für dieselbe bis ins Alter sowohl durch Schriften als durch mündliche Belehrung zu wirken fortgefahren ist, so hat er auch außerhalb Königsbergs bei allen Verehrern der Naturwissenschaften, die nicht seine unmittelbaren Schüler waren, sich Dank und Liebe erworben. Dieser weit verbreitete und mannigfaltige wissenschaftliche Wirkungskreis muß vor allen Dingen ins Auge gefaßt werden, um die vielartigen Beweise der Verehrung zu würdigen. Wie sehr er übrigens als Mensch sich die Liebe und Verehrung seiner Mitbürger erworben hat, davon gaben die vielseitigen und herzlichen Glückwünschungen redende Beweise ab.

Schon lange vor dem Eintritte des Festes hatte der zeitige Prorector der Universität, Herr Prof. Dirksen, die Verehrer des Jubelgreises aufgefordert, zusammen zu treten, um die Anerkennung seiner Verdienste durch ein gemeinschaftliches Denkmal zu bezeugen. Es offenbarte sich eine so vielfache Theilnahme, daß beschlossen wurde, das Bild des Gefeierten in Marmor zum ewigen Angedenken ausarbeiten und in einem Lokale der Universität aufstellen zu lassen. Der Jubelgreis versuchte vergeblich sich dieser Bitten zu entziehen, da unter gütiger Mitwirkung des wirklichen Geheimen Ober=Regierungsrathes und Ritters, Herrn Nicolovius, bereits ein ausgezeichneter Künstler, Herr Carl Wichmann aus Berlin, zur Uebernahme dieser künstlerischen Arbeit gewonnen war und vor einigen Wochen hier eintraf, wo er, um das Model und den Gypsabguß für die Marmorbüste zu verfertigen, sich bis jetzt aufgehalten und durch sein Künstlertalent sich allgemeine Achtung, so wie durch seine Anspruchlosigkeit sich Liebe erworben hat.

Eine Vorfeier des Festes fand schon am 23. September in der ökonomisch=physikalischen Gesellschaft statt, welcher der Jubilar viele Jahre hindurch als Präsident mit besonderer Liebe vorgestanden hatte. Die Gesellschaft hatte sein Bild durch die geschickte Hand des Herrn Prof. Knorr malen lassen und Herr Kreisphysikus Doctor Rosenberger sprach zur Einweihung desselben einige herzliche Worte des Dankes im

Namen der Gesellschaft an den Präsidenten, die diesen um so tiefer bewegten, je unerwarteter die Vorfeier kam.

Am 28. September, als dem Festtage selbst, war das Haus des Gefeierten den ganzen Vormittag hindurch so gefüllt von der Zahl der Glückwünschenden, die mit einander abwechselten, daß es uns wohl nicht gelingen wird, sämmtliche Deputationen zu nennen.

Kaum hatten sich früh am Morgen die Kinder und Enkel des Jubelgreises um ihn versammelt, als er schon durch die Besuche einzelner Gönner und Freunde erfreut wurde. Andere hatten aus der Nähe und aus der Ferne ihre Theilnahme durch Briefe zu erkennen gegeben, deren Lesung dem Beginnen des Tages eine schöne Weihe gab.

Bald ließ sich eine fröhliche Morgenmusik vernehmen, die das Hautboistenkorps der Artillerie-Brigade ausführte. Sie war durch einen ehemaligen Schüler des Gefeierten, den Herrn Major und Brigadekommandeur Stieler veranlaßt. Herr Lieutenant Remer sprach zugleich die Glückwünsche der genannten Brigade für ihren ehemaligen Lehrer aus.

Es erschienen die stellvertretenden Curatoren der Universität, Herr Geheime Regierungsrath und Ritter Reusch, und Herr Regierungsrath Heyne. Der Erstere überreichte dem Jubilar feierlich die Insignien des Rothen Adlerordens zweiter Klasse mit Eichenlaub, nebst der darauf Bezug habenden höchstgnädigen Kabinetsordre, Magdeburg, den 3. September, und einem überaus ehrenvollen Gratulationsschreiben des Herrn Staatsministers, Freiherrn von Altenstein, Excellenz. Der genannte Orden ist wohl als eine vorzügliche Auszeichnung zu betrachten — denn er dürfte nur sehr selten einem Gelehrten zu Theil geworden seyn. — Eine Deputation des academischen Senats, bestehend aus dem zeitigen Prorector, Herrn Prof. Dirksen, dem Universitätsrichter Herrn Justizcommissar Grube, und dem Canzler der Universität, Herrn Geh. Justizrath und Professor Reidenitz, ingleichen den vier Decanen und andern Senatoren, den Professoren Rhesa, Voigt, Unger, Eysenhardt und Abegg, sprach den Dank der Universität für das funfzig Jahre hindurch mit so ausgezeichnetem Erfolge geführte Lehramt und zugleich die Wünsche für die Zukunft aus. — Der Herr Regierungspräsident Niederstetter überreichte in Vertretung des auf einer Geschäftsreise begriffenen Herrn Wirklichen Geheimen Raths und Oberpräsidenten

von Schön Excellenz ein an letztern eingegangenes, in den huldvollsten Ausdrücken abgefaßtes Handschreiben Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen, d. d. Charlottenburg, den 19. September, nach welchem Höchstdieselben mit Ihrer Büste, in Erz gegossen, den Jubelgreis beehren wollen. Dieses Schreiben rührte den Gefeierten tief, da es ihm die Zeit, in der er das Glück hatte, Sr. Königl. Hoheit Vorlesungen über Botanik, Physik und Chemie zu halten, lebhaft vergegenwärtigte.

Es trafen ebenso zahlreiche Deputationen der Behörden ein. Herr Regierungspräsident Niederstetter und Herr Regierungsrath Busolt sprachen die Wünsche der Königlichen Regierung aus und überreichten ein Gratulationsschreiben derselben.

Zu demselben Zwecke erschienen von Seiten des Hochlöblichen Magistrats der Herr Ober-Bürgermeister und Geheime Regierungsrath, Ritter Dr. Horn, der Herr Bürgermeister Buck und die Herren Stadträthe Scharton und Plaumann. Herr Oberlandesgerichts-Chefpräsident Ritter von Wegnern überbrachte Glückwünsche im Namen des Königlichen Ober-Landesgerichts. Herr Geheime Justizrath und Commerciendirector Stellter erschien im Namen des Commerzcollegiums, Herr Regierungsrath Kessel im Namen des Medicinalcollegiums, und Herr Intendant De Rege im Namen der Königlichen Intendantur.

Andere Deputationen traten im Namen von Corporationen auf, die nur durch wissenschaftliche Bande mit dem Jubelgreise verbunden sind und diese Gelegenheit ergriffen hatten, um ihm für seine Bereicherung und Verbreitung der Wissenschaft zu danken.

Es erschienen als Sprecher für die practischen Aerzte der Herr Dr. med. Assur, General-Divisionsarzt Dr. Kranz und der Herr Dr. Motherby. — Im Namen der Pharmaceuten sprachen Herr Medicinalassessor Flach und Herr Apotheker Reusch. Sie überreichten zugleich mit einem Glückwunschschreiben des Herrn Ober-Medicinal- und Sanitätsassessors Dr. Flittner zu Berlin, im Namen der Pharmaceuten in den Königl. Preußischen Staaten und andrer hohen Verehrer d. d. Berlin, den 22. September, eine in Gold und Silber ausgeprägte von den Herren Loos und Gube gearbeitete Medaille, auf deren Vorderseite sich das Bild des Gefeierten und auf deren Kehrseite das mit Eichenlaub umkränzte auf einem mit einer Schlange als dem Sinnbilde der Heilkunst umwundenen Pulte liegende Lehrbuch der

Apothekerkunst dargestellt ist, mit der Umschrift: Artem per X Lustra docendo promovit. Meritissimo seni Pharmacopolae totius Regni Boruss. Dem Glückwünschungsschreiben war noch ein zweites beigefügt, durch welches der Jubilar benachrichtigt wurde, daß aus dem Ertrage des Verkaufs der Medaille und aus freiwilligen Beiträgen der Kunstgenossen und anderer hohen Verehrer seines Namens eine wohlthätige Stiftung zur rationellen Ausbildung junger Pharmaceuten unter der Benennung: »Hagensche Academie oder Lehranstalt für Pharmaceuten« errichtet werden sollte. — Herr Professor Dr. v. Baer, Herr Apotheker Dr. Dulk und Herr Dr. Loreck überreichten im Namen der in dem Umfange des ehemaligen Königreichs Preußen wohnenden Naturforscher und Freunde wissenschaftlicher Naturforschung einen trefflich aus Silber gearbeiteten Pokal. Interessant war es, daß auch der Verfertiger dieses Pokals, Herr Carl Zimmermann, einst Schüler des Jubilars war, indem er früher sich der Pharmacie gewidmet und als Lehrling in der damaligen Officin des Jubelgreises gearbeitet hatte. Nach beendigtem Kriege war er zum Gewerbe seines Vaters zurückgekehrt. — Auf einer Seite des Bechers las man, umgeben von einem Kranze von Eichenlaub, die Inschrift: Viro illustri C a r. G o d. H a g e n de omni scientia naturali meritissimo Naturae Curiosi Borussiae d XXVIII. Sept. MDCCCXXV. Dieser Inschrift gegenüber war die aus Silber kunstreich getriebene Abbildung der Hagenia abyssinica, eines nach dem Gefeierten von Französischen Naturforschern benannten Baumes aus Abyssinien, angebracht. Den Knopf des Deckels bildete ein Haufen von ebenfalls glücklich nachgebildeten Muscheln, die so eben in dem Programm der medicinischen Facultät als ein ächt Preußisches Naturproduct, das bei uns überaus häufig ist, und im übrigen Europa nicht, wenigstens im westlichen, nördlichen und südlichen nicht vorkommt, nach dem Jubilar Mytilus Hagenii genannt worden war, um auch in Preußen das Andenken seiner Verdienste um die vaterländische Naturgeschichte zu bewahren. — Endlich überbrachte eine Deputation von Studirenden die Glückwünsche ihrer Commilitonen in einer Pergamentrolle auf rothem Sammt mit einem Lorbeerzweige umwunden.

Nachdem der ganze Vormittag unter diesen zahlreichen Deputationen hingegangen war, begann um 12 Uhr die academische Feier des Festes,

zu welcher am Tage vorher die medicinische Facultät durch ein Programm, die Beschreibung des Mytilus Hagenii enthaltend, eingeladen hatte. Diese Facultät glaubte sich nämlich zur Feier des Festes besonders berechtigt, obgleich der Gefeierte ihr nicht mehr angehört, da durch Verleihung ihres Doctor-Diploms derselbe zur academischen Laufbahn veranlaßt worden war. — Ein feierlicher Choral mit Vokal- und Instrumental-Musik unter der gewandten Leitung des Herrn Musik-Direktors Sämann und des Herrn Cantors Gladau eröffnete das Fest. Darauf sprach der zeitige Decan der medicinischen Facultät Herr Prof. v. Baer eine lateinische Rede, in welcher er die Verdienste des Jubelgreises um die Universität und um die Wissenschaften überhaupt kurz entwickelte und als Muster der Nachahmung darstellte, zugleich auch eine Skizze seiner Bildungs-Geschichte einflocht. Hierauf erneuerte der Redner die Promotion, überreichte dem zweimal creirten Doctor ein neues Diplom und schloß mit den Wünschen für sein Wohl. Nach beendigter Rede und Promotion erhob sich der Jubelgreis (und mit ihm der Prorector mit dem ganzen Personale der Universität und den zahlreichen eingeladenen Gästen) und antwortete in einer sehr feierlichen lateinischen Rede, in der er zuvörderst sein Herz zum Danke gegen den Allmächtigen erhob, dann seinem Dankgefühle gegen Se. Majestät dem König für die mannigfachsten Beweise des allerhöchsten Wohlwollens Worte gab, dann seine Wünsche für das ganze Königliche Haus und für die Albertus-Universität aussprach, der er sich funfzig Jahre hindurch mit Liebe gewidmet habe und für die er durch die neue Promotion aufgeregt, neue Kräfte aufzubieten hoffe. An demselben Tage hatte er vor funfzig Jahren dem Promotor, dem Prof. Büttner auf ähnliche Weise geantwortet und sich dem academischen Lehramte durch öffentliche Erklärung gewidmet. Möge das Versprechen, das wir heute erhielten, noch lange Jahre hindurch erfüllt werden! — Die zahlreiche Versammlung, durch die Rede des Jubilars tief bewegt, sang unter derselben musikalischen Begleitung nun eine lateinische Hymne des Dankes.

Ein glänzendes Festmahl, zu welchem sich über hundert und zwanzig Personen, unter denen auch Se. Excellenz der kommandirende General von Kraft nebst vielen anderen Civil- und Militärpersonen von ausgezeichnetem Range, im Kneiphöfschen Junkersaale

eingefunden hatten und das bis gegen neun Uhr Abends währte, beschloß die Feierlichkeit.

Der Saal war durch die Güte des Herrn Professor Eysenhardt, Director des Königlichen botanischen Gartens, der erst kurz vor dem Feste von einer längern Reise zurückgekehrt war, mit den Gaben Florens glänzend geschmückt. Unter diesen Blumengewinden und lebenden Pflanzen stand die nach ganz allgemeinem Urtheil sehr wohl getroffene, geistreich aufgefaßte, von Herrn Wichmann zum Behuf der Ausarbeitung in Marmor angefertigte Gypsbüste des Gefeierten. Ein wahrlich wohlverdienter Platz für den Botaniker Preussens!

Der Frohsinn war allgemein und gab sich auf die mannigfachste Weise kund, so unter andern durch die Toasts, die, nachdem die ersten von den Stellvertretern des Universitäts-Curatoriums und zwar zuerst von dem K. Geheimen Regierungsrath Reusch: »Sr. Majestät dem Könige«, dann von dem Herrn Regierungsrath Heyne: »Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen, als erhabenem Rector magnificentissimus der Universität«, und der dritte von dem Prorector Hrn. Prof. Dirksen »dem Jubelgreise« ausgebracht war, in den mannigfachsten Formen laut wurden. Herr Doctor Dulk sprach im Namen aller Pharmaceuten ernste Worte des Dankes an den Jubilar und die medicinische Facultät wünschte sich: »Nur öfter solche Promotionen als heute vor 50 Jahren.« Nachdem aber der Herr General, Graf v. Lottum in gewandter Rede das Lob der Frauen und insbesondere der Gemalin des Jubilirenden ausgebracht hatte, war für die Worte des Ernstes nicht mehr Raum.

Zur Erhöhung der Festlichkeit hatten mehrere Lieder, die theils für diese Gelegenheit gedichtet, theils aber für dieselbe sehr passend gesammelt waren, und unter der gütigen Leitung des Hr. Commerzienraths Mertens und des Herrn Musikdirectors Sämann gesungen wurden, viel beigetragen. Zu den ersten gehört eine sehr gelungene lateinische Ode, zum Lobe des Gefeierten gedichtet und gesprochen von dem Herrn Pfarrer Wasiansky, der schon früher als gewandter Dichter im Lateinischen sich oft gezeigt hat, ferner ein Lied von Hr. Regierungsrath Busolt, zu welchem der Dichter auch die Melodie componirt hatte, und von dem Hr. Regierungs-Assessor Friedr. von Heyden zu Oppeln, einem Schüler des Jubilars und einem der

ausgezeichnetern Dichter Preußens ein drittes, in welchem der Jubilirende Jubeljüngling genannt wird.

Dieser kühne Euphemismus war hier nicht an unrechter Stelle, denn was unser Fest vom ersten Augenblicke bis zum letzten besonders froh machte, war der Umstand, daß es nicht als Abschiedsfest betrachtet werden konnte, wie die Jubelfeier gewöhnlich ist, sondern daß es einem Manne in ununterbrochener Wirksamkeit und in vollem Genusse körperlicher und geistiger Kräfte galt. Mögen sie uns noch lange erhalten bleiben! — Die Universität Königsberg — eine der ältesten unter ihren Schwestern, hat in einem Zeitraume von fast vier Jahrhunderten, vor dem heutigen Feste nur zweimal das Amtsjubiläum von Professoren zu feiern Gelegenheit gehabt. Sie gehörten beide der philosophischen Facultät an und hießen: Georg Thegen und Sigismund Weier.

Diese Erzählung des Festes mag beurkunden, ob Königsberger Bewohner die Verdienste ihrer Mitbürger zu schätzen und namentlich wissenschaftliche Leistungen zu ehren wissen.

Es sey noch erlaubt aus der Rede des Promotors folgende biographische Notizen anzuführen. — Karl Gottfried Hagen wurde am 24sten Dezember 1749 zu Königsberg, wo sein Vater Hof-Apotheker und Medicinalassessor war, geboren. Nach vollendeter erster Jugendbildung und nachdem er in der Schule so weit vorgerückt war, um zur Universität überzugehen, widmete er sich auf den Wunsch seines Vaters der Pharmacie. Die Lehrjahre brachte er bei seinem Vater zu. Nach Beendigung derselben ergab er sich mit sehr großem Eifer dem Studium der wissenschaftlichen Pharmacie, der Chemie und Physik, so wie aller Zweige der Naturgeschichte, so daß er in diesen Wissenschaften durch eigenen Fleiß schon sehr bedeutende Fortschritte gemacht hatte, als er im Jahre 1769 als Studirender der Medicin zur Universität überging, wo er nicht nur dem weitern Studium der genannten Wissenschaften, sondern auch den im strengern Sinne medicinischen Disciplinen mit so vielem Eifer sich ergab, daß er sich allgemein die Achtung und Liebe seiner Lehrer erwarb. Der Tod des Vaters unterbrach die academischen Studien im Jahr 1772 und die Sorge für seine zahlreichen Geschwister nöthigte ihn die Leitung der Hofapotheke zu übernehmen. Die Hoffnung eine academische Lehrstelle zu erhalten,

die vielleicht schon in dem Jünglinge aufgewacht war, schien ganz aufgegeben werden zu müssen, da ihn sein neues Geschäft Anfangs ganz in Anspruch nahm. Indessen war er mit so unermüdlichem Eifer seinen Lieblingswissenschaften ergeben, daß er bald sich einen Ruf in denselben erwarb und er hatte ein so gutes Andenken bei der Universität hinterlassen, daß man wünschte ihn für dieselbe zu gewinnen. Es waren besonders die Professoren der Medicin Orlovius und Büttner, die ihn dazu aufforderten. Ihrem Rathe vertrauend und mit großer Neigung für das Lehrfach begabt überwand er die Stimme der Bescheidenheit, bestand am 20sten April des Jahres 1775 das examen rigorosum bei der medicinischen Facultät, worüber das spätere Promotions-Programm ihm ein sehr ehrenvolles Zeugniß giebt. Am 28. September 1775 ward er feierlich promovirt und ward gleich darauf Docent. Im Jahr 1779 ward er Professor extraordinarius ohne Gehalt, im Jahr 1783 Adjunct der medicinischen Facultät und im Jahr 1788 Prof. ordinarius derselben. Im Jahr 1804 machte er eine Reise durch Schlesien, Böhmen, Baiern nach der Schweiz. Im Jahr 1807 ging er als Professor der Chemie, Physik und Naturgeschichte zu der philosophischen Facultät über. Wie viel er in dieser Zeit durch seine Vorlesungen gewirkt hat, ist, da seine Vorträge immer zu den besuchtesten gehört haben, zu allgemein bekannt, als daß wir nöthig hätten, davon Erwähnung zu thun. Noch weniger würde es der Raum erlauben, seine Wirksamkeit als Schriftsteller auch nur kurz auseinander zu setzen."

Hier schließt der Bericht der Zeitung.

Das Geschenk des Kronprinzen bestand in einer von Rauch gefertigten Bronzebüste. Das Höchsteigenhändige Schreiben lautet:

„Charlottenburg, 19. Sept. 1825.

Das schöne und seltene Fest, welches Sie bald begehen werden, mein verehrter Freund, nimmt meine herzlichste und freudige Theilnahme in Anspruch, und sie Ihnen, soviel die weite Entfernung erlaubt, selbst auszudrücken, ist mir ein Bedürfniß. Empfangen Sie meinen innigsten Glückwunsch zu Ihrem Jubiläum; möge Sie Gott noch recht lange der Wissenschaft erhalten und unserer Hochschule, deren Zierde und Ehre Sie sind, und Ihren Freunden und Verehrern, unter denen

ich so gern genannt werde. Ich verehre Ihnen meine Büste in Erz. Leider verlängert sich die Arbeit daran über Gebühr; ich kann sie nicht mit diesen Zeilen übersenden. Wenn es kommen wird, so bitte ich Sie, das Geschenk mit Ihrer alten Freundschaft aufzunehmen. Die meinige ist unverbrüchlich und so wahr wie meine Verehrung für Sie. Leben Sie wohl, mein lieber Hagen; ich habe einige Hoffnung, Sie übers Jahr wiederzusehen. Friedrich Wilhelm."

Wie sehr auch der König Friedrich Wilhelm III. bereits 17 Jahre früher (1808) die Verdienste Karl Gottfrieds schätzte, geht aus nachfolgendem Kabinetsschreiben hervor, welches ihm an seinem Geburtstage durch Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen überreicht wurde:[1])

„Wohlgelahrter Rath. Lieber Getreuer.

Ihr habt Euch seit 20 Jahren als Lehrer um die hiesige Universität auf eine ausgezeichnete Weise verdient gemacht und dadurch auf Mein besonderes Wohlwollen einen wohl begründeten Anspruch erlangt, den noch der dem Kronprinzen und Prinzen Wilhelm in der letzten Zeit ertheilte Unterricht verstärkt. Zur Bethätigung Meines Dankes und Meiner Zufriedenheit bewillige ich Euch daher eine jährliche Gehalts-Zulage von Fünfhundert Thalern nebst einer nachträglichen Zahlung dieses Betrages für das verflossene Jahr. Die Staatsminister Freiherr von Altenstein und Graf zu Dohna werden hiernach das weitere verfügen. Ich habe es mir nicht versagen können, Euch Meinen Beschluß und die Veranlassung dazu unmittelbar zu eröffnen und verbleibe Euer wohl affectionirter König.

Königsberg den 24. Dezember 1808.

Friedrich Wilhelm."

Diese Auszeichnung erscheint um so größer, wenn man erfährt, daß Hagen bis zu diesem Gnadenakt ein Gehalt von noch nicht

---

[1]) Im Jahre 1808 ward an seinem Geburtstag, an dem er sonst nur zu spenden pflegte, ein Königliches Geschenk von fürstlicher Hand gespendet. Als Hagen im Kreise seiner Verwandten und Freunde am festlichen Mahle saß, öffneten sich die Thüren und der Kronprinz in Begleitung seines Bruders (des nachmaligen Kaisers Wilhelms des Großen) trat ein, um einen unerwarteten Glanz über die Familienfeier zu verbreiten, und übergab „dem würdigen Lehrer" ein Kabinetsschreiben, wodurch eine Zulage von 500 Thalern gnädigst verliehen wurde. (Der Medizinalrath Dr. Hagen. Königsberg 1849. E. J. Dalkowski.)

600 Thalern bezog, dasselbe also fast eine Verdoppelung erfuhr, und wenn man nicht vergißt, in welcher Zeit der Noth die Zulage bewilligt wurde.

Nicht allein Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. haben an Karl Gottfried mit großer Anerkennung gedacht, sondern auch unser großer Kaiser, Wilhelm I., erinnerte sich seines alten Lehrers noch in huldreichster Weise am 21. Juni 1872.

Der jüngste Sohn von August Hagen wurde am genannten Tage vom Kaiser nach seinem Geburtsort gefragt. Auf die Antwort: „Königsberg ist meine Geburtsstadt, Majestät!“ sagte der Kaiser: „Nun dann sind Sie wohl gar ein Nachkomme meines alten Lehrers, des Medizinalraths Hagen?“ Als dieses bejaht wurde, fuhr der Kaiser fort: „Ihr Großvater steht mir noch lebhaft vor Augen, der alte brave, ehrwürdige Herr — viel lernen konnte man von ihm — doch ich war damals noch sehr jung.“

Prinz Albrecht von Preußen, Bruder des Kaisers, sowie die Flügeladjutanten Seiner Majestät waren bei dieser Unterhaltung, die auf einer Fahrt von Potsdam nach Berlin stattfand, zugegen.

Dem Großvater hatte es der Enkel zu danken, daß der große Kaiser sich während der Fahrt nun fast ausschließlich mit ihm unterhielt und theilnehmende, gnädige Fragen an ihn über seinen Großvater und Vater richtete.

Es waren Karl Gottfried noch 4 Jahre vergönnt, nach seinem Jubiläum nicht nur zu leben, sondern auch zu arbeiten.

In der seinem Andenken gewidmeten Gedächtnißschrift[1]) heißt es:

„Mit dem Tode im Herzen arbeitete er noch an einer achten Ausgabe der Apothekerkunst bis zu den letzten Stunden seines Lebens . . . . Viele Gelehrte erkannten freudig an, daß sie die erste Liebe zur Naturwissenschaft aus dem populären Lehrbuch geschöpft. Der Eine hob die Botanik, ein Anderer die Mineralogie, ein Dritter die Chemie als besonders gelungene Theile hervor und fand sich veranlaßt, auf dem so angelegten Grund die Wissenschaft weiter zu bauen.“

Der Medizinalrath Dr. Hagen. Königsberg 1849. E. J. Dalkowski.

Am 2. März 1829, mittags 2 Uhr, entschlief der alte, würdige Herr auf dem Stuhl an seinem Studirtisch.[1])

In der bereits angeführten Gedächtnißschrift liest man: „Er starb, nachdem er die Aufgabe seines Lebens so vollkommen als möglich gelöst und alle Wünsche erfüllt gesehen hatte, zwei Wochen nachdem er die letzte Vorlesung gehalten .... in klarem und heiterem Bewußtsein."

Von den vielen Beileidsbezeigungen, welche die trauernden Hinterbliebenen erhielten, soll hier nur das Kondolenzschreiben des ersten Kultusministers Preußens, Freiherrn v. Altenstein,[2]) mitgetheilt werden, eines Mannes, dem Kunst und Wissenschaft so viel zu verdanken haben. Dieser Kulturkämpfer Preußens kannte den Dahingeschiedenen nicht nur aus seinen Werken, sondern hatte sich in Königsberg von dem Wirken des Gelehrten persönlich überzeugt.

Das Schreiben des Ministers ist an den ältesten Sohn des Medizinalraths, den Regierungsrath und Professor Dr. Karl Hagen gerichtet:

„Ew. Wohlgeboren gefälliges Schreiben vom 4. d. M. hat mich mit der schmerzlichsten Theilnahme erfüllt. Sie und die übrigen theuern Angehörigen Ihres verewigten Vaters haben einen unersetzlichen Verlust erlitten, zugleich aber auch der Staat, die Wissenschaft, die Universität, für welche der Verewigte von so hohem Werthe war, und alle diejenigen, die in näheren Verhältnissen zu ihm standen, wie mir solches vergönnt gewesen ist, und die für den Verewigten mit Liebe und Freundschaft erfüllt waren. Die Nachricht, daß er so sanft, im Gefühl seiner Thätigkeit entschlummert und zu den höheren Gefilden eingegangen sei, wie er es im Leben gewünscht hat, ist mir unendlich wohlthätig gewesen. Nach seinem ganzen, nur dem Höheren zugewandten Wesen liegt in diesem sanften Hinüberscheiden für Alle, die ihn gekannt und verehrt haben, etwas sehr Beruhigendes. Mir wird sein Andenken stets unvergeßlich, lieb und theuer sein, und es wird mich innigst freuen, wenn ich Gelegenheit erhalte, solches öffentlich zu bethätigen und seinen Nachgelassenen Beweise davon zu geben.

---

[1]) August Hagen hat an demselben Studirtisch, jetzt im Besitz seines Neffen, des Justizraths Franz Hagen in Königsberg, von 1829 bis 1880 gearbeitet.

[2]) Karl Freiherr v. Stein zum Altenstein, geb. 1770, gest. 1840.

Mit diesem Gefühle erneuere ich Ew. Wohlgeboren den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Berlin, den 28. März 1829. Altenstein."

August Hagen war im Vergleich zu seinen Brüdern Karl Heinrich[1]) und Johann Friedrich,[2]) die 11 und 9 Jahre älter waren, von schwächlicher Körperkonstitution. Blattern und Masern beeinträchtigten sein Wachsthum, er stieß beim Sprechen an und stotterte hochgradig, sobald er verlegen wurde. Seine von ihm bis zum letzten Athemzuge hochverehrte und geliebte Mutter[3]) nahm sich des zarten Kindes besonders an. Die in dem großen Haushalt viel beschäftigte Frau erübrigte, trotz ihrer vielen Pflichten als Hausfrau und Mutter, trotz der schweren Kriegszeit, die Einquartierung über Einquartierung ins Haus brachte, noch immer so viel Zeit, dem anschmiegenden, liebenswürdigen Knaben eine besondere Pflege angedeihen zu lassen und sich reichlich mit ihm zu beschäftigen.

Mit Besorgniß nahm sie wahr, daß die fröhliche, kindliche Stimmung des Knaben, als er das Gymnasium auf den mittleren Klassen besuchte, öfters in eine trübe umschlug. Sein klares, sonst so freundlich strahlendes blaugraues Auge blickte traurig, „wehmuthsvoll". Die ängstlich besorgte Mutter glaubte den Grund dieser auffallenden Erscheinung in der körperlichen Schwäche des zarten Knaben suchen zu müssen und verdoppelte ihre Pflege. Als sich seine Gesundheit aber befestigt hatte, erkannte sie, daß die trübe Stimmung des Kindes, welche sich zur Muthlosigkeit steigern konnte, aus einer Unzufriedenheit mit seinen Leistungen entsprang.

Der junge Schüler war sich schon ein allzu strenger Richter. Wurde er in der Schule wegen seines Fleißes belobt, so sagte ihm sein zartes Gewissen, er hätte fleißiger sein, noch Besseres leisten können. War es ihm gar, nach seiner Ansicht, mißlungen, einen guten Vorsatz vollständig durchzuführen, so betrübte ihn seine Schwäche.

Dieses strenge Richteramt hat Hagen sein Leben hindurch geübt, und besonders in seinen Jünglingsjahren hat er schwer darunter gelitten.

---

[1]) Geh. Reg. Rath Prof. Dr. Hagen (geb. 29. Juli 1785, gest. 1856).

[2]) Hofapotheker und Stadtrath Hagen (geb. 30. Mai 1788, gest. 1865).

[3]) Johanne Marie Hagen, geb. Rabe, Tochter des Hoffiskals Rabe, als Waise erzogen von der Vizepräsidentin Teske, geb. 1. März 1764, gest. 9. Juli 1829.

Jener Unzufriedenheit mit sich selbst lag nicht etwa ein unbefriedigter Ehrgeiz zu Grunde, sondern ein auffallend zart besaitetes Gewissen, verbunden mit dem eifrigsten Streben nach Vervollkommnung.

Als zwanzigjähriger Student, der sich mit dem von ihm ergriffenen Studium der Medizin nicht befreunden konnte, schreibt er an seinen vertrauten Freund Wilhelm Hensche[1]) über seine Stimmung, die den treuen Hensche mit Besorgniß erfüllte: „Meine kernige, unverwüstliche Gesundheit wird sie nicht untergraben; aber sie hindert mich oft am freudigen Schaffen."

Seine 16jährige Braut, Molly Oestreich,[2]) hatte ihm, als er sie gebeten hatte, sie Du nennen zu dürfen, geschrieben, es sei ihr Bestreben, ihm in Frömmigkeit, Edelsinn und Fleiß nachzueifern. Das veranlaßte ihn, der Braut, die er für viel vollkommener als sich selbst hielt, seine vermeintlichen Fehler und Schwächen mitzutheilen. Unter Anderem schreibt er: „Glaubst Du, daß Du meinem Herzen näher rückst, wenn Du mir ähnlich zu werden strebst? Ich bin nicht mit mir zufrieden, soll ich es auch mit Dir nicht sein können? Von der frühsten Kindheit an bemerkte ich schon an mir eine eigenthümliche Gemüthsstimmung. Mein Streben, sie zu verbessern, ist mir bis jetzt nur insoweit gelungen, als andere Menschen glauben können, ich genösse Selbstzufriedenheit. Du weißt es, meine Molly, daß dem nicht so ist, aber weißt auch, daß meine innige Liebe zu Dir meine Gefühle läutern werde."

Dieser Brief ist im Dezember 1821 geschrieben, als Hagen 24 Jahre alt war. Anknüpfend an diesen Brief schreibt er mit der nächsten Post: „Du möchtest, geliebte Molly, mich nur ja nicht für ein Ideal halten. Kein Tag verfließt, an dem ich mir gestehen könnte, daß ich das erfüllt hätte, was ich mir vorgesetzt. Diese Unzufriedenheit mit mir bereitet mir schwere Stunden."

Hagen gehörte zu jenen edlen, seltenen Menschen, die sich nie eingestehen können, das völlig gethan zu haben, was in ihren Kräften stand.

---

[1]) Dr. phil., Stadtrath Wilhelm Hensche, Pharmaceut, Präsident der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg, geb. 1798.

[2]) Emilie Cäcilie Oestreich (wurde Molly genannt).

Mancher seiner Bekannten hat ihn deshalb getadelt, ihn vor dem Schwärmen nach Unerreichbarem, das Körper und Geist aufreiben müsse, gewarnt.

Freilich unerreichbar ist das Ideal, dem der Mensch zustrebt; denn je näher er demselben durch Vervollkommnung kommt, desto entfernter wird es ihm zu liegen scheinen. Beim schwachen Menschen mag dieses zur inneren Entzweiung führen können; den tapferen Kämpfer entmuthigt es nicht, im Gegentheil, es spornt ihn zu noch größerer Thatkraft an. Schwerer als jeder andere mag dieser Kampf sein. Es giebt kein Ausruhen; denn mit jedem Schritt vorwärts wächst auch die Anforderung, welche ein solcher Mensch an sich stellt. Ein so schweres Ringen kann auch nur ein edler Mensch von opferfreudigster Hingabe durchführen, ein Mensch, der mit klarem Blick und festem Gottvertrauen den Kampf aufnimmt. Er führt auch nicht zu dem von einem jugendlichen Kämpfer vielleicht geträumten vollständigen Siege, aber zu der höchsten erreichbaren Stufe der Vollkommenheit.

Dieser Kampf hat Hagen, den kühnen Streiter, nicht aufgerieben, das beweist seine geistige und körperliche Frische im höchsten Greisenalter. Nur in seinen Jünglingsjahren klagt er, seine Unzufriedenheit mit sich selbst hindere ihn an freudigem Schaffen, später spornte sie ihn zum Schaffen an.

Wenn er auch in seinen letzten Lebensjahren sich sagt, daß sein Ringen mit seinem Schaffen nicht Schritt gehalten habe, daß seine Leistungen nur geringe und vergängliche gewesen seien, woraus hervorgeht, daß Selbstzufriedenheit ihm fremd geblieben ist, so muß er sich doch bei seiner bescheidenen Selbstbeurtheilung viel glücklicher gefühlt haben als Menschen, die Selbstzufriedenheit zur Schau tragen und sich vorspiegeln, während eines langen Lebens alles das für ihre Mitmenschen gethan zu haben, was in ihren Kräften stand.

Muß nicht für diese scheinbar selbstzufriedenen Menschen die Stunde schlagen, in welcher sie mit bitterem Gewissensschmerz ihren Irrthum wahrnehmen?

Das sanfte Ruhekissen eines guten Gewissens, auf dem Hagen seinen Geist ausgehaucht hat, werden sie schmerzlich vermissen.

Nur mit größtem Unrecht kann das reine Streben eines Mannes, wie Hagen, der nie nach höherer Anerkennung fragte, sondern den Lohn

seiner Arbeit darin suchte, sein Wissen auf seine Schüler zu übertragen, der jede Ovation floh, der auf Geld, Titel, Orden nicht den geringsten Werth legte, der nur lernen und lehren wollte, als Ehrgeiz oder Schwärmerei bezeichnet werden.

Unfraglich hat seine ideale Geistesrichtung ihm unendliche Schmerzen, aber auch unendliche Freuden bescheert — und wie segensreich hat doch sein stilles bescheidenes Walten, sein Beispiel auf Alle, die ihm nahe standen, gewirkt! „Was wäre aus mir geworden", rief schluchzend der treueste Freund[1]) des Hagenschen Hauses an dem Sarge des Verklärten aus, „wenn ich nicht immer das Beispiel dieses edlen Mannes vor Augen gehabt hätte! Alles, was Gutes an mir ist, habe ich nur ihm zu verdanken."

Doch zurück zu Hagens Jugendzeit! Der vorzüglichen Mutter gelang es, den Knaben August durch fromme Erzählungen von seiner Schwermuth abzulenken und dem jugendlichen Gemüth Frömmigkeit und Sinn für alles Edele und Gute einzuflößen.

Da seine Brüder erheblich älter waren, so schloß der Knabe sich mehr an seine Schwestern Johanne[2]) und Florentine[3]) an, die im Alter von ihm nicht wesentlich unterschieden waren. Das innige Zusammenleben mit der edlen Mutter und den reich begabten Schwestern sagten dem schüchternen Knaben und später dem gemüthvollen Jünglinge mehr zu als die wilden Spiele und die nach Studentenart betriebenen Vergnügungen seiner Mitschüler. Ohne sich dem Weibischen zuzuneigen, lernte er hier edles, weibliches Wesen kennen und schätzen.

Zu seinem reinen, zarten, sanften Wesen, zu der Liebe für alles Schöne, zu der Begeisterung für das Edele, was schon in den Gedichten des sechzehnjährigen Jünglings hervorleuchtet und auch noch in den Werken des mehr als achtzigjährigen Greises so wohlthuend berührt und anmuthet, wurde hier der Grund gelegt.

Der Umgang mit edlen, kunstsinnigen Frauen war ihm bis zu seinen letzten Lebenstagen der zusagendste und angenehmste.

---

1) Amtsgerichtsrath Ludwig Burchard.

2) geb. 21. März 1794, gest. 10. Dez. 1885, Gattin des Astronomen W. Bessel.

3) geb. 31. März 1800, gest. 29. Dez. 1838, Gattin des Physikers F. Neumann. Beide Schwiegersöhne C. G. Hagens waren Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaft u. Kunst.

Durch innige Liebe war er mit seiner jüngsten Schwester Flore verbunden, die künstlerisch beanlagt war. Der kleine Reimer und Dichter besang sie, dozirte und fabulirte, während sie seinen Lockenkopf zu portraitiren suchte.

Weite Spaziergänge in die wenig reizvolle Umgegend Königsbergs wurden unternommen und von der herrlichen Natur geschwärmt. „Kann es Herrlicheres geben als in der Freie mich zu ergehen und im Anschauen der reizenden Natur meinen Lieblingsgedanken nachzuhängen?“ so schreibt August als Schüler.

Seine Liebe zur Natur wetteiferte mit der zur Kunst. Mit leuchtenden Augen erzählte er noch als Greis von den herrlichen Tagen, die er bei seinem Onkel, dem Landschaftsrath Mahraun,[1]) auf Kommau als Gymnasiast des Altstädtischen Gymnasiums verleben durfte. Aus Göttingen schreibt er im Jahr 1822: „Dort wurde ich auf das Lebhafteste an die froh verlebte Kinderzeit in Kommau erinnert, wo der knarrende Ziehbrunnen und das Zwitschern der Sperlinge unter dem Dache in mir die ersten poetischen Empfindungen erweckte.“ In einem anderen Briefe, nachdem er als Dichter durch Goethe bereits Beachtung gefunden hatte, liest man: „Ich labte mich am herrlichen Sonnenuntergang, den ich vom Zwinger aus schaute, durchstrich den nah gelegenen Fichtenhain und weidete Ohr und Herz am heiligen Gesäusel, das mich von der frühesten Kindheit in eine poetische Stimmung versetzt.“

Zu den Lieblingserinnerungen aus seiner Knabenzeit gehörten auch die Jahre, als der Königliche Hof in Königsberg residirte und die jungen Prinzen in dem Hause seines Vaters aus- und eingingen. Dieser ertheilte auf Allerhöchsten Befehl dem Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV.), dem Prinzen Wilhelm (Kaiser Wilhelm I.) und dem Neffen des Königs, dem Prinzen Friedrich, Unterricht in Physik, Chemie und Botanik. Die Prinzen erschienen zu den Vorträgen in der Begleitung des Geheimraths Delbrück und des Generals v. Diericke. Einige Kollegien hörten die Prinzen auch gemeinsam mit den Studenten. Der Kronprinz hatte seinen Königlichen Eltern von den interessanten Vorträgen und Experimenten ihres Lehrers erzählt. Die Majestäten ließen sich bei diesem ansagen und so wurde dem Vater Augusts

[1]) Rittergutsbesitzer auf Kommau und Condehnen, geb. 1766, gest. 1836. Vermählt mit: Theodora Charlotte Rabe.

das Glück zu Theil, den König und die Königin Luise in seinem Hause zu empfangen und die hohen Herrschaften durch Versuche mit der Elektrisirmaschine, der Luftpumpe und einem, damals noch neuen, galvanischen Apparat zu unterhalten.

Wenn auch jene Unglückszeit seines Vaterlandes auf dem Vater Augusts hart lastete, so hat ihm die Gnade Friedrich Wilhelms III. und seiner von ihm so hochverehrten Königin Luise das Dasein verschönt. Unter den wenigen Aufzeichnungen, die von ihm noch erhalten sind, liegen aus jener Zeit folgende vor:

„Vom Februar 1808 wurde mir von Sr. Majestät dem Könige bei seinem Aufenthalte hieselbst der Unterricht in Physik, Chemie und Botanik vor J. J. Königlichen Hoheiten dem Kronprinzen, seinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm und dem Neffen des Königs, Prinzen Friedrich, übertragen. Diese Zeit gehört zu den wichtigsten Abschnitten meines Lebens, wo ich täglich bei meinen Unterhaltungen den durchdringenden Blick, die schnelle Fassungsgabe und den moralischen Werth meiner Königlichen Zuhörer kennen zu lernen Gelegenheit fand. — Zu den unvergeßlichsten Tagen aber zähle ich den 17. und 29. November 1808, an welchen ich das Glück hatte, unsern erhabenen König selbst und seine jetzt verewigte Gemahlin uebst den Prinzen und Prinzessinnen und dem Hofstaate, jedesmal 4 Stunden durch, mit Versuchen zu unterhalten, die mit dem herablassendsten und gnädigsten Wohlgefallen beachtet wurden."

Die unwandelbare Königstreue, welche Karl Gottfried Hagen beherrschte, übertrug sich auf August, der zu aller Zeit in unverbrüchlichster Treue seinen drei Königen mit Ehrfurcht und Hingebung gedient hat.

Die Jahre 1848 und 1849, in welchen Dr. Jacoby[1]) in Königsberg gefeiert wurde, konnten seine Königstreue nicht erschüttern.

Am 15. Oktober 1849, dem Geburtstage seines Königs, schreibt er, wie es ihm zur Gewohnheit geworden war, wenn Freude oder Schmerz sein Herz bewegte, in Versen:

---

[1]) Johann Jacoby (Vier Fragen-Jacoby), geb. 1805, gest. 1877.

„Und Millionen vereinen sich heut,
Mit uns zum heil'gen Gebete,
Ach, führte die trübe, die nächtliche Zeit
Zur herrlichen Morgenröthe! — —
Hoch lebe der König! Ihn segne mit Kraft
Und mit Weisheit, Du Gott, der das Gute schafft!"

Im Jahre 1878, als der 81jährige Greis von seiner letzten Reise nach Italien zurückkehrte und von dem Attentat auf seinen geliebten Kaiser Kenntniß erhielt, schreibt er:

„Kann ich doch nicht oft genug einen Weheruf über das Attentat vernehmen, wie die Geschichte kaum ein scheußlicheres aufgezeichnet hat! Das Vaterland hat eine Kränkung erfahren, die es nie verwinden kann. Warum mußte ich solches erleben? Ist es doch nicht gar so lange, daß ich wiederholt es aussprach, der Kaiser sei der glücklichste aller Sterblichen, nun muß ich bei meiner Rückkunft das Schmerzlichste erfahren." —

Der erste tiefe Schmerz, welchen Hagen in seiner Jugend zu überwinden hatte, fiel in die Zeit der Freiheitskriege, als einige seiner Mitschüler zur Befreiung des Vaterlandes ins Feld zogen. Der vor Begeisterung glühende Jüngling war noch zu klein, um eine Muskete tragen, auch noch zu schwächlich, um ein Roß tummeln zu können.

Durch Uebungen aller Art, insbesondere durch weite Märsche, stählte er seinen Körper, und als er 1816 das Altstädtische Gymnasium absolvirt hatte, war er zum kräftigen Jünglinge von Mittelgröße herangereift. Seine Gesundheit blieb sein ganzes Leben lang die denkbar beste. Eine erhebliche Krankheit, die ihn auch nur einen Tag ans Bett fesseln konnte, hat ihn nie heimgesucht. Er war bei kleinen Indispositionen nicht zu bewegen, einen Arzt um Rath zu fragen oder gar ein Medikament einzunehmeu. Wurde hinter seinem Rücken ein Arzt befragt und hatte dieser noch so dringend empfohlen, im Zimmer zu bleiben, so unternahm er, noch als Greis, meilenweite Spaziergänge, um das Unwohlsein zu bekämpfen, was ihm auch fast ausnahmslos gelang. Wurde ihm, dem Achtzigjährigen, von seiner für ihn besorgten Umgebung ein wärmeres Kleidungsstück aufgedrängt, so lachte er freundlich und wies es liebenswürdig mit den Worten zurück: „Kinderchen, der Mensch darf sich nicht verwöhnen." Auf nüchternen Magen trank er, während er sich morgens ankleidete, ein

Glas Brunnenwasser und äußerte oft, daß er, so wie sein Vater, der es ebenso gehalten habe, diesem Medikament seine Gesundheit zu verdanken habe. —

Als Hagen 1816 das Abiturientenexamen abgelegt hatte, entließen ihn seine Lehrer mit vielen Segenswünschen für eine schriftstellerische Laufbahn. Seine dichterische Begabung, seine litterarischen und historischen Kenntnisse hatten die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf den talentvollen Schüler gelenkt und sie riethen ihm, ein Studium zu ergreifen, in welchem seine Talente zur Geltung kommen könnten.

Mit großer Liebe sprach Hagen noch in späteren Jahren von Direktor Struwe und seinen anderen Gymnasiallehrern. Als einer dieser, der Prorektor Grabowski, Ende der dreißiger Jahre sein Jubiläum feierte, veranlaßte Hagen, daß sein Sohn, ein Schüler des Altstädtischen Gymnasiums, dazu auserkoren wurde, dem greisen Lehrer, der Vater und Sohn unterrichtet hatte, die Festgabe zu überreichen und ein Gedicht zu deklamiren, welches Hagen zu Ehren des Jubilars verfaßt hatte.

Die Wünsche der Lehrer, in Betreff des von Hagen zu ergreifenden Studiums, stimmten aber mit dem Wunsche seines Vaters durchaus nicht überein. Lehrstühle für Kunstgeschichte, welcher sich der junge Student widmen wollte, existirten damals noch nicht in Preußen. — Es mag hier gleich bemerkt werden, daß August Hagen seinerzeit in Preußen der erste und einzige ordentlich bestellte Universitätslehrer für Kunst- und Litteraturgeschichte war und dies viele Jahre hindurch blieb.[1]) — Hagens praktischer Vater war entschieden für ein sogenanntes Brotstudium und wünschte, daß sein Sohn sich der Medizin widmete. Zeit und Gelegenheit, um seinen Kunstpassionen nachzugehen, würde sich bei dem Studium der Medizin schon finden.

Hagen, gewohnt, seinem zwar gütigen, aber auch streng gebietenden Vater, den seine Söhne mit Sie anreden mußten, in allen Stücken ohne Widerrede zu folgen, ging mit schwerstem Herzen auf den väterlichen Wunsch ein und hörte daher hauptsächlich medizinische und naturwissenschaftliche Collegia auf der Universität seiner Vaterstadt.

---

[1]) Kulturkämpfer, Berlin 1880.

Im geheimsten Herzenswinkel des jugendlichen Studenten glühte nicht nur der Wunsch, sich dem Kunststudium, sondern sich selbst der Kunst zu widmen. Hätte Hagen nicht aus inniger Liebe zu seinen Eltern und aus Rücksicht für seine ganze Familie die Passion, welche ihn ganz erfüllte, aber in jenen Jahren doch noch nicht so aufgefaßt wurde, wie sie dem jungen Dichter vorschwebte, mit männlicher Stärke zurückgedrängt, so würde er sich als Dramaturg dem Theater gewidmet und am liebsten selbst die Bretter betreten haben.

Während Hagen mit wenig Freude und Lust seinen medizinischen Studien oblag, meldete er sich, um, falls der König nochmals zu den Waffen rufen sollte, nicht unvorbereitet zu sein, zum Eintritt in das 1. Ostpreußische Infanterie-Regiment. Es mögen einige Auszüge aus der mit ihm aufgenommenen Verhandlung hier ihren Platz finden:

„Actum Königsberg, den 15. April 1817.

Der unterzeichnete interimistische Herr Regiments-Kommandeur genehmigte das Gesuch des Studiosus Ernst August Hagen, Sohn des Medizinal-Rath Hagen hierselbst, ihn als Freiwilligen in das erste Bataillon des ersten Ostpreußischen Infanterie-Regiments eintreten zu lassen, um seiner Verpflichtung zum activen Militair-Dienste nach dem Gesetze vom 3. September 1814 zu genügen, indem derselbe die in der Verordnung vom 19. May 1816 festgesetzten Atteste beigebracht hat, auch überhaupt sein Eintritt als Freiwilliger in das obgedachte Bataillon, durch die schriftlich ausgesprochene Erlaubniß seines Vaters, annehmlich ist, so wurden über die Vorrechte und die Verpflichtungen des Eintretenden im folgenden festgesetzt,

1. seine Dienstzeit im Regiment soll nur ein Jahr dauern; er tritt seine Dienstzeit mit dem heutigen Tage an und soll den 15. April wieder entlassen werden.

2. —

3. unterwirft sich der Eintretende allen und jeden Requisitions, welche in diesem Dienstjahre in Dienstangelegenheiten an ihn ergehen werden.

4. seine Equipirung will er durch Zahlung der in der Instruktion vom 19. May 1816 festgesetzten Summe von 43 Thlr. 3 gGr Pf. bewirken.

5. —

v. g. u.

Major und interimistischer Regiments-Kommandeur gez. v. Billerbeck

gez. Ernst August Hagen.

gez. v. Woisky Pr. Lieut. und Auditeur-Offizier."

Den Einjährig-Freiwilligen, besonders den Studirenden, wurde der Dienst damals nicht schwer gemacht. Die Kollegien gingen meist dem Dienst vor, und wechselte ein Truppentheil die Garnison, so wurde der Freiwillige, „damit er in der Frequenz der Universitäts-Kollegia nicht unterbrochen werde", zu einem in der Universitätsstadt verbleibenden Truppentheil versetzt.

Diese Rücksichtsnahmen wurden von den Studenten oft über Gebühr ausgebeutet, um sich anstrengenden Exercitien zu entziehen. Hagen, den sein ganzes Leben lang das peinlich strengste Pflichtgefühl beseelte, nahm es dagegen durchaus ernst mit dem militärischen Dienst. Die Bezeichnung „Soldatchen spielen" für das Wort „dienen" mag aus jener Zeit stammen. Hagen betrachtete das Dienen nicht als Spiel, sondern als ernste Pflicht. Er war jetzt körperlich so gekräftigt, daß er nicht allein ohne Beschwerde Gewehr und den gepackten Tornister tragen konnte, sondern auf Uebungsmärschen von ermüdeten Kameraden nicht selten ein zweites Gewehr trug, welches er erst beim Einmarsch in die Stadt dem Betreffenden abzugeben pflegte.

Seinem sittenreinen, nach jeder Richtung hin soliden Lebenswandel verdankte er seinen Ueberschuß an Kraft, welche er in liebenswürdiger und aufopfernder Weise zum Besten seiner Nächsten, ohne Ansehen der Person verwerthete.

Die studentischen Vergnügungen und Kommerse floh er, wenn sie zu wüsten Trinkgelagen ausarteten. Seine ideale Geistesrichtung, sein ihm angeborenes oder anerzogenes ästhetisches Gefühl wurden durch die übersprudelnde, oft in Rohheiten übergehende

Fröhlichkeit seiner Kommilitonen beleidigt und verletzt. Obscöne Scherze, schlüpfrige Anekdoten haßte er, und noch dem Greise mit dem jugendlich reinen Herzen trat die Schamröthe in sein edles Gesicht, wenn er dergleichen zu hören bekam. Die Mehrzahl seiner Kommilitonen hatten während ihrer Gymnasialausbildung in ärmlichen Pensionen gelebt, in welcher sich die Knaben mehr oder weniger selbst überlassen waren. Auf der Universität lebten sie später zum Theil von Stipendien und Freitischen. Ihr ganzes Streben ging im Allgemeinen nur darauf hinaus, zum Examen zu arbeiten, um so bald wie möglich in eine Brotstelle zu kommen.

Mancher Theologe klagte im letzten Semester, sich nicht dem Forstfach gewidmet zu haben, welches ihm eine einträglichere Stelle eingebracht hätte; mancher Jurist bedauerte, nicht Theologe geworden zu sein, weil er als solcher einige Jahre früher zu Amt und Würden gekommen wäre.

Hagens Streben ging aber damals schon darauf hinaus, wie er es so oft noch selbst in seinem höchsten Alter aussprach, zu lernen und zu lehren, nicht um nur sein Brot zu verdienen, sondern für die Wissenschaft und seine Mitmenschen zu arbeiten, sie für alles Schöne und Edele zu begeistern.

Zu seinem Leidwesen mißglückten ihm seine Versuche, einen Verein unter den Studenten zu begründen, in dem nur Wissenschaftliches getrieben werden sollte. Da er, spät auf die Universität gekommen, an Jahren also älter wie viele seiner Kommilitonen war, so erbot er sich, Sachen von Schiller und Shakespeare vorzulesen, auch sich in Vorträgen zu versuchen.

Die Burschenschafter, zu welchen er auch gehörte, debattirten lieber bei vielem Löbenichter Bier über das deutsche Vaterland als über Litteratur und Kunst, zu der sich Hagen, ohne daß ein Mensch auf ihn in dieser Beziehung eingewirkt hatte, hingezogen fühlte.

Alle seine Mühe war vergeblich und nur wenige seiner Kommilitonen, die auch so situirt waren, um nicht nur für ein Examen arbeiten zu müssen, theilten seine Anschauung über „Lernen und Lehren“. Der Kreis seiner Freunde blieb daher klein, nur Einzelne unterstützten ihn in seinen Bestrebungen, aber alle Mühe war vergeblich; das wissenschaftliche Kränzchen erstickte im Keim.

Um sich eine umfassende Bildung anzueignen, hörte Hagen außer den Medizinern auch noch andere Professoren. So wenig Interesse ihm die Vorträge über Medizin abgewannen, so gerne lauschte er den historischen und philosophischen Vorträgen — und in seinem Kämmerlein lagen die chirurgischen Instrumente, ein Geschenk seines Vaters, unter historischen Werken und solchen über Kunst und Litteratur tief vergraben.

Um Zeit zu gewinnen, außer seinem Brotstudium, welches er aus Ehrfurcht vor seinem Vater nicht vernachlässigte, seinen Lieblingsstudien nachzugehen, ließ er sich so zeitig wecken, daß er zwischen 4 und 5 Uhr morgens seine Studien beginnen konnte.

Es liegt noch eine Aufzeichnung aus jener Zeit vor, in welcher er beschreibt, wie entsetzlich schwer ihm das so frühe Aufstehen wird — „aber es muß sein, ich will es und werde es immer so halten".

Er hat es gehalten — und dieses nicht allein; es ist nicht zu viel gesagt — er hat stets gehalten, was er sich vornahm.

Durch eine bewundernswerthe Energie, die er schon als Knabe entwickelte, überwand er die größten Schwierigkeiten.

Dem Knaben, der oft stotterte, wurde gesagt, er könne sich das Lallen und Stottern bei Beharrlichkeit und festem Willen durch Sprachübungen und unausgesetzte Aufmerksamkeit beim Hervorbringen der Wörter abgewöhnen.

Mit rastlosem Eifer betrieb er die Uebungen, das Stottern ließ nach, hörte ganz auf, und wer ihn je hat vortragen hören, der wird nicht glauben können, daß der Mann, welcher die Sprache so anmuthig und sicher beherrschte, einst so stark stotterte, daß er die Gesellschaft seiner Schulkameraden mied, um nicht verhöhnt zu werden.

Der noch im Wachsthum begriffene Student mußte auch seine ganze Energie zusammennehmen, um sein Vornehmen, um 4 Uhr aus den Federn zu gehen, auszuführen. Er brauchte sich später nicht wecken zu lassen. Regelmäßig stand er um 4 Uhr auf und bis zu seinen letzten Lebensjahren, Sommer und Winter, saß er bereits vor 5 Uhr an seinem Schreibtisch.

Keinem Menschen, selbst seinen Dienstboten nicht, wollte er beschwerlich fallen und gestattete es nicht, daß sein Studirzimmer am frühen Morgen geheizt wurde. In der im Winter oft recht unheimlich kalten Stube arbeitete der silberhaarige Greis bei einer kleinen Lampe,

früher sogar bei einem einfachen Licht, ohne jede Pause bis 8 Uhr, um welche Zeit ihm der Kaffee gebracht wurde. Nur zu oft war er in sein Studium so vertieft, daß er den Kaffee kalt werden ließ.

Um wieviel Arbeitsstunden der Gelehrte sein Leben durch das zeitige Aufstehen während 63 bis 64 Jahren verlängert hat, mag der ausrechnen, für den die Morgenstunde nicht Gold im Munde hat.

Doch zurück zu dem Studenten August Hagen, der seiner Militärpflicht genügt hatte! In seinem Entlassungsschein, der ihm gewiß ein freundliches Lächeln abgewonnen hat, ist, wie folgt, zu lesen: „Es wird dem Unteroffizier August Hagen besonders zur Pflicht gemacht, sich überall mit Anstand, Ordnung und Würde und so zu betragen, wie dies seiner ehrenvollen Bestimmung und jedem treuen und rechtschaffenen Staatsbürger und Unterthan gebührt. Wird er im Dienst invalide, so soll für ihn gleich wie für die Soldaten des stehenden Heeres gesorgt werden, und wird ihm nach vollendeter tadelloser Dienstzeit in der Landwehr des 1. und 2. Aufgebots die Auszeichnung zugestanden, bei feierlichen Gelegenheiten seine Uniform tragen zu dürfen."

Es gelang Hagen nicht, trotz aller Willensstärke, dem Studium der Medizin das nöthige Interesse abzugewinnen. Tief niedergeschlagen, seinen Neigungen nicht folgen zu dürfen und einem wenig nutzbringenden Leben entgegenzugehen, wurde der Jüngling von schwermuthsvollen Gefühlen heimgesucht, die sich in seinen Dichtungen aus jenen Jahren abspiegeln:

„Als vom Knaben ich zum Jüngling reifte,
Schien mir dumpf das Leben und verwaist;
Doch voll himmlischem Entzücken schweifte
In der Griechenwelt mein reger Geist,
Ihr verdank' ich, daß der Göttersame,
Den ich unbekannt im Busen trug,
Jüngst als zitternde, doch lichte Flamme
Aufwärts zu den Sternen schlug."

Die zitternde, aber doch lichte Flamme, von welcher hier der Dichter singt, bezieht sich auf eine Anerkennung, die dem zwanzigjährigen Studenten eine poetische Arbeit einbrachte.

Eine junge Dame, Fräulein Marie Kayser, die gleich ihm für Poesie schwärmte, ihn zu seinen Gesängen begeisterte, ehrte den jungen

Dichter durch Ueberreichung eines von ihr kunstvoll geflochtenen Kranzes.

An demselben Tage, dem 29. Juni 1817, besingt er die ihm gewordene „Kayserkrone“. Einige Verse, die er damals aufs Papier geworfen hat, seine Freude über die ganz unerwartete Anerkennung wiedergeben und auch sonst noch bezeichnend sind, finden hier Aufnahme:

„O sel'ger Tag, da ich von Ihr, der Hehren,
Der Dichtkunst Preis empfing, den Blumenkranz:
Bald wollt' ich, eine Heilige, Sie ehren,
Um Ihre Scheitel stralte Götterglanz.

O sel'ger Tag, Du streust der Hoffnung Licht
Auf mich, der Wehmuth Dunkel ist zerstoben,
Das meinem Haupt nur Dornenkronen flicht,
Zum Sänger fühl' ich mich durch Sie erhoben.

Geblendet schlug ich scheu die Augen nieder,
Als einen Huldblick mir die Ihren weihten,
Des Kranzes Preis beschämte meine Lieder.
O schlüg' ich meisterhaft dereinst die Saiten
Und stralte mir ihr blaues Auge wieder,
Dann fühlt' ich ganz des Himmels Seligkeiten!“

Ziemlich gleichzeitig mit der Anerkennung seiner Freundin erhielt er die Nachricht, daß einige seiner Gedichte, die er einem Blatt überschickt hatte, ohne sich als Verfasser zu nennen, eine günstige Aufnahme erfahren hätten.

Diese Erfolge ließen seinen Entschluß, sich ganz seiner Muse zu widmen, immer mehr reifen. Aus seinen Gedichten jener Zeit läßt sich seine glühende Begeisterung für Poesie am besten erkennen.

In einem langen Gesange, in welchem er in den ersten Versen über die prosaische Zeit klagt, in welcher der Sänger nicht mehr gefeiert werde, singt er:

„Dennoch schwing' ich mich ins Reich der Dichtung,
Wandle gern in ihrem Blüthenhain,
Und es gilt mir heilige Verpflichtung,
Ihr mein Leben, ihr mein Herz zu weih'n.
Schüchtern greif' ich mit den ungeweihten
Fingern in das goldne Saitenspiel;

Denn es strömt aus den berührten Saiten
Mir der Seligkeit Gefühl.
Immer hat voll Trostes und voll Milde
Sie dem Sterblichen sich offenbart,
Und durch der Erinnerung Gebilde
Schönt sie auf die Gegenwart.

Selig, dreimal selig! dem im Busen
Ihr geweihter Funke glüht und sprüht,
Tröstung lächelnd winken ihm die Musen,
Wenn die Welt verspottet Sang und Lied.
Himmelswonne, die sein Herz umheitert,
Macht ihn mit dem Höchsten selbst verwandt,
Und des Irdischen entwöhnt, geläutert,
Zieht er in das laut're Land.

Drum getrost! Mehr als des Ruhmes Töne,
Mehr als Fürstensold und Fürstengold,
Gelte mir das Lächeln und die Thräne,
So die Jungfrau meinen Liedern zollt.
Erdenliebe sei von mir gesungen,
Bis mein Aug' in Himmelsliebe bricht,
Vester noch von mir das Band geschlungen,
Welches Lieb' und Lied verflicht.

Und sie soll im Alter nicht verlodern,
Höher schwelle sie die Mannesbrust,
Und wenn meine Glieder längst schon modern
Halle meine Harfe noch voll Lust.
Doch zu kühn ist meiner Wünsche Streben,
Diese Lieder trotzen nicht der Zeit:
Nur Vollendetes wird ewig leben,
Ihm nur winkt Unsterblichkeit!

In einem anderen Gesange liest man:

Nehmt mir alle meine Habe,
Was die Menge ehrt, das Glück;
Dennoch selbst am Bettelstabe
Traur' ich nicht um mein Geschick.
Meine Harfe lass' ich klingen,
Sie verbleibt mein Eigenthum.
Reich durch Liebe, will ich singen
Ihren Preis und ihren Ruhm.

Zu den intimeren Universitätsfreunden Hagens gehörten die Juristen Bartisius,[1]) Gustav[2]) und Adolf Jachmann,[3]) Söhne des Dr. Jachmann, der Theologe Heinel,[4]) der Kameralist Argelander[5]) und vor Allen Wilhelm Hensche, der Pharmazie und Naturwissenschaften studirte, ein ebenso begeisterter Anhänger der Kunst wie Hagen. Hensche lebte in sehr günstigen Vermögensverhältnissen, die es ihm gestatteten, viel auf Reisen zu sein und sich Kunstsammlungen anzulegen. Mit ihm zusammen wurde Hagen ein fleißiger Sammler. Herbarien, Wappen, Münzen, Autographen, Antiquitäten aller Art, Kunstgegenstände und Schriften über Kunst ꝛc. wurden gesammelt, und Hagen, sowie Hensche, der seinen Freund noch überlebte, sammelten ihr ganzes langes Leben hindurch.

Im Nachlaß Hagens fanden sich, um ein Beispiel hier anzuführen, außer vielen anderen Sammlungen, sämmtliche Theaterzettel[6]) des Königsberger Theaters. Alle Mittheilungen in Blättern, die sich auf Königsberg, auf die Provinz und auf Kunst bezogen, bewahrte er im Original auf oder kopirte sie und ordnete diese Sammlung mit der Zeit alphabetisch. So entstanden Kollektaneen, die bei seinem Tode große Bücherschränke ausfüllten. Noch in seinem höchsten Alter ließ er sich von seinen Kindern alle Nachrichten über Kunst, welche diese in ihren Zeitungen fanden, in Ausschnitten für die Kollektaneen überschicken.

Diese Sammelfreude hat ihm, und wohl noch mehr anderen Gelehrten in späteren Jahren viel genutzt. Wer über Königsberg, über Ostpreußen oder über Sachen, welche Kunst betrafen, sich in speziellen Dingen orientiren wollte, ging zu dem alten, freundlichen Herrn, der sich nie verleugnen ließ. Konnte dieser nicht aus dem wunderbar scharfen Gedächtniß Auskunft geben, so schlug er die dicken, schweren Bände der Kollektaneen auf und fand gewöhnlich eine Notiz oder einen alten Zeitungsausschnitt, der Anhalt zu weiteren Forschungen gab.

---

1) Bartisius, Regierungsrath in Königsberg.

2) Gustav Jachmann, Geh. Regierungsrath in Königsberg.

3) Adolf Jachmann, Geh. Tribunalsrath in Königsberg.

4) Eduard Heinel, Pfarrer, Verfasser der Geschichte Preußens, geb. 1798.

5) Der berühmte Astronom Fr. Wilhelm August Argelander studirte zuerst Kameralia, geb. 1799, gest. 1875.

6) Der Alterthumsgesellschaft Prussia in Königsberg 1880 übergeben.

Wenige Jahre vor seinem Tode wandte sich der Professor Dr. Möller, Direktor des Altstädtischen Gymnasiums, an einen der Söhne Hagens und ersuchte diesen, dafür Sorge zu tragen, daß im Interesse der Wissenschaft beim Tode des Vaters die Kollektaneen einer Staatsbibliothek einverleibt würden. Professor Möller motivirte diese Bitte, indem er angab, wenn er nicht „aus und ein" gewußt hätte, habe er die Güte des Herrn Geheimraths in Anspruch genommen und jedesmal sei ihm aus den Kollektaneen die gewünschte Auskunft ertheilt.

Die Kollektaneen befinden sich gegenwärtig in der Königlichen Nationalgalerie zu Berlin; Professor v. Donop[1]) hat die Aufstellung derselben, nach Rücksprache mit dem Geheimen Ober-Regierungsrath Dr. Jordan daselbst, bewirkt, mit dem Bemerken, „daß die Bücher dort im Sinne des Verewigten sachkundiger und besser benutzt würden als an anderer Stätte".

Von den Erben, die die Bücher selbstverständlich kostenfrei überliefert haben, ist ausdrücklich ausbedungen, daß „jederzeit einer Aufforderung zur Hergabe der Kollektaneen seitens der Universität von Königsberg nachzukommen ist".

Ein Jahr vor seinem Tode hat Hagen mit seinem ältesten Sohn über die Kollektaneen gesprochen und geäußert, es würde sich vielleicht empfehlen, dieselben zu vernichten. Man könnte sich andernfalls auf ihn berufen, während er für die von ihm nur zum großen Theil abgeschriebenen Mittheilungen, die manche Falsa enthalten, nicht als Autor gelten wolle. —

Als der treue Hensche Königsberg verließ, um sich für seinen späteren Beruf vorzubereiten, unterhielten die beiden Freunde einen noch mehr zärtlichen als lebhaften Briefwechsel. In den interessanten Reisebeschreibungen Hensches nehmen Kunstdenkmäler den größten Platz ein. Rührend sind die liebevollen Rathschläge, welche er in bescheidenster Weise giebt; er warnt Hagen, nicht zu vertrauensselig, nicht zu freigebig zu sein, auch spornt er ihn an, im Studium seinen Neigungen zu folgen. Er bittet „den Freund, es dem Freunde nicht übel zu

---

[1]) Das Schreiben des Professors v. Donop an einen Sohn August Hagens über die Kollektaneen ist datirt: Berlin, 17. März 1887.

nehmen. Folge Deinem inneren Stern, und Du wirst Großes erreichen, Gott segne Deine Studia!"

Aehnlich wie Hensche wirkte Argelander in Betreff des Studiums auf Hagen ein. Jener fand als Kameralist gleichfalls keine Befriedigung. Mit gleicher Gewalt, wie es Hagen zur Kunst zog, zog es Argelander, durch Bessels Vorträge begeistert, zur Astronomie.

Die beiden Leidensgenossen sannen auf Mittel, sich von ihrem Joch frei zu machen, um ihren Sternen, die ihnen verheißungsvoll, wenn auch Jedem in anderer Art, entgegenblinkten, zu folgen.

Bestärkt wurde Hagen noch in seinem Streben durch jene junge Dame, die ihm den Kranz gewidmet hatte und die auf sein poesievolles Gemüth, auf sein ganzes Leben einen mächtigen Einfluß ausgeübt hat. In der geistreichen, schönen, anmuthigen Jungfrau, die der junge Student nicht zu lieben wagte, aber sie gleich einem überirdischen Wesen verehrte, fand er das verkörperte Ideal, welches ihm in seinen Träumen vorgeschwebt hatte.

Bei dieser Verehrung wurde ihm der Sieg über alle Versuchungen, die keinem Menschen erspart bleiben, leicht. Er hätte der Freundin nicht mehr in das herrliche, sanfte blaue Auge blicken können, wenn er sich nicht seine Reinheit bewahrt haben würde. „Ich genieße nicht nur die Rechte des Freundes bei ihr, sondern die des Bruders", schreibt Hagen. Er hatte die schöne Marie Kaysser, deren Mutter eine geborene Motherby[1]) war, in dem Dr. Motherbyschen Hause kennen gelernt.

Der junge Student mit dem treuen Auge, dem leicht gekräuselten dunklen Haar, der hohen Denkerstirne, dem kleinen, wohlgepflegten schwarzen Schnurrbärtchen unter der hervorspringenden, edel geformten Nase, stets sorgfältig gekleidet, hatte sich in den Damenkreisen Königsbergs schnell beliebt gemacht. Seine ihm eigenthümliche Schüchternheit, die auf große Bescheidenheit zurückzuführen war, verlor sich sofort, wenn von den „geistlosen" Tagesgesprächen die Unterhaltung sich der Poesie und Kunst zuwandte. Da war er es bald, der die ganze Gesellschaft unterhielt und namentlich die junge Damenwelt für Poesie begeisterte.

---

[1]) Dr. William Motherby, Schüler Kants, Stifter der Kantgesellschaft in Königsberg, Verehrer Shakespeares, berühmter Augenarzt, geb. 1776, gest. 1847.

Wenn so mancher Student es vorzog, sich in das Herrenzimmer zu schleichen, in dem die alten Herren beim Punschnapfe ihre Kalkpfeifen rauchten und über „die hochlöbliche Städtische Finanz-Deputation“ raisonnirten, las Hagen mit seiner sonoren Stimme dramatische Werke vor. „Er griff nicht zu den unreifen Geburten der Tagesblätter und Almanache, sondern zu den dramatischen Sachen des unschätzbaren Schiller — —“

Nach einem alten zerzausten Fragment eines Briefes, der wohl von einem Uronkel Hagens geschrieben sein mag, muß es mit den jungen Herren in gesellschaftlicher Beziehung ähnlich wie heutzutage bestellt gewesen sein.

Datum und Unterschrift fehlen. Der Brief muß, obgleich er sehr alt aussieht, nach der Zopfzeit verfaßt sein; denn man liest, die alten Philister säßen so steif auf den Stühlen mit den hohen geraden Lehnen, als wenn sie sich noch ihre Zöpfe lädiren könnten — ferner steht, mit sehr verschnörkelten Schriftzügen, geschrieben, daß die Burschen, anstatt mit den Hulden zu konversiren und zu charmiren, bis ins „Hinterste“ rekuliren, wo die Rathe sitzen, hier lieber Lichter putzen und Feuer zureichen, als wo sie doch da drüben — — (hier fehlt ein Stück des Briefes) vielleicht oder wahrscheinlich hieß es weiter — bei den lieblichen Demoisellen es viel schöner haben konnten.

Der Schreiber muß ein großer Damenfreund und ein Feind des Tabaks gewesen sein; denn er ist sehr ungehalten darüber, daß die Demoisellen nicht allein von den jungen Herren vernachlässigt werden, sondern daß diese auch so wenig gentil und delikat sind, indem sie sich sogar den Hulden mit den von Tabaksduft infektirten Kleidern nähern, obgleich diese durch Rümpfen der Nase und Hüsteln ihren Horreur markiren.

Hagen hat keinesfalls zu jenen „retirirenden“ oder „rekulirenden“ Studenten gehört; denn er rauchte nicht, hat auch später nicht geraucht. Wie er oft erzählte, habe es in seiner Jugend zum guten Ton gehört, dem Tabaksgenuß in jeder Gestalt zu entsagen. Uebrigens wurde damals mehr geschnupft als geraucht.

Hagen, der etwas schwermüthige junge Dichter, scheint in der Gunst der Hulden durch das Arrangement eines Lustspiels „Der Blitz“

im Dr. Jachmannschen Hause — die Frau Dr. Jachmann[1]) half bei den Proben mit — noch bedeutend gestiegen zu sein.

In diesen heiteren Gesellschaftskreisen wurde er mit der anmuthigen Marie Kayser immer näher bekannt und lernte sie als geistig ebenbürtige Freundin mit jedem Tage höher schätzen und verehren. Er besprach mit ihr einen Plan zu einer Tragödie, der ihr Thränen entlockte.

Die zwischen zwei so jungen Menschen verschiedenen Geschlechts seltene Freundschaft erlitt auch nicht den geringsten Abbruch, nicht einen Schein der Trübung, als sich die neunzehnjährige Freundin am 12. August 1820 mit dem Kunsthändler Arnold (in Dresden) auf Wunsch ihrer Eltern verlobte:

Hagen schreibt, als Marie Kayser bereits verheirathet war:

„Nie durfte sich mir der Gedanke in die Seele schleichen, ihr näher stehen zu wollen, als es Freundschaft erlaubt; nur an ein Knüpfen von geschwisterlichen Banden konnte ich denken. Meine Ehrfurcht für sie hätte sich nie in Liebe auflösen dürfen."

Die Verlobungsanzeige der viel gefeierten Marie Kayser mit Herrn Arnold überraschte in Königsberg sehr; denn das „Geträtsche" der Basen, Tanten und ledig gebliebenen Demoisellen hatte eine nahe bevorstehende Verlobung Mariens mit dem schwärmerischen jungen Dichter längst verbreitet. — So neugierig auch die Beiden betrachtet wurden — nichts schien sich in ihrer Freundschaft geändert zu haben.

Ob es denn doch nicht diesen beiden Menschenkindern schwer geworden ist, einer irdischen Liebe zueinander zu entsagen, um das göttlich Reine ihres Verhältnisses nicht zu entweihen?

Hagen verlobte sich im Herbst nächsten Jahres (1821) mit Molly Oestreich, der herrlichen Frau, die mehr als ein halbes Jahrhundert mit ihm Freud' und Leid getheilt hat.

Da der Verlobte noch nicht in „Amt und Würden" war, sollte auf Wunsch seines Vaters das Verlöbniß nicht veröffentlicht werden. „Es verstieße gegen das Herkömmliche."

---

1) Mutter von Gustav und Adolf Jachmann. Das Haus des Dr. Jachmann war in Königsberg als eines der gastfreiesten bekannt.

Der glückliche Bräutigam konnte es aber nicht über sein Herz bringen, der Seelenfreundin das Verlöbniß zu verschweigen. Sie mußte von seinem Glücke wissen. Als er auf einer Reise Dresden berührte, war sein erster Gang zu Frau Arnold. Er zeigte ihr nach Eröffnung des Geheimnisses eine Haarlocke seiner Braut und bat die Freundin, als er aus dem blauen, seelenvollen Auge der schönen Frau, das feucht schimmerte, die freudige Theilnahme zu erkennen glaubte, seine Molly in ihr Herz zu schließen. — „Nachdem ich unser Geheimniß ihr eröffnet hatte, betraf das Gespräch immer meine Molly. Wie erhebend war mir solche Theilnahme Mariens an meinem Glück! Wie selig, daß ich diesem Wesen nichts zu verhehlen brauche, wodurch Sie, meine theure Molly, dem Herzen Mariens so nahe gerückt sind."

Marie Arnold schreibt den 15. April 1822 an eine vertraute Freundin,[1]) als Hagen sich zum Studium der Kunstschätze 1822 in Dresden längere Zeit aufhielt: „Je näher man ihn kennen lernt, je mehr herrliche Eigenschaften lernt man auch in ihm kennen und wir schätzen uns Alle sehr glücklich, ihn noch einige Monate hier zu haben. Arnold hat August Hagen schon sehr herzlich lieb, als wäre er jahrelang mit ihm bekannt, und seine Abreise wird uns sehr schmerzlich sein. Das Verhältniß von August Hagen zu seiner Braut hat mir Dein Brief in ein noch herrlicheres Licht gestellt, und es zeigt sich auch hier, wie weise Gott die Schicksale der Menschen lenkt; denn je öfter ich darüber nachdenke und je öfter ich mich mit August unterhalte, je mehr finde ich, wie unendlich Vieles mir abgeht, um ihm ganz genug sein zu können — — — — ich bin wirklich ganz glücklich; denn von Tag zu Tage wird mir Arnold lieber und achtungswerther."

Aus diesem Brief, sowie aus Hagens Aufzeichnung: „Nie durfte sich mir der Gedanke in die Seele schleichen, ihr näher stehen zu wollen, als es Freundschaft erlaubt", geht wohl hervor, daß die beiden edeln Menschen einen Kampf zu bestehen hatten, aus dem sie siegreich hervorgegangen sind.

Schon zwei Monate, nachdem dieser Brief geschrieben war, sank die einundzwanzigjährige Frau, ohne eine eigentliche Krankheit durchgemacht zu haben — „sie welkte dahin" — ins Grab.

---

[1]) Mathilde Jachmann.

Hagen wurde an ihr Sterbebett gerufen und sah ihr Auge brechen.

Ein zerknittertes Papier, auf das manche Zähre gefallen zu sein scheint, zwei Tage nach dem Tode der tief Betrauerten geschrieben, enthält, unter anderen, folgende Verse:

„Eine früh gereifte Aehre
Schnitt der Zeiten Sichel ab,
Trostlos fließt des Schmerzens Zähre,
Trostlos auf Mariens Grab.

Musterbild der Frauensitte
Von verklärtem Engelsinn,
Führte jeder ihrer Schritte
Näher sie zur Gottheit hin.

An des treu'sten Gatten Seite
Wob sie, abhold nicht'gem Glanz
Freuend sich, wenn sie erfreute,
Des Berufes Aehrenkranz.

Doch es giebt nicht ew'ge Trennung,
Allen, hier betrübt, verwaist
Winkt die seligste Erkennung;
Denn zum Urgeist stieg ihr Geist.

Wie den Schiffer hin zum Strande
Freundlich führt ein Stern und mild,
Lenkt im Schmerz zum Friedenslande
Unsern Blick Mariens Bild."

Erhebender, wie dieses Gedicht, sind seine Aufzeichnungen über seine Trauer, die das härteste Gemüth mit Erbauung erfüllen müssen. Aus ihnen läßt sich der kindlich fromme, Gott ergebene Sinn des edlen Mannes so recht erkennen.

An seine Braut schreibt er:

„Mariens Auge sah ich brechen, in der ich eine Freundin zu besitzen mich rühmen konnte, wie sie tausend Würdigere vergeblich suchen, und ich muß dem Himmel danken, der Mariens Gatte mich Freund nennen ließ.

Verzeihe, meine Molly, wenn ich die Freundin vermisse, in deren Antheil an mir ein großer Theil meines Glückes ruht. Die Ver-

klärte hatte ein zu hohes Bild von mir, und deshalb sah sie mich gern . . . .

Sie war ein Musterbild häuslicher Tugend, die ich als Ideal verehrte. Erkenne, meine Molly, meine Treue darin, wie ich das Andenken seliger Erinnerungen heilige. Marien nicht betrauern, hieße sie vergessen können. O hättest Du sie gekannt und der Zahl Deiner Freundinnen zugezählt! Liebe Molly, bewahre mir Deine Liebe, die mir allein Trost gewähren kann." —

Trotzdem Hagen todtraurig im Herzen war, nahm er sich mit hingebendster Liebe des untröstlichen Gatten an. Fast mit Gewalt führte er ihn vom Grabe der geliebten Frau fort und unternahm mit ihm eine längere Reise durch Böhmen, um den trostlosen Wittwer zu zerstreuen. In seinen Aufzeichnungen aus jenen schweren Tagen liest man: „Diese Töplitzer Reise mit dem namenlos unglücklichen Wittwer wird mir ewig von vielem Werth sein, da wir in unsern Gesprächen nur der Verklärten gedachten — ich kann mich noch immer nicht erholen, ewig wird das Bild der Verehrten, deren himmlisch sanftes Auge ich brechen sah, mich umschweben. Sie jetzt glücklich zu wissen, ihren Gatten Freund nennen zu können, müßte mir als höchstes Geschenk des Himmels gelten — ihr Verlust würde mich in den Abgrund der Verzweiflung schleudern, wenn nicht der Gedanke an Unsterblichkeit mich wieder aufrichtete."

Nach dem Tode Hagens wurden in einer Schublade seines Sekretärs ein künstlerisch schön ausgeführtes Miniaturbild der Freundin, ein verwelkter Kranz mit grüner Schleife, sowie eine farbige Tuschzeichnung des Hauses, in dem Hagen sie kennen gelernt hatte, gefunden. Ein immergrüner Zweig, der wohl vom Grabe der Verblichenen gepflückt sein mochte, lag daneben. Diese Andenken waren sorgfältig in zarte Umhüllungen verpackt, mit Namen und Daten versehen. Das Portrait, welches von einem bedeutenden Künstler gemalt sein muß, zeigt eine Dame von vollendeter Schönheit.

Diese Episode aus Hagens Leben durfte auch im flüchtigen Lebensbilde nicht nur flüchtig berührt werden.

Abgesehen davon, daß die reine Liebe zu dem reinen Wesen auf ihn als Dichter von großem Einfluß gewesen ist, so kann nichts besser

als dieses ideal reine Verhältniß den edlen Menschen uns vor Augen führen.

Wenn er auch klagt: „Seit Mariens Heimgang hat für mich das Leben viel von seinem poetischen Glanz verloren", so hat ihm doch das sanfte, milde Licht, welches sein untergegangener Stern hinterließ, durchs Leben geleuchtet und ihm das kindlich fromme Gemüth bis zu seinem letzten Athemzuge erhalten. — —

Freunde und Freundinnen hatten, wie wir gesehen haben, Hagen in dem Vorhaben, sein Studium zu wechseln, bestärkt. Aus Liebe zu seinem Vater zögerte er noch immer, diesem seinen sehnlichsten Wunsch vorzutragen. Sein Dichten bezeichnete der Medizinalrath als „Tändelei" und war der Ansicht, daß der Sohn als Aesthetiker sein Brot nicht finden würde.

Von einem damals von Hagen verfaßten Gedicht, in dem er die Kunst als See und sich selbst als „kühnen" Schiffer auftreten läßt, mögen hier einige Strophen Platz finden. Sein Sehnen, sich der Kunst in die Arme zu werfen, findet hier Ausdruck.

Doch einen Knaben vor allen erfüllt
Die See mit unendlichen Wonnen,
Sein Auge funkelt, sein Busen schwillt,
Erblickt er der Freude Bronnen.

Verändert und neu ist immer das Meer,
Regt immer der Andacht Flügel,
Bald wälzet es Wasserwälle daher,
Bald ebnet es sanft sich zum Spiegel.

Nie kann auf dem Lande mein Glück erblühn,
Dumpf ist mir hier und beklommen
Hier wird mir von Berg und von Waldesgrün
Die Aussicht ins Freie benommen.

Der Himmel verschleußt sich, um nicht mehr für Treu
Und Glauben das Herz zu entflammen:
Auf der See, da schweifet das Auge frei,
Mit dem Himmel grenzt sie zusammen.

Hier muß des Gemüthes köstliche Saat
Der Frost der Arbeit ertödten,
Hier müht sich die Welt, den betretenen Pfad
Mit träumendem Fuß zu betreten.

Des Ruhmes allmächtiger Fittig entreißt
Sie nicht den beschränkten Flächen:
Auf der See, da waltet der sinnige Geist,
Um sich neue Bahnen zu brechen.

Mein Sohn, die Träume der Hoffnung verwehn;
Willst Du sie verwirklicht gewahren,
Ergötze Dich an des Gewoges Getön,
Was brauchst Du es selbst zu befahren!

Das Land gewährt einen sicheren Sitz,
Ein stilles Glück Dir zu gründen,
Nicht zieht's wie die Fluth des Gewitters Blitz
Herab mit verderblichem Zünden.

So redet der Vater, doch jener merkt
Nicht auf des Alten Ermahnung,
Er weilt bis sein Aug' und Ohr sich gestärkt,
Am Ufer voll göttlicher Ahnung.

Dann waget er frisch, was er lange bedacht,
Vertrauend der himmlischen Gnade,
Und steigt in den Kahn, von Begeist'rung entfacht,
Und stößt ihn ab vom Gestade.

Er siehet des Vaters warnenden Blick,
Er siehet die Mutter in Thränen,
Doch halten ihn nimmer die Eltern zurück,
Es klopfet die Brust ihm vor Sehnen.

Er muß hinein in die silberne Fluth,
Ob er auch die Lieben erzürne,
Antreibt ihn ein hoher, heiliger Muth,
Es stralen ihm hell die Gestirne.

Und wirklich stieß Hagen vom Gestade ab und tauchte in die silberne Fluth — dazu verhalf ihm vornehmlich sein Schwager, der Astronom Bessel. Dieser, der einst ähnlich wie Hagen, nur noch unter schwierigeren Verhältnissen gelitten hatte, indem er aus eigenster Kraft sich vom Kaufmannslehrling zum berühmten Astronomen emporschwang, hatte eine bedeutende Stimme bei seinem Schwiegervater; desgleichen Bessels Frau, die schöne Lieblingstochter des alten Herrn. „Lieber bester Bruder", schreibt Bessel mit seiner wie gestochenen kleinen Schrift in lateinischen Buchstaben, „wahres Talent und Eifer wirft jede Schwierigkeit über den Haufen."

Bessel muß es verstanden haben, alle Bedenken seines Schwiegervaters zu zerstreuen. Der alte praktische Vater, der die Talente und den Fleiß seines Sohnes anerkannte, aber dem es auch nicht entgangen war, daß dieser, bei aller Sparsamkeit, den Werth des Geldes und des Besitzes unterschätzte — war es ihm doch selbst „verdrüßlich", über Geld und Geldeswerth zu sprechen —, sprach nur den Wunsch aus, daß Hagen auf alle Fälle außer Aesthetik noch eine andere Wissenschaft studiren möchte.

Da Königsberg die Lehrer für ein ausgebreitetes Kunststudium nicht besaß, so wurde vereinbart, Hagen solle in Königsberg promoviren und sich dann auf anderen Universitäten und durch Reisen für den gewählten Lebensberuf weiter ausbilden. Die Mittel stellte ihm der gütige Vater in ausreichendster Weise zur Disposition — so wurde August der „Kunsthagen", während die Studenten seinen Bruder, den spätern Regierungsrath Professor Dr. Karl Hagen, der als Kameralist Vorträge über Landwirthschaft hielt, den „Kumsthagen"[1]) nannten.

Selbst Friedrich Wilhelm IV. kannte Hagen unter dem Namen Kunsthagen. Als der König am 5. August 1852 zur Eröffnung der Eisenbahn in Danzig war, stand ein Sohn Hagens in der Ehrenwache. Der König ließ sich beim Abschreiten der Front die Namen der Offiziere nennen. Als ihm der Lieutenant Hagen vorgestellt wurde, fragte der König, was der Vater sei. Auf die Antwort: Professor in Königsberg — sagte Seine Majestät fragend: „A. Hagen?" „Zu befehlen, Majestät"; worauf der König äußerte: „Also ein Sohn vom Kunsthagen."

Hagens glühender Wunsch hatte sich nun wider Erwarten schnell erfüllt. „Wie frei und glücklich fühle ich mich!"

In rührendster Dankbarkeit sah er zu seinem gütigen, ehrwürdigen Vater empor, der ihm den Herzenswunsch, den Sohn als Nachfolger auf seinem Lehrstuhl zu sehen, zum Opfer gebracht hatte.

Der Vater, in seiner stolzen, gebietenden Haltung, hatte für den gemüthvollen August bisher, im Vergleich zu dem sanften liebreichen Wesen seiner Mutter, etwas Unnahbares gehabt. Jetzt lernte er den

---

1) Kohl wird in Ostpreußen Kumst genannt.

herrlichen Vater, der wenig von Liebe sprach, aber viel Liebe gab, erst so recht erkennen. Des Sohnes kindliche Liebe und hohe Verehrung zieht sich durch sein ganzes Leben, wie ein im wärmsten Licht strahlendes Band. Er war es, der des Vaters Verdienste durch ein litterarisches Denkmal[1]) der Nachwelt erhalten hat, nachdem er in Gemeinschaft mit seinen Brüdern ihm ein würdiges Denkmal[2]) in Stein gesetzt hatte.

Wurden ihm in seinen späteren Jahren Konversationslexika überschickt, in welchen seine Verdienste als Gelehrter hervorgehoben waren, so legte er sie mit dem Bemerken, seines Vaters, dessen Verdienste auf bedeutend höherer Stufe ständen, sei kaum in denselben gedacht, unwillig aus der Hand.

Als er schon 70 Jahre überschritten hatte, rief er, um das Andenken des Vaters zu ehren und dessen Namen für ewige Zeiten in der Hagenschen Familie zu einem gesegneten zu erhalten, eine Familienstiftung ins Leben, welche er die Karl Gottfried Hagen-Stiftung nannte. Er bestimmte, daß aus dieser Stiftung Mädchen und Wittwen, die von Karl Gottfried Hagen abstammen, im Bedarfsfalle, jährliche Unterstützungen erhalten sollten. Die Stiftung wirkt bereits segensreich.

Als ihm nahe gelegt wurde, die Stiftung auch auf männliche Nachkommen auszudehnen, wies er das mit der Begründung ab, daß mit Gottes Hülfe keiner seines Namens so in Noth gerathen werde, um von Almosen leben zu müssen — denn was vor Hunderten von Jahren von den Hagens gegolten habe, gelte auch heute noch, jener Ausspruch[3]) eines Verwandten aus ältester Zeit, die sich von Generation zu Generation übertragen habe:

> „Es giebt, so viele ihrer sind, keinen Hagen, der ein Krüppel ist oder an einem organischen Gebrechen leidet, keinen, der sich ernähren lassen muß, und endlich keinen, der nicht für ehrenhaft gilt.“

Die Zeit, welche August Hagen beim Studium der Medizin „verloren“ hatte, mußte nun durch eisernen Fleiß eingeholt werden.

---

[1]) Der Medizinalrath Dr. Hagen. Königsberg 1849. E. J. Dalkowski.

[2]) Auf dem altroßgärtschen Kirchhof in Königsberg von Cantian in Berlin. Memoriae Caroli Godofredi Hagen n. 24. Dec. 1749 m. 2. Mart. 1829. s.

[3]) Der Medizinalrath Dr. Hagen. Königsberg 1849. E. J. Dalkowski.

„Wie muß ich nur mit meiner Zeit Haus halten, um das zu bewältigen, was ich hier noch zu lernen willens bin.“

Die Stunden, welche er seiner Muse zugestand, sah er für seine Erholungszeit an. Die glückliche Stimmung unterstützte ihn im „Schaffen“. Die Mehrzahl der Gedichte, welche erst im Jahre 1822 als Gedichtsammlung erschienen, entstammen dieser Zeit (1818 und 1819).

1820 erschien sein episches Gedicht „Olfrid und Lisena“, dem Goethe in zwei Aufsätzen Lob spendete. In den Annalen schreibt Goethe: „Von deutschen Produktionen war mir Olfrid und Lisena eine höchst willkommne Erscheinung, worüber ich mich auch mit Antheil aussprach.“

Auch Altenstein, der das Interesse, welches er dem Vater Hagens entgegengebracht hatte, auf den Sohn übertrug, beurtheilte das Gedicht günstig, indem er schreibt:

„Mit immer steigendem Interesse habe ich das von Ihnen verfaßte romantische, anmuthige Gedicht »Olfrid und Lisena« durchgelesen und mich ebenso sehr des schönen Talents, von welchem dasselbe in der ganzen Anlage, wie in der Ausführung des Einzelnen zeugt, als auch der sittlichen Gesinnung, von welcher das Ganze durchdrungen ist, wahrhaft gefreut. Herzlich wünsche ich, daß die äußeren Verhältnisse Ihren Entschluß, den größten Theil Ihres Lebens der Kunst und dem Studio derselben zu widmen, auch fernerhin begünstigen mögen. Meiner fortwährenden Theilnahme an der weitern Entwickelung Ihrer künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen dürfen Sie sich versichert halten.

Berlin, 23. November 1821.

Der Minister der Geistlichen-, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.
Altenstein.

Wenn ein Goethe und der mächtige Altenstein, dem unter Friedrich Wilhelm III. Alles unterstellt war, was sich auf die geistige Bildung des Volkes bezog, und der unermüdlich dahin wirkte, nur talentvolle Männer auf die akademischen Lehrstühle zu berufen, eine so günstige Beurtheilung des Erstlingswerkes Hagens aussprachen, so wäre es zu entschuldigen gewesen, wenn der junge Dichter eine gar zu große Meinung von seiner Leistung und seinen Talenten davongetragen hätte.

In seiner gerechten Freude über die ihm gewordene Anerkennung schreibt er, indem er den Brief Altensteins einlegt, an seine Braut:

„Wollen Sie mir die Mittheilung des Briefes mit dem großen Ministerialsiegel verzeihen; er eröffnet mir aber vielleicht günstige Aussichten für die Zukunft. Vielleicht kann ich dann einst am Abend meiner Tage mir gestehen, nicht ganz umsonst gelebt zu haben. Ich habe einige Kenntnisse eingesammelt, die ich aber für nichts achte, wenn nicht mit ihnen eine Begeisterung verknüpft wäre, die der Anblick des Schönen in jeder fühlenden Seele erwecken muß und die ich einst vielleicht auf Andere übertragen kann. Vielleicht kann ich mir als Dichter ein wenig Ansehen verschaffen, um dadurch Geistesverwandte an mich zu ziehen, um sie für die Kunst zu gewinnen. Vielleicht krönt Segen meine redlich angewandten Bestrebungen, und es wird die frohe Aussicht eröffnet, daß aus meiner Vaterstadt Königsberg, woher über einzelne Theile der Wissenschaft so viel Licht verbreitet ist, nicht allein Gelehrte, sondern auch Künstler hervorgehen."

Im Frühjahr 1819 unternahm Hagen eine längere Studienreise durch Ost- und Westpreußen. Von besonderer Wichtigkeit wurde hier sein längerer Aufenthalt, den er im April in Marienburg nahm. Daß man dieses „herrliche Denkmal altdeutscher Kunst" zerfallen ließ, — denn für Instandhaltung desselben geschah so gut wie nichts —, bezeichnete er als des deutschen Vaterlandes unwürdig.

Der Oberpräsident v. Schön[1]) wußte den kunstsinnigen Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV.) für eine umfassende Restauration des Schlosses zu interessiren, an der Hagen den lebhaftesten Antheil nahm. Noch im Anfange der zwanziger Jahre (1823/24) wurde mit dem Umbau des Schlosses begonnen. Während der nächsten Dezennien begleitete Hagen den Oberpräsidenten v. Schön auf vielen Besichtigungsreisen nach Marienburg.

Erfrischt und gestärkt, mit vielen Papieren im „Mantelsack" kehrte Hagen von der Reise, die er theils zu Wagen, theils zu Pferde, theils zu Fuß zurückgelegt hatte, nach Königsberg zurück. Es kam nun eine Zeit, in welcher er sich eingesteht, an Fleiß sich übertroffen zu haben.

---

[1]) Staatsminister Heinrich Theodor v. Schön, geb. 1773, gest. 1856.

Vielfach suchte und fand er Erholung in dem Hause der Kriegsräthin Link. Eine Tochter derselben, mit Namen Doris, war mit seinem Bruder, dem Professor Karl Hagen, verheirathet. Hier im Hause der Kriegsräthin lernte er (1820) Fräulein Molly Oestreich kennen, Tochter des bereits im Jahre 1805 verstorbenen Kaufmanns Johann Oestreich,[1]) Großtochter des bekannten Kommerzienraths Oestreich,[2]) eines Mannes, der sich viele Verdienste um das Vaterland erworben hat. Das natürliche, fröhliche Wesen des lebhaften noch nicht 16jährigen Mädchens mit den schönen dunkeln Augen sprach den jungen Dichter ungemein an, und wenn er auch anfänglich an eine Verbindung mit dem talentvollen, liebreichen Mädchen, das einer streng katholischen Familie entstammte, nicht gedacht hatte, so verrathen doch bald seine Gedichte aus jener Zeit, daß er mit seiner Liebe zu ihr gekämpft hat.

Im Frühjahr 1821 heißt es in einem Gedicht — Liebe und Kunst —

Ruft thöricht mir das Herz: Sei froh und wage,
So donnert der Verstand mir zu: Entsage,
Der Künste Sohn muß irdisch Glück vermissen.

Nach wenigen Wochen schon besingt er „Mollys Auge“:

„Mollys Auge.
Bedeutungsvoll umzirkt von schwarzen Brauen,
Sprüht Geistesfunken Ihres Auges Feuer.
Hell strahlt es durch den dunklen Wimperschleier,
Wie Sterne nachts durch das Gezweige schauen.“

Hagen liebte und wurde geliebt; er glaubte aber nicht recht zu handeln, wenn er, ein Mann ohne Amt, die 16jährige Jungfrau an sich binden würde.

---

1) Geb. 1785, gest. 1805 zu Braunsberg, vermählt mit Fräulein Magdalena Sadeika, geb. 1788, gest. 1866.

2) Geb. 6. September 1750, gest. 21. Oktober 1833 zu Braunsberg, vermählt mit Fräulein Dorothea Dubinska, gest. 1793 Eltern: Franz Oestreich, gest. als Bürgermeister in Braunsberg 11. Mai 1785, 1748 zur Würde eines Patriziers erhoben. Wappen: ein goldener Löwe im blauen Schilde. Helmschmuck: ein gleicher Löwe wie im Wappen. Magdalena geb. v. Kaerpen. (Gedächtnißschrift: Johannes Oestreich. Braunsberg 1881. J. A. Wichert.)

Am 19. August 1821 ertheilte die philosophische Fakultät ihm die Doktorwürde, und damit war der Zeitpunkt gekommen, die in Aussicht genommenen jahrelangen Studienreisen zu unternehmen.

Die befreundeten Familien gaben dem jungen Doktor am 9. September ein Abschiedsfest in Neuhausen[1]) bei Königsberg, wo die Kriegsräthin Link mit ihrer Pensionärin Sommerwohnung genommen hatte. August und Molly wandelten durch die schattigen Gänge des Parkes und suchten auf der Schloßwiese nach Vierkleeblättern. Als von der langen bevorstehenden Trennung gesprochen wurde, entthaute eine Perle ihrem schönen Auge. Alle guten Vorsätze des Herrn Doktors, erst als Professor um die Hand des geliebten Mädchens zu bitten, waren nun verweht, und das bindende Wort wurde gesprochen.

Der Sänger singt:

So ganz voll Demuth, ganz voll Gottvertrauen,
Kein Auge blickt bescheidener und freier,
Kein Spiegel malt das Bild des Himmels treuer,
Wenn hold es lacht, wenn Perlen ihm entthauen.

Wo sich so rein Gemüth und Geist vermählet,
Wo so viel heilige Gefühle tagen,
Hat ihren Sitz die schönste Seel' erwählet.

Den Schiffer schirmt der Zwillingssterne Blinken —
Was darf ich auf den Lebenswogen zagen,
Da mir die treusten Zwillingssterne winken!

Das war ein prophetischer Gesang! — denn die besungenen Zwillingssterne haben Hagen auf allen Lebenswogen mehr als ein halbes Jahrhundert sicher geleitet; sie waren es, die Leben und Sonnenschein in sein Haus brachten. Alle seine wissenschaftlichen Bestrebungen unterstützte die kunstsinnige, ihm geistig ebenbürtige Lebensgefährtin und wetteiferte mit ihm in edlem Schaffen und Wohlthun; sie machte sein Haus zum Sammelplatz wissenschaftlich gebildeter Männer, Freunde der Kunst und Musik. Leseabende wechselten mit Musikaufführungen verschiedenster Art, an welchen sie sich selbst als passionirte Klavierspielerin betheiligte. Mit unnachahmlicher Liebenswürdigkeit wußte sie die Wirthin zu machen und verstand es, selbst bei den alten, ernsten Herren Frohsinn zu verbreiten und ängstliche junge Künstler in die Unterhaltung zu ziehen.

---

[1]) Burgschloß Neuhausen, erbaut vom Markgrafen Albrecht.

Die gütigste und aufopferndste Mutter ihren Kindern, war sie gleichzeitig eine aufopfernde Wohlthäterin vieler Königsberger und Braunsberger. Arme Studenten erhielten Freitisch. Zu den Kuratoren von Stiftungen lief sie und wirkte für ihre Pfleglinge Stipendien, Unterstützungen und Stiftsstellen aus. Glaubte sie in einem jungen Menschen ein Talent entdeckt zu haben, so sorgte sie unermüdlich für dessen Ausbildung. Wie viele Menschen verdanken der Wohlthäterin ihre Lebensstellung!

Als sie einem Unteroffizier, dem Bräutigam ihrer Jungfer, eine Stelle als Gendarm besorgt hatte, scherzte ihr Mann: sie schiene jetzt auch die militärischen Angelegenheiten Königsbergs, nachdem die städtischen erledigt wären, bearbeiten zu wollen.

Die Waschfrau brachte ihr zufällig ein Stück Papier, auf das deren Sohn Zeichnungen gekritzelt hatte. Die Frau des Kunsthagen entdeckte ein großes Talent, sie nahm sich des Knaben an, zeigte dem Maler Knorre, und später dem Direktor Rosenfelder,[1]) Zeichnungen von ihrem Schützling, und so wurde der junge Mann ein Schüler der Kunstakademie und einer der bedeutendsten Landschaftsmaler.

Wie strahlte ihr treues, lebensfrohes Auge, wenn es ihr durch unermüdliche Korrespondenz und viele Gänge gelang, Leuten, die sie um ihre Fürsprache gebeten hatten, Stellungen zu besorgen!

In späteren Jahren ließ sie sich mit Vorliebe „Tante Molly" nennen, und als „Tante Molly" lebt sie in vielen Herzen dankbarer Menschen fort und wird noch lange fortleben.

An ihrem Geburtstage, dem 1. April, strömten die vielen Freunde und Freundinnen, Verwandte und Bekannte in das Haus Ziegelstraße Nr. 5: die vielen Hagens-Bessels, Lorcks, Reuschs, Bessers, Burchards, Leos, Krahmers, Zanders, Jachmanns, Schindelmeissers und noch viele Andere kamen — Völkerwanderung wurde es genannt —, um dem Geburtstagskinde Glück zu wünschen. Die Stuben dufteten nach Rosen, Goldlack und Maiglöckchen, ihren Lieblingsblumen, nach Wein, Chokolade und Pomattyschen Kuchen, womit die Gratulanten aufgenommen wurden,

---

[1]) Ludwig Rosenfelder, Direktor der Kunstakademie in Königsberg, geb. 1813, gest. 1881.

und je mehr sich die Stuben füllten, je mehr „liebe Menschen“ kamen, je froher schlug ihr Herz.

Alle Sorgen und Arbeit des täglichen Lebens nahm sie ihrem Mann ab; sie besorgte alle Ausgaben, führte die Bücher und Privat-Korrespondenzen, so daß der Gelehrte seine ganze Zeit den Wissenschaften widmen konnte.

Die „Lebenswogen“, von welchen der junge Dichter singt, hat sie ihm, so hoch sie auch schäumten, geglättet und Sonnenschein um ihn verbreitet, der ihm die Lust zum freudigen Schaffen gab, von dem er sagt: „Nur das Schaffen giebt dem Leben Werth.“

Kam dennoch einmal eine trübe Stimmung bei bleigrauem Novemberhimmel über den Mann, besonders wenn ihm noch dazu ablehnende Antworten der Verleger Kummer bereiteten oder Zuhörer ausgeblieben waren, so wußte sie die Wolke durch liebkosende Worte zu zerstreuen.

Sie war eine fromme Christin, erbaute sich ebenso an einer Predigt in der evangelischen, wie in ihrer Kirche, las, wenn es ihre schwerbesetzte Zeit erlaubte, mit Erbauung in den „Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums.“[1])

Nie ist der geringste Schatten in die Ehe in Folge der Religionsverschiedenheit gefallen — sie glaubte an einen gütigen Gott und ließ sich in ihrem schönen reinen Glauben von den katholischen Priestern, die ihr nachtrugen, einen Protestanten geheirathet zu haben, nicht irre machen.

Ihre Kinder sind sämmtlich, sowohl Knaben wie Mädchen, im evangelischen Glauben erzogen.

In ihrem höchsten Alter hing sie noch mit kindlicher Freude am Leben — „schade, schade, daß ich es jetzt verlassen muß“ — sind ihre letzten Worte gewesen. —

Am Tage der Verlobung ahnte Hagen noch nicht, wie ihm durch die Herausgabe seiner Schriften Bitternisse und Enttäuschungen bereitet werden und wie sein „redliches Streben“, Kunstsinn in Königsberg zu wecken, auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen sollte.

---

[1]) Aarau 1822. Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Sein Glück war so groß, daß alle seine alten Sorgen im Vergleich zu diesem ihm nichtig erschienen und er selbst die Sorge, wie sein Herr Vater die gegen „das Herkömmliche" verstoßende Versprechung mit der katholischen Jungfrau aufnehmen würde, zurückdrängte. —

Damals, in der alten guten Zeit, verlobte man sich nicht, ohne dem Mädchen seiner Wahl eine Stellung bieten zu können, ohne vorher die Eltern um ihre Einwilligung gebeten zu haben.

Der junge Doktor dachte heute an nichts, wie an sein Glück. Die Abendsonne vergoldete die hohen Fenster des alten Neuhauser Schlosses, und während die bunten Finken ihr Lied schmetterten, schwur sich das junge Paar beim Abschied nochmals ewige Treue. —

Der Bräutigam lenkte seine Schritte nach Königsberg; bei den alten knorrigen Eichen vorbei durchschritt er den säuselnden Fichtenwald, und als er aus diesem hinaustrat und ihn bald aus der Ferne die vielen Thürme Königsbergs, beleuchtet von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, begrüßten — da jubelte sein Herz, und er sang mit der Lerche, die, hoch über ihm, ihr Abendlied gen Himmel sandte, um die Wette:

Gern mit Liederpreis einmal
Möcht' ich Eine zieren,
Dürft' ich nur ein Ideal
  Idealisiren!

Doch behaupt' ich recht und schlecht,
Keiner kann mit größerm Recht
Größres Lob gebühren.
  Leutchen schaut,
Das ist Molly, meine Braut.

Viele konnte Sie beglücken,
Viel', die besser sind als er,
Einen treueren erblicken
  Nimmermehr.

Von duftigen Gewinden,
In reichem Farbenglanz,
Soll Lieb' und Kunst Dir binden
Der ew'gen Jugend Kranz.

Was mehr als Kunst und Liebe
Erfreuet das Gemüth?
Kein Tag entwallet trübe,
Wo Kunst und Liebe blüht.

Drum — soll kein Schicksal trübe
Den Frieden Dir entweihn,
Muß, Molly, Kunst und Liebe
Dein Wahlspruch immer sein.

Wie es den Anschein hat, muß die Familie der Braut gegen die in Aussicht genommene lange Verlobung gewesen sein.

Hagen äußerte sich auf das Entschiedenste, erst als Professor seine Molly, von der ihn nur der Tod trennen könne, zu heirathen.

Pekuniäre Bedenken gegen eine früher einzugehende Verbindung lagen nicht vor; denn die Braut war die Erbin eines für die damalige Zeit großen Vermögens und Hagens Vater ein wohlhabender Mann.

Trotzdem erklärte der Bräutigam dem Großvater seiner Braut, daß er nicht früher an eine Heirath denken werde, als bis er ein Amt hätte, welches ihn und seine Frau mit Ehren ernähren könne.

Einige Zeit später schreibt er, wie ein Almosenempfänger würde er sich vorkommen, wenn man ihm zumuthen wolle, vom Gelde seiner Frau zu leben, die Schamröthe würde nicht von seinen Wangen weichen; — „lieber als gesunder Mensch verhungern, wie Almosen empfangen!“ — — Er würde seine Selbstachtung verlieren, und seine Frau würde ihn nicht achten dürfen. Durch nichts in der Welt könne sein Entschluß erschüttert werden; „wer die göttliche Stimme in uns überhört, wird früh oder spat Reue empfinden“.

Die Trennungsstunde, welche den Sohn und Bräutigam von seinen Lieben und seiner geliebten Vaterstadt, der er nimmer untreu werden wollte, auf Jahre entführte, hatte geschlagen.

Anfang Oktober 1821 nahm er von seinen hochbejahrten Eltern und seiner geliebten Braut mit bewegtem Herzen Abschied. Der Schwager[1]) blies lustig in sein Posthorn, der Kondukteur[2]) schloß die Thüre des gelben Postwagens, und fort ging's über das holperige Straßenpflaster, durch die engen Gassen Königsbergs, in die weite Welt hinaus.

---

1) Postillon.
2) Schaffner.

Nach einem längeren Aufenthalt in Berlin und Dresden sollte die Reise über Weimar nach Göttingen gehen, derjenigen Universität, welche damals den größten Ruf hatte.

In Braunsberg stellte sich Hagen dem Großvater und der Mutter seiner Braut vor. „Mit klopfendem Herzen“ stieg er die Stufen zu der Wohnung des Mannes empor, „dem das Vaterland, die Provinz und die Stadt Braunsberg so viel zu verdanken haben, den Friedrich Wilhelm III. und die hochselige Königin Luise mit ihrem längeren Besuch beehrt haben, der freudig ein großes Vermögen zur Befreiung des geknechteten Vaterlandes opferte.“ Begeistert schreibt er von den tiefen Kenntnissen des so bescheiden auftretenden, würdigen alten Herrn und erwähnt den über alles Erwarten liebenswürdigen Empfang der streng katholischen Mutter; er fährt dann fort:

„Wie viel Rühmliches habe ich hier in Braunsberg von Ihrem seligen Herrn Vater gehört, für den ich von der kindlichsten Ehrfurcht durchdrungen bin! Gute Eltern zu haben, ist ein hohes Glück, ihr Segen pflanzt sich beglückend fort von Geschlecht zu Geschlecht, er wirkt wohlthätig noch bis auf die spätesten Zeiten. Das Beispiel der Eltern feuert den Sohn wie den Enkel an, in einem tugendhaften Leben das wahre Glück zu finden. Molly, welch ein ungemessenes Glück lächelt uns an! O, wir wollen uns dessen werth zu machen suchen, um es genießen zu können; frei von drückenden Gefühlen unsers Unwerthes. — — — — — — — — — —

Unser Streben soll sein, mit der ganzen Welt in Frieden zu leben und solche Menschen mit einander zu versöhnen, die in Uneinigkeit leben. — — — — — — — — — — — — — —

Ich will lernen, um lehren zu können — lehren und lernen — einer meiner Wahlsprüche — ist dessen Pflicht, der den Zweck der Vervollkommnung nie aus den Augen verliert. — — — — — —

Seien Sie fernerhin mein schützender Engel, der mich freundlich leitet in des Lebens Irrgewinde. Schließen Sie mich in Ihr Gebet ein, fromme Molly! — — — — — — — — — — — —“

Die Wochen, welche Hagen in Berlin und Dresden verlebte, müssen für ihn mehr als anstrengende gewesen sein. Vom frühen Morgen bis späten Abend, vielfach in Begleitung des Staatsraths Nicolovius, sah er die Kunstschätze Berlins und nachts schrieb er nieder,

was er gesehen und gelernt hatte. „Um 1 Uhr stand ich auf, mußte aber vor Tagesanbruch mit dem Schreiben aufhören, da das Licht ausgebrannt war.“

Durch seine Empfehlungsbriefe aus Königsberg machte er die Bekanntschaft hervorragender Gelehrter und Künstler; in seinen Briefen klagt er, daß die langen, „leidigen“ Mittagsmahle, zu welchen er von den Herren geladen wurde, ihm so manche Stunde geraubt haben, welche er mit mehr Erfolg der Wissenschaft hätte widmen können. Dennoch ist er entzückt von der Liebenswürdigkeit der großen Männer, „deren Entgegenkommen er allein seinem Herrn Vater zu verdanken habe“. Dem Minister von Altenstein, dem hohen Gönner seines Vaters, mußte er einen längeren Vortrag über den Plan seiner weiteren Ausbildung halten. Der Minister bestärkte ihn in seinem Vornehmen, in Göttingen zu studiren, und gab ihm viele Rathschläge für seinen Studienweg, hielt ihn aber so lange auf, daß er nur mit knapper Noth die Post erreichen konnte, zu der er bereits zur Weiterreise eingeschrieben[1]) war.

Beachtungswerth erscheinen seine Briefe aus Weimar, die von Goethe erzählen, mithin von allgemeinem Interesse sind und daher hier Aufnahme finden:

„Weimar, Mittw. d. 21. Nov. 1821.

Meine Molly!

Triumph! Ich befinde mich seit vorgestern in der Ilmenstadt und erfüllt muß ich meine kühnsten Erwartungen nennen. Schon gestern hätte ich pflichtgemäß einige Zeilen an Sie geschrieben, wenn ich mich nicht geschämt, Ihnen etwas von Weimar und nichts von Vater Goethe zu erzählen“. — — —

Es folgt nun eine Beschreibung der Reise von Leipzig nach Weimar „in dem engen, raucherfüllten Wagenkasten“, und weiter heißt es:

„Der schwer bepackte Wagen schleppte sich langsam fort, da die Berge steil und die Wege schlecht waren, weshalb der größte Theil der Reisenden, trotz der Schlüpfrigkeit des Weges, das Gehen dem ermüdenden Karren vorzogen. O, wie wohl ward mir, als heiter der Morgen uns nach dunkler Nacht begrüßte! — — —

[1]) Jeder Reisende wurde auf der Post eingeschrieben.

Noch üppig im Herbstgewande lachten den immer von neuem froh überraschten Blick die waldbewachsenen Thäler an, aus denen freundliche Dörfer, mit Schiefer und Schindeln gedeckt, hervorblickten. Wie aber ward mir, als hinter den Bäumen eines Parks mir Weimars Kirchthurm sich zeigte! Die Sonne trat aus dem Nebelgespinnste hervor, als wollte sie freundlichst Gruß mir bieten. —

Wie es Brauch ist, schickte ich, kaum in Weimar angekommen, meine Adresse an Goethe und erhielt die Nachricht, daß Se. Excellenz morgen um 11 Uhr mit Vergnügen meinem Besuch entgegensähen. — Mit einem Reisegefährten nahm ich die Schönheit Weimars in Augenschein, — das großherzogliche Schloß mit zwei Flügeln und dem daranstoßenden Park, welchen die Ilm durchströmt, über die sich schöne Brücken erheben. Eine Anzahl der wunderbar gestaltetsten Enten bewegten sich auf dem Rasen am Fluß. Mehrere Gebäude, hübsche Gartenanlagen, kleine Kaskaden, tragen viel zur Schönheit des Parks bei, in dem sich täglich die Einwohner Weimars, groß und klein, zusammenfinden. Eine lange Lindenallee führt nach dem Schlosse Belvedere. In Allem spricht sich hier mehr Zweckmäßigkeit als Pracht aus. — Vom Spaziergange zurückgekehrt, hörte ich, daß Jemand meiner in der Gaststube harrte, ich eilte hinein und fand den von mir lang' ersehnten Heinrich Nicolovius, den treuen, biedern Freund — wieder, mit Schnüren[1]) und Knebelbart. Er lud mich zum Kammerrath v. Goethe zum Thee ein, dem Sohne des Dichters, an dessen Gemahlin Ottilie, eine Danzigerin von Geburt, ich einen Brief vom Staatsrath Nicolovius abzugeben hatte. Ich ward von der Frau v. Goethe mit vieler Herzlichkeit empfangen. Der Kammerrath machte mir die Hoffnung, noch den Vater zu sehen, die aber nicht in Erfüllung ging, da der Professor Riemer[2]) ihn gerade besuchte.

Der Geheimrath v. Goethe lud mich durch seinen Sohn zum Mittagsmahl auf den folgenden Tag, den 20. November, ein.

Erst nach meiner Verabschiedung von der Kammerräthin hatte ich Ruhe genug, mich in dem Hause Goethes umzusehen. Ueberall

---

[1]) Studentenrock mit Schnüren.

[2]) Friedr. Wilhelm Riemer, geb. 1774, gest. 1845.

spricht sich Einfachheit aus, wenn auch hie und da geschmackvoll aufgestellte Statuen, Vasen, Gruppen, den herrschenden Sinn für das Schöne bekunden. Das Haus, welches die Familie in patriarchalischer Gemeinschaft einnimmt, ist groß und bequem. Die mittlere Etage bewohnt der alte Goethe, die obere der Sohn und die Schwiegertochter mit den Enkeln Walter und Wolfgang, die des Großvaters braune Augen zieren."

Es folgt nun eine genaue Beschreibung aller Sehenswürdigkeiten, die Hagen am Vormittag besichtigte, und dann fährt er fort:

„Am schönsten indeß ist das große Altargemälde in der Schloßkirche, Lucas Kranachs vorzüglichstes Werk, das er unvollendet seinen Schülern übergab und ihn mehr als jeder Denkstein ziert. — — —

Aus der Kirche, fein und zierlich angethan, mit der Haarschnur [1]) an der linken Seite, der Seite des Herzens, trat ich in Goethes Hauspforte ein. Lieb war es mir, von Heinrich N. ins Zimmer geführt zu werden. Die Kammerräthin empfing mich mit der Frage, wie ich geschlafen habe und stellte mich ihrer Freundin, Adelen Schopenhauer, der Tochter der Schriftstellerin und der Lieblingin Goethes, auf die liebenswürdigste Weise als Landsmann vor. Ich hatte nur eine Bekanntschaft wieder zu erneuern, da ich bereits in Danzig sie gesehen und als höchst interessant kennen gelernt hatte. Kurz darauf trat Goethe ein, ein jugendlicher Greis, in dessen Zügen sich Würde, aber nicht Stolz oder Hochmuth verräth. Ich überreichte ihm das Schreiben des Staatsraths Nicolovius und er begrüßte mich mehr vertrauensvoll, als ich es je erwarten konnte. Man setzte sich zu Tisch und Goethe, der, wie seine Schwiegertochter mir sagte, mit jedem Tage lebhafter und liebenswerther würde, zeigte die heiterste Laune und den glücklichsten Humor. Seine Neckereien, meist gegen das weibliche Geschlecht gerichtet, wozu ihn Adele reizte, waren eben so artig als harmlos.

Der bekannte Steindruck ist das gewissenloseste Zerrbild, das mit dem Namen Goethes prangt. Der Ausdruck ist ganz verfehlt. Sein jugendlich frisches Angesicht, mit braunen Augen und stark lockigem dunkeln Haar, spricht nur Güte aus, und in seinem Anzuge, einer

---

[1]) Eine Uhrkette, Geschenk der Braut.

weißen Weste und blauem Ueberrock, ohne Stern, zeigt sich die Liebe zur Prunklosigkeit. Während des Tisches richtete er viele Fragen, die Königsberg betrafen, an mich und ich freute mich, in viele Gegenstände ihn eingeweiht zu finden, von denen ich nicht geglaubt hätte, daß sie außer dem Bezirk der Stadtmauern bekannt wären. Nach Tische ging er mit mir in dem Nebenzimmer auf und ab und erkundigte sich nun nach meinen wissenschaftlichen und poetischen Arbeiten, an welchen er den innigsten Antheil nahm, fragte nach meinem Lebensplan und dann nach meinen Geschwistern. Ueber meinen Vater hatte er bereits Nachricht von Heinrich N., der in seinem Hause seit sechs Wochen lebt, eingezogen. Goethe zeigte mir Sachen, die Adele Sch. auf eine bewunderungswürdig feine, geschmackvolle und geistreiche Art aus schwarzem Papier geschnitten hatte und unter Glas und Rahmen prangten. Die Darstellung der großen Gruppen, jede Figur ungefähr einen halben Zoll groß, war aus Goethe'schen Gedichten entlehnt. — — — — — — — — — — — — —

Während des Gespräches mit Goethe kam ich auf die litthauischen Dainos zu sprechen, sogleich rezitirte er eins und sprach nun mit mir ebenso angenehm als belehrend über Nazionalgesänge. Es war ungefähr 7 Uhr, als er mich den Damen überantwortete, mit dem Auftrage, mich gehörig zu unterhalten. Als ich mich nun ihm empfehlen wollte, fiel er mir in die Rede: »Nun, wir sehen uns wieder!«

Mit fröhlichem Herzen trank ich den Thee, nur bedauerte ich, daß Adele, die den Abend auf dem Ball zuzubringen gedachte, uns bald verließ. Die Kammerräthin spielte und Heinrich, dessen angenehme Baßstimme mich überraschte, sang. — — — — — —

Meine traute Molly, Sie freuen sich gewiß mit dem glücklichen Freunde, der heute sich wieder um 2½ Uhr bei Goethe zur Mittagstafel einstellt. — — — —"

„Weimar, 22. November 1821.

Herzlich geliebte Molly!

— — — — — — — — — — — — — —

Gestern um 10 Uhr besuchte mich Heinrich und brachte mir die höchst beglückende Nachricht, daß der »Alte« (Goethe ist sein

Großonkel) mich um 11 Uhr zu sprechen wünsche. Pünktlich stellte ich mich ein und mußte ihm, denken Sie einmal, den Plan meines Trauerspiels haarklein erzählen, und gab er mir seine Zufriedenheit zu erkennen. Darauf sprach er mit mir über die englische, spanische Litteratur und entließ mich. Leider fehlte bei Tisch Adele, die Goethe in die heiterste Laune zu versetzen weiß. Mit der herzlichsten Freundlichkeit wurde mir von allen Seiten begegnet. — Vielleicht ist es Ihnen nicht unlieb, einige Eigenthümlichkeiten des Mannes kennen zu lernen, der mehr als alle Männer — Deutschlands Stolz zu heißen ist. Goethe scheint eine gute Tafel zu lieben. Das Tischgeräth ist echt und würdig, aber nicht prunkhaft. Goethes Appetit ist, da er sich fast garnicht aus den vier Pfählen bewegt, zu bewundern. Nicht etwa aus Scheu, auszugehen, hält er sich zu Hause, sondern nur aus Liebe, der Kunst und Wissenschaft jede Stunde seines Lebens zu widmen. Gern nimmt Goethe Besuch an, den ihm sogar der Großherzog abstattet. Im Ganzen ist bei ihm etwas Pathetisches zu erblicken, ein Wesen, das aber sogleich schwindet, wenn er über eine Sache, die ihn interessirt, spricht. Bei Tisch wird viel über seine Schriften und Bestrebungen gesprochen, wobei er sich anspruchslos wie ein Anfänger zeigt. Den Braten tranchirt er selbst auf einem Nebentisch. Schlägt er auch oft die Bitte, von einer Speise nochmals zu nehmen, ab, so greift er doch oft unwillkürlich während des Gesprächs nach der Schüssel und läßt es sich wohlschmecken. Eine unaussprechliche Liebe zeigt er zu seiner Schwiegertochter, die durch ein ungekünstelt einschmeichelndes Wesen sogleich jedes Herz zu gewinnen weiß. Wenngleich eine Nordländerin, so ist sie doch ein zartes Pflänzchen, deren starke Kinder ganz das Ebenbild des kräftig biedern August v. Göthe sind und die Freude des Großvaters, dessen Kniee sie spielend umklammern. Goethe hat starkes, vom Alter gebleichtes Haar, nicht dunkles, wie ich im vorigen Brief Ihnen geschrieben. Er nahm von mir mit einem herzlichen Händedruck Abschied und bat mich, wenn ich mich einige Zeit in Göttingen aufgehalten hätte, etwas von mir hören zu lassen. — — — — —“

In einem der nächsten Briefe schreibt Hagen über Goethe an seine Braut:

„Mein Trauerspiel ist nun fertig, jetzt bleibt mir nur noch die Mühe des Feilens — dann wird es an Vater Goethe geschickt. Mit dem Plan war er zufrieden, hoffentlich wird er es auch mit der Ausführung sein. — — — — — — — — — — — —

Goethes Güte erscheint mir im höchsten Licht — — ich weiß nicht, ob ich Dir erzählt habe, was ich in Weimar von Adele Schopenhauer hörte, nämlich, daß es Goethes Absicht sei, mir eine von ihr zu meinem Gedicht[1]) ausgeschnittene Gruppe (in dergleichen Arbeiten ist sie Meisterin) zuzuschicken. Wie habe ich diese Aufmerksamkeit nur verdient?"

In der Nachschrift, die eine wichtige Mittheilung für die Braut enthält, schreibt er:

„Goethe lobte es an den Damenbriefen, daß das Lesen dieser sehr erleichtert würde, indem das Wichtige sich in der Nachschrift zu befinden pflege — so auch hier." — — —

Ende November 1821 traf Hagen in Göttingen ein.

Hier fand er gleich in den ersten Wochen, was er so oft in Königsberg vergeblich angestrebt hatte — einen Kreis von Studirenden, die in jeder Woche ein- bis zweimal zusammenkamen, um in gemüthlichster Weise alte und neue Litteratur zu treiben und über Kunst und Wissenschaft zu sprechen.

Er hatte bei Gelegenheit dieser Leseabende das Glück, die nahe Bekanntschaft mit vielen geistreichen Männern zu machen, die auf seinen Bildungsgang vortheilhaft eingewirkt haben.

Die Mehrzahl dieser seiner Freunde und Bekannten hat es zu angesehenen Stellungen gebracht und nicht weniger zu Leistungen und Verdiensten, welche in den Annalen der Wissenschaft fortleben.

Diese bemerkenswerthen Göttinger Leseabende hatten eine so schöne Erinnerung in ihm hinterlassen, daß er überall, wo er sich später längere Zeit aufhielt, solche zu arrangiren wußte.

Bis in sein hohes Lebensalter kam er wöchentlich einmal mit Herren, die sich vorzugsweise für Litteratur und Kunst interessirten, zusammen. Neu erschienene Sachen las er gewöhnlich selbst vor — er las sehr gerne vor — und dann wurde das Gelesene besprochen.

---

[1]) Das epische Gedicht „Olfrid und Lisena" 1820.

Ein einfaches Abendbrot, bei dem es ganz heiter zuging, machte den Schluß, und wenn die alte weiße Alabasteruhr mit der hohen Glasglocke zehn Uhr schlug, gingen die Herren auseinander.

Damen, deren Gesellschaft der für alles Schöne empfängliche Kunsthagen sehr liebte, wurden zu diesen Kränzchen nicht zugezogen, selbst die Hausfrau erschien nicht zum Abendbrot.

Höchst wahrscheinlich hat Hagen nach dem Muster des Göttinger Kränzchens durch Einwirken auf seinen Schwager Bessel auch jenes bekannte Königsberger Kränzchen ins Leben gerufen, welches in der Mitte der zwanziger Jahre tagte, dem Bessel präsidirte und an dem sich Schnaase,[1]) Eichendorff,[2]) die Gebrüder Auerswald,[3]) Bohlen[4]) und andere Gelehrte und Kunstfreunde betheiligten.

Das „Lesekleeblatt“, wie sich das Kränzchen in Göttingen nannte, ist aber unbestritten Hagens Schöpfung. Zu demselben warb er zuerst seinen Freund und Dutzbruder v. Reitzschütz,[5]) den „geistreichen“ Röstell[6]) und den „braven“ Albrecht,[7]) den Universitätsfreund aus Königsberg.

Die Leseabende fanden abwechselnd in den Wohnungen der Mitglieder statt. Der Inhaber der Wohnung las oder hielt den Vortrag und hatte für Abendbrot, Wein und Punsch zu sorgen.

Die Betheiligung wuchs mit jeder Woche, so daß aus dem vierblättrigen ein vielblättriges Kleeblatt wurde.

Die Herren gehörten den verschiedensten Fakultäten an: Studenten, Doktoren, Dozenten und Männer, die eben so wie Hagen nicht nach Göttingen gekommen waren, um nur für ein Examen zu arbeiten.

---

[1]) Karl Schnaase, geb. 1789, gest. 1875.

[2]) Joseph Frhr. v. Eichendorff, geb. 1788, gest. 1857.

[3]) Rudolf v. Auerswald, geb. 1795, gest. 1865. Alfred v. Auerswald, geb. 1797, gest. 1870.

[4]) Peter v. Bohlen, geb. 1796, gest. 1840.

[5]) v. Reitzschütz, Inquis. Direktor in Königsberg.

[6]) Friedrich Wilhelm Röstell, Dr. jur., Professor in Berlin (1832). 1827—1831 Gesandtschafts-Attaché in Rom.

[7]) Wilh. Eduard Albrecht, geb. 1800, gest. 1876.

Es betheiligten sich an dem Kränzchen abwechselnd Spitta,[1]) Kobbe,[2]) v. Schrage, Jarke[3]) aus Danzig, der Philologe Schönemann, Gräfe,[4]) Keller[5]) nebst seinem „biedern" Landsmann Fingler[6]), die beiden „genialen" Gebrüder Müller, Ottfried[7]) und Julius,[8]) der als Kupferstecher berühmt gewordene Merz,[9]) Vincke,[10]) Kraut,[11]) Baum, Seiler und der Mediziner Niemeyer.

Wer sich die Mühe giebt, den Lebenslauf dieser Männer zu verfolgen, die theils Mitglieder waren, theils als Gäste zugezogen wurden, der wird verstehen, wie anregend und bildend das Kränzchen gewesen sein muß.

Glückliche und frohe Stunden sind es gewesen, die Hagen unter diesen geistreichen und strebsamen Menschen in Göttingen verlebte. Im Frühjahr und Sommer wurden gemeinschaftliche Spaziergänge und Spazierritte nach der Stegmühle, nach Grohnde und Dransfeld ꝛc. unternommen und Fahrten bis Kassel gemacht.

Auf dem Lesekleeblatt ging es munter zu; beim „Abendmahle" mußten die durch das viele Disputiren angegriffenen Kehlen gehörig angefeuchtet werden. Harmonisch klangen die Gläser nach launigen Toasten, die oft in Versen ausgebracht wurden, zusammen.

Auch Knusemons (que nous aimons) war den Herren bereits gut bekannt; denn Hagen erzählt, daß diesem stets vor dem Braten ein Glas mit besonderer Innigkeit geweiht wurde: „Von allen diesen meinen Bekannten gilt, daß sie sehr gescheidte Leute sind und, was mir noch mehr gilt, daß sie alle brave, treuherzige Menschen von bester Erziehung und angenehmen Umgangsformen sind. Spieltische,

---

1) Karl Johann Philipp Spitta, geb. 1801, gest. 1859.

2) Peter Ludwig Christian v. Kobbe, geb. 1793, Rittmeister a. D., studirte später in Göttingen.

3) Jarke, Geheimer Tribunalsrath in Königsberg.

4) Gräfe, Jurist.

5) Fr. Ludwig Keller von Steinbock, geb. 1799, gest. 1860.

6) Fingler (Schweizer).

7) Karl Ottfried Müller, geb. 1797, gest. 1840.

8) Julius Müller, geb. 1801, gest. 1878.

9) Kaspar Heinrich Merz, geb. 1806, gest. 1875.

10) Freiherr v. Vincke.

11) Wilhelm Theodor Kraut, geb. 1800, gest. 1873.

die Folterbank der langen Weile, kennt man hier nicht, — — — — — nur zu schnell verrauschen die Stunden, in welchen gelehrt und gelernt wird; — — — — ich bin jetzt viel heiterer und froher, wenn ich gleich stets Ursache finde, mich zu tadeln."

Und weshalb tadelt er sich?

Wenn das Kleeblatt sich erst um 2 Uhr nachts entblättert hatte, sei ihm das Aufstehen um 4 Uhr zur schweren Last geworden — „eine Schwäche, die bekämpft werden muß".

Ferner wirft er sich vor, einem Juden, dem Dr. S., einem sonst wohl unterrichteten Mann, der als Gast dem Lesekleeblatt bei Albrecht beiwohnte, „keinen Geschmack abgewinnen" zu können — „was bei mir nur die Abneigung gegen diese Nazion, welche wohl nicht vor der Kritik der Vernunft bestehen kann, zu Wege bringt."

Schon am nächsten Leseabend lud er den jüdischen Doktor zum „Punsch" ein. Er that es, um sein zartes Gewissen zu beschwichtigen, aber — dem Gast konnte er wieder keinen Geschmack abgewinnen.

Die Abneigung gegen Juden, die er zu bekämpfen suchte und nie einen solchen fühlen ließ — das litt sein gutes Herz nicht — war auf ihn von seinem Vater übertragen.

Als die Juden sich Namen geben mußten,[1]) hatte sich einer in Königsberg „Hagen" genannt. Dieses brachte den Medizinalrath in solche Entrüstung, daß er die größten Anstrengungen machte, diese Namensbeilegung rückgängig zu machen, aber nur erreichte, daß der Jude seinen neuen Namen mit zwei a, also „Haagen" schreiben mußte.

Ueber die Vorträge der Göttinger Gelehrten, die, wie Hagen es bemängelt, zum großen Theil den Titel Hofrath ꝛc. führten, berichtete er eingehend an seinen Vater. Er hospitirte bei allen berühmten Professoren, um die Art ihres Vortrages kennen zu lernen, rühmt

---

[1]) Edikt, betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in dem Preußischen Staate. Vom 11. März 1812: § 3. Binnen sechs Monaten, von dem Tage der Publikation dieses Edikts an gerechnet, muß ein jeder geschützte oder konzessionirte Jude vor der Obrigkeit seines Wohnorts sich erklären, welchen Familiennamen er beständig führen will. . . . . .

Blumenbach,[1]) Harding,[2]) Gauß,[3]) Sartorius,[4]) spricht von den hinreißenden Vorträgen Saalfelds[5]) und den überaus lehrreichen des jugendlichen Professors Karl Ottfried Müller, widmet dem „hofmännischen", aber „hoch verdienten" Heeren[6]) viele Worte, ist aber von dem „tauben" Bouterwek,[7]) bei dem er Aesthetik hörte, und von dem er viel zu lernen gehofft hatte, mehr als enttäuscht.

Immer wieder kommt er mit Begeisterung und Dankbarkeit auf den Archäologen Müller zu sprechen, bei dem er Plastik und antike Kunst hörte." Sein Alter steht mit seiner Gelehrsamkeit in gar keinem Verhältniß. So viel Müller weiß, so anspruchslos ist er. Bei der ersten Bekanntschaft sieht man, daß ihm das Herz auf dem rechten Fleck sitzt, das offen für alles Schöne und Gute ist. Heute sah ich bei ihm Kupferwerke, welche die ägyptische, indische und persische Baukunst betrafen, ein Genuß, der mir durch seine Erklärungen sehr erhöht wurde. Er lebt hier als außerordentlicher Professor vom Honorar, was auf einer Universität möglich ist, die 1368 Studenten zählt. Müller machte Spitta,[8]) dem liebenswürdigen kleinen Männchen mit dem zarten Mädchengesicht — so sanft wie sein Aeußeres, ist auch sein Inneres — und mir den Vorschlag zur Errichtung einer Gesellschaft, in der die Kunstgegenstände nach dem Stufengrade der Kultur vorzutragen wären. Da sich von den Aegyptern keine schriftlichen Denkmale erhalten hätten, so sollte mit der Kultur der Inder der Anfang gemacht werden. Vorzügliche Stellen der Dichter, die in Uebersetzungen erschienen sind, sollten vorgelesen und dabei Kupferwerke gezeigt werden. Ueber die Annahme des Vorschlages war man sofort einig, aber nicht über den Namen der zu errichtenden Gesellschaft. Der joviale Müller schlug den Namen der „ungründlichen Gesellschaft" vor, weil alle philologische Spitzfindigkeit auszuschließen sei."

---

1) Joh. Fr. Blumenbach, geb. 1752, gest. 1840.

2) Karl Ludwig Harding, geb. 1765, gest. 1834.

3) Karl Fr. Gauß, geb. 1777, gest. 1855, Freund Bessels.

4) Georg Frhr. Sartorius v. Waltershausen, geb. 1797, gest. 1828.

5) Saalfeld, Professor der Geschichte.

6) Arnold Ludwig Herrmann Heeren, geb. 1760, gest. 1842.

7) Friedrich Bouterwek, geb. 1765, gest. 1828.

8) Karl Johann Philipp Spitta, Verfasser von „Psalter und Harfe".

Neben dem Lesekleeblatt wurde nun Hagen noch eifrigstes Mitglied der ungründlichen Gesellschaft, die bald florirte und in der er vor einem größeren Auditorium gelehrter Männer seinen ersten Vortrag — über slavische Poesie — hielt, der beifällige Aufnahme fand.

Bald nach seiner Ankunft in Göttingen hatte er den Franzosen Chateaubourg engagirt, der ihm täglich französische Konversationsstunden gab; außerdem trieb er mit Eifer, ohne Lehrer, da ein solcher in Göttingen nicht zu haben war, Italienisch.

Auf seinen Spaziergängen — der nach der Stegmühle scheint ihm besonders angenehm gewesen zu sein — dichtete er und fand, obgleich er auch noch Ausflüge nach Kassel machte, noch immer Zeit, mit Freunden und Freundinnen zu korrespondiren.

Die zärtlichsten Briefe wechselte er mit seiner Braut und seiner Schwester Flore[1]), die sein ideales Streben richtig auffaßten. Von seiner Schwester schreibt er: „Flore besitzt von uns Geschwistern den größten Edelmuth, ihr gebührt der erste Rang unter uns."

Nicht uninteressant ist es, was diese von dem großen Rechner, ihrem Schwager, dem Astronomen Bessel, ihm erzählt. „Ein sehr beliebtes Spiel ist bei uns Domino geworden. Wir müssen bei dem Spielen sehr über Bessel lachen, er ist der eifrigste Spieler, behauptet, es müsse mit großen Berechnungen, die nicht fehlschlagen könnten, gespielt werden, verliert aber trotz seinem tiefen Nachsinnen jedesmal."

Was Hagen in der verhältnißmäßig kurzen Zeit in Göttingen geleistet hat, ist nur faßlich bei einer Schaffenskraft, einer Energie und Gesundheit, wie sie wenigen Sterblichen eigen sind. Er sagt selbst: „Meine Beschäftigungen sind unbegrenzt, sie gestatten mir keine Ruhestunden, und wenn ich diese mir nehme, so sehe ich es für einen Raub an der Wissenschaft an."

Je mehr er lernte, desto mehr kam er zu der Erkenntniß, nichts zu wissen.

„Nicht selten schäme ich mich des Doktortitels, den ich gerne verleugne, wenn ich kann, da in Göttingen die gründlichste Gelehrsamkeit

[1]) Spätere Gattin des bekannten Physikers Franz Ernst Neumann in Königsberg.

zu Hause ist, die man in Königsberg nicht ahnt. Während die Königsberger Studenten fast ausnahmslos nur für das leidige Examen arbeiten, so strebt hier vor Allem jeder danach, sich eine umfassende Bildung anzueignen. Für ungebildet gilt hier schon allein der, welcher nicht wenigstens eine fremde Sprache beherrscht."

Sein Vater, der wohl gehört haben mochte, daß der Sohn an einem Trauerspiel arbeite, warnt diesen wiederholt in seinen Briefen, die Zeit nicht mit poetischen Produktionen zu vertändeln, nur ein ernstes Studium gebe dem Leben Halt, er riethe ihm neben Aesthetik auch noch gründlich Jura zu studiren. Unter dem 8. Dezember 1821 schreibt er:

„Lieber August, Deine Briefe von Berlin, Dresden, Leipzig und Weimar sind richtig eingetroffen. Die Herzogin von Weimar ist den zweiten hier durchgereist und Ihre Dame, Fräul. v. Egloffstein, hat sich nach dem jungen Dichter in Königsberg erkundigt, den Goethe ihr empfohlen habe.

Ich wünsche aber nicht, daß diese Nachricht und der Beyfall des Goethe — der mir nichts desto weniger sehr angenehm gewesen — ein Reiz für Dich seyn möge, Dich ausschließend der Poetik zu widmen. Die Stellung, welche Goethe einnimmt und durch poetisches Talent erworben, ist gewiß die einzige in Europa. Ich weiß auch, daß Du zu bescheiden bist, auf dergleichen zu rechnen. — — — — In den Zeitungen steht, daß Goethe den ihm von Frankfurt zugeschickten Bürgerbrief nicht angenommen. Was hat ihn dazu vermocht? —"

In einem späteren Brief liest man:

„noch bis jetzt bin ich mit Dir nicht einverstanden, daß neben der Aesthetik ohne Nachtheil nicht auch juristische Kenntnisse erworben werden könnten. Eben fällt mir nur Goethe ein, der außer K. u. schönen W. auch Naturforscher, Physiker, Politiker und Finanzier ist.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sternwarte ist so baufällig befunden, die Balken derart verfault, daß Bessel bey seinen Observationen hätte erschlagen werden können. Sie wird jetzt in Stand gesetzt. — — — — — — —"

Professor Müller[1]), dem Hagen bereits viele Kenntnisse verdankte, „als Freund schätze ich ihn sehr hoch, als Lehrer ist er mir aber ganz unersetzlich", bestimmte ihn, den Rathschlägen seines Vaters nicht Gehör zu schenken, seine Kräfte nicht zu zersplittern.

Der „theure" Vater gab zwar nach; aber er erklärte die Ansichten des „jungen" Müllers für „exaltirte" und meinte, es wäre für seinen Sohn besser gewesen, wenn er die Bekanntschaft Müllers überhaupt nicht gemacht hätte.

Es wurde Hagen sehr schwer, den Wünschen seines Vaters entgegen sein zu müssen; denn er hätte gerade damals sich so gerne als gehorsamen und dankbaren Sohn gezeigt. Der am „Herkömmlichen" hängende Vater hatte ihm seine größte Liebe zu erkennen gegeben, ihm ein Opfer gebracht, welches Hagen zum „glücklichsten Menschen" machte. Die Zustimmung zu seiner Verlobung mit der Katholikin war ihm vom Vater zwar ertheilt, aber mit kaltem, strengen Blick, ohne Glückwunsch für Bräutigam und Braut. Dem Zauber dieser hatte der alte Herr nicht lange widerstehen können; die sanfte Gattin und die liebevolle Schwester Flore scheinen auch viel dazu beigetragen zu haben, den Vater umzustimmen, und so fand er es bald begreiflich, daß sein warmherziger Sohn diese hochherzige Jungfrau lieben müsse, und räumte ihr unaufgefordert einen Platz in seinem Vaterherzen ein.

Als die Braut nach Göttingen schrieb: „unser Vater hat mich heute wiederholt an sein Herz gedrückt und mich seine liebe Tochter genannt", da wuchs die Kindesliebe zu seinem gütigen Vater zu einem herrlichen Baum, unter dessen grünem Blätterdach er, in Ehrfurcht, Liebe und dankbarster Erinnerung, während seines langen Lebens Schutz, Schirm und Labung gefunden hat. „Wie das lächelnd erwachende Kind begrüße ich jeden Morgen, mit dessen Anbrechen ich meinem Ziele näher rücke; in tiefster Dankbarkeit fühle ich mich von dem heitern Muth belebt, mit dem uns Gott in die Welt gesendet hat."

Wie „ein Blitz aus heiterem Himmel" traf Hagen die Nachricht, daß Professor Müller auf Kosten der Hannöverschen Regierung eine lange Reise nach England und Frankreich unternehmen werde. Die Rede war zwar davon schon gewesen; aber Müller hatte selbst nicht

---

[1]) Karl Ottfried Müller, geb. 1797, gest. 1840.

geglaubt, daß ihm die Regierung schon so bald die Mittel zu der wissenschaftlichen Reise bewilligen würde.

Der unersetzliche Lehrer ging Hagen jetzt verloren. Müller rieth ihm, da er die gehörigen Vorkenntnisse besitze, das Studium in Göttingen möglichst abzukürzen und seine Kenntnisse durch Reisen in Deutschland und nach einem längeren Studium in Dresden durch eine Reise nach Italien zu bereichern.

Hagens Vater erklärte sich im Allgemeinen mit dem Plane einverstanden, nur rieth er davon ab, die Studienzeit in Göttingen, wo man auch ohne „einen Müller" weiter kommen könne, abzukürzen. Er bewilligte dem Sohn das Geld zu einer Reise durch Deutschland und gewährte für die italienische Reise allein 2000 Thaler. „Daß Du nicht überflüssige Ausgaben machen wirst, darauf kann ich mich verlassen; ich rathe Dir aber, obgleich ich in Deinem Reisegefährten durchaus keinen Winkelmann befürchte, die Höhe Deines Creditivs über 2000 Thaler nicht mitzutheilen. Man könnte vielleicht von Dir Geld leihen, und dergleichen Vorschüsse pflegen unbezahlt zu bleiben."

Aus den Aufzeichnungen und Gedichten Hagens, die er niederschrieb, als er von Göttingen fortging, um einen Theil der Osterferien in Dresden zuzubringen, ist ersichtlich, daß er gehofft hatte, dort mehr zu lernen; aber auch, daß der Zustand innerer Aufregung, die sich vielleicht auch einmal in einer trüben Stunde bis zum inneren Zwiespalt gesteigert haben mochte, bekämpft war. Gesteht er sich doch ein, daß er ohne Reue in die Zukunft schauen kann und dem kindlich frommen Traum seiner Jugendjahre weiter vertrauen will. Er singt:

„Anders hat sich viel entfaltet,
Was im Schoß der Zeiten lag,
Anders sich die Frucht gestaltet,
Als die Blüthe einst versprach —
Aber Heil! wer ohne Reue
Muthig in die Zukunft schaut
Und voll frommer Kindestreue
Gern den Träumen noch vertraut."

Professor Müller scheint ihm auch den Rath gegeben zu haben, sich nicht um einen Lehrstuhl in Königsberg zu bewerben. In seinen Aufzeichnungen, welche die genauen Rathschläge Müllers für seine weitere Ausbildung enthalten, steht: „in der Vaterstadt ist leider wenig Aussicht

für mich nach meinen Wünschen zu wirken, und es soll Vieler Unglück gewesen sein, daß sie über die Anhänglichkeit am Boden eine Bestimmung aufgaben, welche die Natur in ihre Seele gesenkt hatte und die außerhalb des Vaterlandes die schönsten Früchte hätte tragen können."

Wie oft mag Hagen in seinem Leben sich dieses Raths erinnert haben!

Die Studirenden der Königsberger Universität waren zu arm, um sich einem so kostbaren Studium widmen zu können, und so fehlte es dem Kunstgelehrten während seines Wirkens an der Universität an einem größeren Auditorium, was ihm schwere Stunden bereitet hat.

Vielfach ist ihm auch noch später gerathen worden, an einer anderen Universität zu wirken; doch die Hoffnung, durch sein unausgesetztes Streben auch in seiner Vaterstadt Interesse für die Kunst zu wecken, ferner die Liebe zu seinen Geschwistern und Freunden, die Anhänglichkeit an die Pregelstadt und Albertina, ließen ihn auf den Rath nicht hören. Mit Dank lehnte er in seinen jüngeren Jahren einen Ruf an eine auswärtige Universität[1]) ab — „ich will hier in meiner Vaterstadt redlich weiterstreben und Gott wird den Segen des Gelingens mir nicht versagen."

Den 22. März 1822 nahm er von seinem Lehrer und Freunde Müller, dem er zu ewigem Dank verpflichtet blieb, Abschied. Mit größter Beschämung hörte er erst heute von Müller, daß dieser „so hoch wissenschaftlich gebildete Mann" mit ihm im gleichen Alter stehe. Bei unfreundlichstem Wetter fuhr Müller mit Extrapost nach Hannover — „ich begleitete ihn zu Pferde bis Nörten — ich hatte Mühe, meine Thränen zu verbergen."

Die sechswöchentlichen Osterferien beschloß Hagen zum größten Theil in Dresden zuzubringen, um daselbst die Dresdener Antiken zu studiren. Der geistreiche Julius Müller, ein jüngerer Bruder Karl Ottfrieds, begleitete Hagen auf der Reise nach Dresden. In Erfurt, Leipzig, Meißen und überall, wo es etwas zu sehen und zu lernen gab, wurde Rast gemacht. Die genauesten Aufzeichnungen über die

---

1) Rostock.

Besichtigungen von Kirchen und Denkmälern der Kunst verfaßte Hagen in den frühesten Morgenstunden, wenn Müller noch schlief.

In Dresden galt sein erster Besuch der Kayserschen Familie; seine Freundin Marie Arnold, geb. Kayser, von der schon vorhin gesprochen ist, empfing ihn, ebenso wie deren Mann, mit einer „Innigkeit", die seine Feder nicht zu schildern vermag. Mehr als „wehmüthig" ist es ihm, daß seine Freundin, obgleich sie allen Pflichten als Hausfrau nachkommt und nie eine Klage über ihre Lippen geht, ernstlich zu leiden scheint.

Auch hier in Dresden hatte Hagen das Glück, in den Kreis bedeutender Männer gezogen zu werden, die gleichfalls auf sein Leben und Streben einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben.

Ganz besonders nahm sich seiner der berühmte Archäologe Karl August Böttiger[1]) an, der ihm nicht nur seine Bibliothek zur Disposition stellte, sondern ihn in den Museen der Antiken und der Mengsschen Gypsabdrücke selbst herumführte und viele Stunden seinem Unterricht widmete. Böttiger litt an den Augen, und es war ihm eine Zerstreuung, wenn Hagen ihn besuchte. Dieser sowie Professor Hartmann, Vorsteher der Künstlerakademie, und Tieck[2]) bestimmten ihn, nicht nach Göttingen zurückzugehen, sondern sich in Dresden zur italienischen Reise vorzubereiten. Diese drei Gönner Hagens waren entschieden der Ansicht, daß in Dresden, nachdem Müller Göttingen verlassen habe, viel mehr für ihn zu lernen sei. „Was wird mein theurer Vater nur zu diesem meinem Entschluß sagen! Jedoch hätte ich mein Bestes verkannt, wenn ich nicht dem Rathe sachverständiger Männer folgen wollte. Muß mir doch Alles darauf ankommen, die Reise nach Italien mit ersprießlichen Folgen machen zu können, und dazu gehört, daß ich hier mein Kunstgefühl durch das sorgfältige Betrachten von Antiken und Gemälden schärfe. Nirgends könnte ich einen solchen Reichthum von Kunstschätzen finden, als sie Dresdens Mauern einschließen. Tiecks und Böttigers Umgang, der überdies Vorlesungen halten will, sowie der Unterricht in der italienischen Sprache bei einem

---

[1]) Karl August Böttiger, geb. 1760, gest. 1835.

[2]) Ludwig Tieck, geb. 1773, gest. 1853.

guten Lehrer, der in Göttingen ganz fehlt — alles dieses kann nur höchst vortheilhaft für meine Bildung sein."

Hagens Vater erklärte sich mit dem Entschluß seines Sohnes einverstanden, warnte diesen aber, auf das Urtheil des sehr liebenswürdigen, aber sehr geschmeidigen Hofraths Böttiger nicht gar zu fest zu bauen.

Von großem Werth und Einfluß war für Hagen das Haus Ludwig Tiecks. Hier lernte er unter Anderen den „herrlichen gemüthvollen" Malsburg[1]) und den „liebenswürdigen" Löben[2]) kennen. Beide Dichter nahmen sich des viel jüngeren Mannes mit einer Freundlichkeit an, die stets zu seinen „liebsten und dankbarsten Erinnerungen gehören wird", sie führten ihn in die erste Gesellschaft Dresdens ein und vermittelten seine Bekanntschaft mit Dichtern, Gelehrten und Kunstfreunden. Ueber Tieck schreibt er: „Leicht habe ich keinen interessanteren Abend verlebt. Tieck fesselt durch seine ebenso angenehme als lehrreiche Unterhaltung seine Gäste, unter denen sich Professor Wendt[3]) und der Baron v. Malsburg, Uebersetzer des Calderon, befand. Tiecks Gespräch betraf die spanische Schauspielkunst, und man vergaß über seine, fern von jeder Anmaßung reich strömende Wohlredenheit, die Gebrechlichkeit seines Körpers; er leidet an Hüftweh, das ihn auf der einen Seite zusammengekrümmt hat."

„Gestern war ich wieder bei Tieck, bei dem sich täglich um 6 Uhr eine Gesellschaft versammelt. Niemand wird eingeladen; aber Jeder von Tieck, seiner Frau und seinen zwei Töchtern, sowie von der Gräfin Finkenstein, in deren Hause Tieck wohnt, so überaus freundlich empfangen, daß man auch keine Spur von Schüchternheit in sich fühlt. Zwischen der unverheiratheten Gräfin von Finkenstein und Tieck findet ein wahrhaft geschwisterliches Verhältniß statt. Die ungeheuchelten Zeichen unbegrenzter Achtung empfängt er von der Gräfin, die eben so liebreich als geistreich zu sein scheint. Die Gemahlin Tiecks ist

---

1) Ernst Friedrich Georg Frhr. v. der Malsburg, Uebersetzer des Calderon, geb. 1786, gest. 1824 auf seinem Gute Escheberg in Hessen.

2) Otto Heinrich Graf v. Löben, Dichter und Schriftsteller, geb. 1786, gest. 1825.

3) Amadeus Wendt, Aesthetiker und Kritiker der Tonkunst, Professor in Leipzig, geb. 1783, gest. 1836.

eine sehr sanfte Frau von einnehmendem Wesen, ebenso die beiden Töchter, Dorothea und Agnes, von welchen die ältere sogar den alten Sprachen gewachsen ist.

Nachdem der Thee getrunken ist, wird ein kleiner Tisch in die Mitte der Stube nebst einem Polsterstuhl gesetzt und Tieck entzückt dann alle Zuhörer durch sein musterhaftes Lesen.

Tieck bat mich heute um mein Trauerspiel, von dem ihm Malsburg erzählt hatte. Das machte mir Freude! — Die Menschen häufen auf mich unverdiente Lorbeern. Montag erhielt ich einen drei Seiten langen Brief von Goethe, worin er mir den Empfang des Trauerspiels anzeigt und mich benachrichtigt, daß er meiner im Vorworte des deutschen »Gil-Blas« gedacht habe.[1]) Gestern verlebte ich einen sehr angenehmen Abend beim Grafen Kalckreuth.[2]) Hier meldete mir der Hofrath Böttiger, daß ich zum Mitgliede des Liederkreises ernannt sei. — — — Der Tag erhielt für mich noch ein besonderes Interesse durch die mit dem Legationsrath Richter — Jean Paul — gemachte Bekanntschaft. Seine Originalität leuchtet aus jedem seiner Worte hervor. Er ist ein bejahrter, aber sehr lebhafter Mann, mit der Brille auf der Nase, die, wie die hohe Stirn, eine unnatürliche Röthe erlangt hat; er ist von untersetztem Wuchs, sein Benehmen ungeziert, fast derb, seine Kleidung nachlässig. Im Knopfloch des schwarzen Rockes prangten auf der rechten Seite zwei Orden, auf der linken, eine vertrocknete Rosenknospe und ein verwelkter Fliederbusch. Höchst unzufrieden, daß man seinem weißen Pudel den Eintritt zu Tieck verwehren wollte, drang er in die Stube und begrüßte stürmisch Tieck und Kalckreuth. Sein Gespräch über Magnetismus war höchst anziehend, leider ist seine Sprache wegen mangelnder Zähne etwas unverständlich. Während der Unterhaltung ließ er sich den Wein sehr wohl schmecken. Für seinen treuen Ponto forderte er Fressen und führte gegen den Diener ein förmliches Inquisitionsgericht, da er

---

[1]) Goethes Sämmtliche Werke, Leipzig, Ph. Reclam jr., Band 37: Schriften über Kunst II. Olfrid und Lisena. Ein romantisches Gedicht in zehn Gesängen, von August Hagen. Königsberg 1820.

[2]) Friedrich Gr. Kalckreuth, Sohn des Feldmarschalls, gab heraus: Dictées du feldmaréchal K. Dramatische Dichtungen. Geb. 15. März 1790.

der Meinung war, der Hund sei gemißhandelt. Kuchen und Bonbons steckte er sich für seine Kinder vollauf in die Taschen."

Ueber die Bekanntschaft mit Fouqué und der Schriftstellerin Elise v. der Recke, geb. Reichsgräfin v. Medem, schreibt er: „Der kunstsinnige Kalckreuth, der ebenso wie der sanfte Malsburg und der innige Graf Löben mich mit Liebenswürdigkeiten überschüttet, führte mich heute bei Fouqué[1]) und der Gräfin v. der Recke[2]) ein. Fouqué, ein Mann von ca. 45 Jahren, mit blonden Haaren, kleinem Bart, weichlich vollem, nicht ausdrucksvollem Gesicht, in dem man sofort, auch ohne die Militair-Orden, den preußischen Soldaten erkennt — er ist Major a. D. — spricht ununterbrochen und nimmt es sich nicht übel, unstatthafte Sachen hervorzubringen. Mit großer Liebenswürdigkeit bat er mich, mit ihm in nähere Verbindung zu treten.

Von hier gingen wir zur Gräfin v. der Recke,[2]) eine hochbejahrte Dame, groß und stark, von sehr ehrwürdigem Ansehen. Sie empfing mich mit ausnehmender Freundlichkeit und wußte mir alle Schüchternheit zu benehmen. Die Gräfin war von meinen Reiseplänen unterrichtet, sprach daher viel über Italien und dachte an ihren Aufenthalt daselbst, in Gesellschaft mit Zoëga,[3]) mit vieler Begeisterung, sie erzählte Verschiedenes, was ich aus ihrer Reisebeschreibung bereits kannte. Die Gräfin lud mich abends zum Thee ein. Hier wurde ich ihrer Schwiegertochter, der Herzogin von Sagan, vorgestellt, die nach der Trennung von zwei Männern jetzt mit dem Grafen v. der Schulenburg vermählt ist. Eine noch jugendliche Dame, reizend und beredt, sie besitzt einen hohen Grad von Bildung. Es wurde viel französisch gesprochen, doch antwortete die Gräfin Recke in der Regel deutsch und redete mit mir in der Muttersprache. Mit dem Ausdruck wahrer Frömmigkeit sprach sie über Tod und Vergänglichkeit und erinnerte sich mit Rührung lieber Todten. Interessant war es mir hier, die Bekanntschaft des Kanonikus Tiedge[4]) zu machen, der als ehemaliger

---

[1]) Dichter Friedrich Heinrich Karl Freiherr de la Motte Fouqué, geb. 1777, gest. 1843.

[2]) Elisa v. der Recke, geb. Reichsgräfin von Medem, Dichterin und Schriftstellerin, geb. 1754, gest. 1833.

[3]) Georg Zoëga, geb. 1755, gest. 1809.

[4]) Dichter Friedrich August Tiedge, geb. 1752, gest. 1841.

Reisegefährte im Hause der Gräfin lebt, ein alter, schwächlicher Mann, der einen steifen oder falschen Fuß zu haben scheint. In seinen Mienen spricht sich große Gutmüthigkeit aus. Er sprach mit mir über Hamann, Scheffler und Hippel. Den folgenden Tag wurde ich zum Mittag zur Gräfin um 4 Uhr gebeten. Trotz der fürstlichen Gesellschaft erhielt ich einen Platz neben der Gräfin, die sich auch von mir und Tiedge ins Speisezimmer führen ließ.

In ihrem Hause spricht sich der höchste Grad von Wohlhabenheit aus, und dabei erblickt man nirgends auch nur eine Spur von Stolz, was nicht genug geschätzt werden kann.

Abends ging ich zu Tieck, wo mich Fouqué ganz in Beschlag nahm und so lebhaft sprach, daß ich kaum noch hören konnte. Leider kam es heute zu keiner Vorlesung. — — — — — — — — —"

„Wie es kommt, daß die Menschen mich hier in Dresden mit Beweisen der Güte überhäufen, ist mir unbegreiflich, zumal ich mich so zurückhaltend wie möglich zeige und daher wenig oder garnicht liebenswürdig erscheinen kann. Tieck, Böttiger, Arnold, der mit mir die Werkstätten der Maler besucht, was mich in den Stand setzt, über das Mechanische der Malerei Kenntnisse zu erwerben. Malsburg, der kunstsinnige Graf Kalckreuth, Löben, den ich bisher nur als Schriftsteller gekannt hatte, — alle drei sind miteinander eng befreundet — und andere bedeutende Männer halten mich der freundschaftlichsten, aufrichtigsten Theilnahme werth. Leider reist in diesen Tagen Graf Löben mit Malsburg, dem ich vielen Dank schuldig bin, nach Kassel, was mich mit Trauer erfüllt."

„Sonntag war ich in einer Gesellschaft mit Jean Paul beim Baron Malsburg, wo es sehr hoch herging. Der berühmte Gast (Jean Paul) scheint sich hier schon sehr modernisirt zu haben."

Wenn Hagen ausspricht, in der vornehmen Gesellschaft zurückhaltend und wenig liebenswürdig aufzutreten, so wird das den, der ihn gekannt hat, nicht überraschen. Wären die vornehmen Herren, welche ihn zu sich herangezogen, nicht Männer der Wissenschaft gewesen, so würde er sich gar nicht haben heranziehen lassen. Weit entfernt davon, den höheren Stand nicht zu ehren und Standesvorrechte nicht anzuerkennen, bewegte er sich doch viel lieber in seinen

bürgerlichen Kreisen. Nichts schien ihm für einen Mann, der stolz auf seinen bürgerlichen Namen sein kann, verächtlicher, als sich an Hochgestellte zu drängen, um deren Gunst zu buhlen oder mit der Bekanntschaft solcher glänzen zu wollen. Sein sehr höfliches, aber reservirtes Verhalten hohen Leuten gegenüber, die sich ihm gern nähern wollten, mag ihm vielfach, aber mit größtem Unrecht, als Gelehrtenstolz ausgelegt sein. Er ließ sich nicht bewegen, den Schwiegervater seiner ältesten Tochter, den Kanzler v. Zander,[1]) anders als Excellenz anzureden, fand es unstatthaft, wenn die Frau eines noch so hoch gestellten bürgerlichen Beamten sich gnädige Frau nennen ließ, er verbat sich ernstlichst bei seinen Angehörigen, ihm auf Briefadressen das Prädikat Hochwohlgeboren beizulegen, welches nur Edelleuten zukomme, aber erklärte es für ein trübes Zeichen der Zeit, wenn weibliche Dienstboten oder Schneidermamsellen — Fräulein, und Männer in dienenden Stellungen — Herren genannt sein wollten.

Aus der Zeit, die Hagen in Dresden verlebte, liegen die meisten Aufzeichnungen vor. Mehr ist bereits wiedergegeben, als es in der Absicht lag; aber dennoch kann ich es mir nicht versagen, noch Einiges folgen zu lassen.

„Heute verlebte ich beim Grafen Kalckreuth, der ein Frühstück gab, einen schönen Vormittag.“

Hagen beschreibt die anregende Gesellschaft; aber um seiner Pflicht zu genügen, um tüchtig zu arbeiten, zog er sich still und unbeobachtet aus der größeren Gesellschaft zurück. Sein Vornehmen, zu arbeiten, sei aber gescheitert. Der Buchbinder Voigt aus Königsberg, ein Schulkamerad, habe ihn auf der Straße begrüßt. Um diesem gefällig zu sein, habe er ihm die Sehenswürdigkeiten Dresdens gezeigt und mit ihm bei Findlater[2]) den Abend zugebracht. Er bereue es nicht, dem biedern Landsmann mehr als einen halben Tag geopfert zu haben.

---

[1]) Christian Friedrich Gotthilf Dr. v. Zander, Kanzler im Königreich Preußen, Chef-Präsident des Ostpreußischen Tribunals, geb. 28. März 1791 in Mohrungen (Ostpreußen), gest. 14. April 1868 in Königsberg in Preußen.

[2]) Der von Lord Findlater and Seafield bei Dresden angelegte Garten war damals ein öffentlicher Vergnügungsgarten der Dresdener. Jetzt steht daselbst Schloß Albrechtsberg, vom Prinzen Albrecht von Preußen (Vater) erbaut.

In den nächsten Tagen schreibt Hagen:

„Freitag, 31. Mai, wurden am 49. Geburtstage Tiecks, dem Dichter zu Ehren, bei Kalckreuth, in des Grafen Theater, theatralische Darstellungen gegeben, an welchen ich thätigen Antheil nahm. Da ich nur eine kleine Rolle hatte, so brauchte ich zum Lernen nur sehr wenig Zeit, zumal ich meine Partie sehr frei behandelte. Nie hätte ich auch diese wenigen Stunden zum Komödienspiel geopfert, wenn die Feierlichkeit nicht Tieck gegolten und ich bei einer Weigerung dem mir so gefälligen Grafen ungefällig hätte erscheinen müssen. Einige Scenen aus Tiecks Blaubart eröffneten die Vorstellung; ich spielte mit Hr. Devrient, Wegener und dem Grafen, der den Ritter Blaubart gab. Tieck ertheilte mir seinen Beifall, meine Rolle richtig aufgefaßt zu haben. Zwei Lustspiele, »Die beiden Billets« und »Der Stammbaum«, folgten. Ein Verwandter Tiecks erzählte mir, daß Goethe an ?[1]) geschrieben und auf mich aufmerksam gemacht habe."

Hier wollte Hagen mit innerem Widerstreben Tieck und dem Grafen Kalckreuth nur wenige Stunden opfern, obgleich diese ihm das prächtigste Amüsement versprachen; aber dem Schulkameraden, dem Buchbinder, den er doch höchst wahrscheinlich nur oberflächlich kannte, opferte er, obgleich er sich aus einer anregenden Gesellschaft, um tüchtig zu arbeiten, entfernte, mehr als einen halben Tag.

Dieser schöne Zug selbstloser Hingebung kennzeichnet so recht den edelen Mann, der nie Zeit genug für sich, aber stets für seine Mitmenschen ohne Ansehen ihrer gesellschaftlichen Stellung hatte, und solchen Leuten, von denen kein Gegendienst zu erwarten war, widmete er sich am liebsten. —

Die meisten Abende brachte Hagen bei Tieck, in der „Komödie" und bei Arnold zu. Hier las er zweimal wöchentlich vor einer großen Gesellschaft theils eigene Produktionen vor, theils Sachen, die er von Tieck hatte vortragen hören, und bemühte sich, diesem Meister nachzueifern. „Ich bin überzeugt, daß außer ihm keiner im Besitz einer solchen Kunst zu lesen und gleichzeitig zu improvisiren ist."

Hagen räumt ein, in Dresden viel gelernt zu haben; als ihm aber von seinen Gönnern gerathen wurde, sich jetzt schon um einen

---

[1]) Name im Originalbriefe unleserlich.

Lehrstuhl zu bewerben, was leicht gelingen würde, ruft er aus: „Was würde mir Brot und Amt helfen, wenn mich das Bewußtsein niederdrückte, den Obliegenheiten meines Wirkungskreises nicht genügen zu können! Mir bleibt bis dahin noch sehr viel zu thun übrig. —“

Wie schon früher erwähnt, starb im Juli seine Freundin, Frau Marie Arnold, auch ist schon von seinem tiefen Schmerz über den Verlust dieser seltenen Frau, die er wie eine Heilige verehrte, gesprochen. Seine Trauer war so groß, daß es ihm zuerst schwer wurde, unter Menschen zu gehen und seinen Studien obzuliegen; aber sein durch nichts zu erschütternder Glaube half ihm sowohl über diesen Schicksalsschlag, wie über alle Schicksalsschläge, die ihn sonst noch trafen, fort.

„Was schützet uns vor feindlichen Gewalten,
Wenn keines Sternes Licht durchstralt die Nacht,
Wenn bei der Stürme Tosen Felsen spalten
Und wie ein schwankend Rohr die Eiche kracht?
An welchem Stabe sollen wir uns halten?
Nur an des Kreuzes sieggekrönter Macht;
Es wird, wie auch die Lebenswogen schlagen,
Durch Klipp' und Strudel uns zur Heimath tragen.“

Dieser Vers ist am 9. November 1823 niedergeschrieben.

Diese Heimath hat ihm, dem frommen Christen, immer vorgeschwebt und durch sein Leben geleuchtet. Der Gedanke an den Tod ist ihm nie beängstigend, sondern „tröstend und beruhigend“ gewesen. Schon als dreiundzwanzigjähriger Mensch schreibt er: „Nicht wünsche ich den Tod heran, da mich das Leben so freundlich umfängt; aber ich fürchte ihn auch nicht, da ich in jedem Augenblicke von hier scheiden würde mit der Ruhe des wahren Christen.“

„Im Genusse der heitersten Ruhe und Zufriedenheit meinen Geist zu verhauchen, scheint mir das Seligste, was der Sterbliche erreichen kann.“

Hagen war ein fleißiger Kirchgänger, hielt es aber für keine Sünde, nicht jeden Sonntag den Gottesdienst zu besuchen. Beim Läuten der Glocken der nahen Kirche, die in seine stille Studirstube schallten, hielt er inmitten seiner Bücher, die sämmtliche Wände der großen Stube vom Erdboden bis zur Decke einnahmen und ihm liebe Freunde waren,

Zwiesprache mit dem Allmächtigen oder ging, „wenn der Himmel sein blaues Festkleid angelegt hatte", hinaus in den Wald und hielt dort in der freien Gottesnatur sein stilles Gebet. Oefters verband er einen sonntäglichen Spaziergang mit dem Besuch der Kirche in Quedenau und hörte dort die Predigt eines alten Universitätsfreundes, des Pfarrers Stosnowski. Seine Bibel und sein Gesangbuch zeugen von dem vielen Gebrauch. Alle seine Lieblingssprüche und Lieblingslieder sind von ihm in einem Anhange verzeichnet. Er vermied es, über Glaubenssachen zu sprechen oder gar zu streiten, „nur an keines Menschen frommem Glauben rütteln", war sein Grundsatz. Er tadelte es, den Namen Gottes, wie es vieler Menschen Gewohnheit ist, bei gleichgültigen Dingen im Munde zu führen. Jedes Zurschautragen eines gottgefälligen Wesens war ihm zuwider, Frömmelei verhaßt. Als die Muckerei, selbst nach den skandalösen Geschichten unter Ebel und Diestel[1]) in den vierziger Jahren, in einigen Kreisen Königsbergs noch immer, wenn auch nicht mehr so schamlos, wie in der Mitte der dreißiger, auftrat, schrieb er einen mehrbändigen Roman, in dem er jene Scheinheiligen auf das Schärfste geißelte. Auf inständiges Bitten seines Universitätsfreundes, des Pfarrers Heinel, der ihn zu überzeugen suchte, daß er den angestrebten Zweck mit dem Roman nicht erreichen und in Konflikte mit der Regierung kommen würde, stand er von der Veröffentlichung desselben ab und warf ihn zu vielen anderen ungedruckten Manuskripten.

Wie er manchen Sonntag, im Sommer und Winter, vor den Thoren Königsbergs in Aweiden, Ponarth, Juditten, Quedenau, Dammhof, Willkie, Kosse 2c. still feierte, so unternahm er auch gern an seinem Geburtstage einen Ausflug in Gottes Natur, um seinen Gedanken nachhängen zu können. Er ging damit zugleich Gratulationen aus dem Wege, die ihm bei der ernsten Stimmung, welche ihn an diesem Tage stets beherrschte, nicht angenehm waren. An Geist und Körper gestärkt und erfrischt, kam er von solchen Gängen zurück und brachte dann zu Papier, was er beim Anschauen des blauen Himmels, des „säuselnden" Waldes und der grünen, duftigen Fluren gedichtet hatte.

[1]) Zwei Pfarrer Königsbergs, welche die geschlechtliche Sinnenlust zum Gottesdienst erhoben.

Bei seinem tiefen Nachsinnen kam es denn auch nicht selten vor, daß er einen Ueberziehschuh auf seinen wegelosen Spaziergängen im tiefen Acker stecken ließ und ein Ast ihm die Brille, ohne daß er es bemerkte, vom Gesicht streifte. Wurden so verlorene Gegenstände von den Findern ihm ins Haus gebracht, dann konnte er herzlich über seine Zerstreutheit lachen.

Hier das Gedicht, welches er 1847 an seinem fünfzigsten Geburtstag, nach seinem im Freien abgehaltenen Gottesdienst, in sein Gesangbuch schrieb:

„Nicht zweif'le an dem hohen Geist,
Sein Strahl erwärmt auch Dich,
Was er Dir in der Brust verheißt,
Erfüllt er sicherlich:
Dir droht der Zorn, Dir lacht die Huld
Mit Höll' und Seligkeit,
Er wäget für Verdienst und Schuld
Gerecht Dir Lust und Leid.

Verzage nicht, wenn nackt und bloß
Du Armer jammern mußt,
Nicht bist Du arm, erziehst Du groß
Das Senfkorn in der Brust,
Es keimt und wächst zum Baume hoch —
Sein Schatten ist Dein Dach —
Er überwebt mit Frieden noch
Dein letztes Schlafgemach.

Verdirb nicht, rinnet noch Dein Blut,
Ein lebensmüder Thor —
Und hebe den gebroch'nen Muth
Am Grabscheit noch empor,
Wirk' emsig, wenn schon altersschwach
Die sieche Hand erbebt,
Wohl Dir, wenn selbst am Todestag
Du nicht umsonst gelebt!"

Und wie herrlich hat sich dieser Gesang, den der fromme Christ hier als Gebet zum blauen Himmel emporsandte, erfüllt!

Sein letztes Schlafgemach war mit dem heitersten Frieden umweht, und als er den Tod herannahen fühlte, seine Brust schon röchelte, da schrieb er noch, in geistiger Frische, bis der Stift der treuen Hand entglitt, mit der er seinem verstorbenen Freunde Heinel noch in seiner Todesstunde ein Denkmal gesetzt hat.

Den letzten Abend, welchen Hagen vor seiner großen Reise in Dresden zubrachte, ging er in Begleitung des unglücklichen Wittwers Arnold an das Grab seiner verklärten Seelenfreundin; es war der 12. August 1822 — derselbe Tag, an welchem vor einem Jahre die schöne Maria Kayser den Lebensbund mit Arnold geschlossen hatte.

Beide Trauernde schmückten das Grab mit Blumen und Kränzen und verbrachten daselbst mehrere Stunden in wehmüthiger Erinnerung und stillem Gebet.

„Wie leer und öde erscheint mir jetzt Dresden! Kaum kann ich die Zeit meiner Abreise erwarten, — — — ich fühle mich hier vereinsamt; denn obgleich mich viele Freund nennen, so erhält doch Rang und Alter eine Entfernung zwischen uns, die mir nach dem Verlust der treuen Freundin und nachdem ich in Göttingen und Königsberg durch innige Freundschaft, fast möchte ich sagen, verwöhnt bin, schwer fühlbar wird!"

Als Reisegefährte schloß sich an Hagen der Philologe und Archäologe Dr. Krarup, ein Däne, der sich gleichfalls in Dresden für eine italienische Reise vorbereitet hatte.

Hagen war von Tieck gebeten, Jean Paul in Bayreuth aufzusuchen. Er fand in der Familie des „großen Mannes" die freundlichste Aufnahme und erwähnt, wie der feine Hofton der Gemahlin „des phantasiereichen Dichters" wunderbar gegen dessen derbes, fast bäuerisches Wesen absteche.

Ueber Nürnberg schreibt er mehr als begeistert; er feierte dort den Sebaldustag und gewann Eindrücke von der Pegnitzstadt und den Werken und Denkmälern der großen Meister, die wohl die Grundlage zu seiner „Norika, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit" gewesen sind.

Die „Norika" ist das verbreitetste seiner Werke. Das Buch ist in fremde Sprachen übersetzt. Fünf Auflagen erlebte es mit dem Autor, die 6. erschien neun Jahre nach seinem Tode und die 7. ist vor kurzer Zeit den Erben Hagens von der Verlagsbuchhandlung (J. J. Weber, Leipzig) angemeldet.

Von Erlangen schreibt Hagen:

„Ich hatte hier das Glück, Schelling[1]) kennen zu lernen und eine Vorlesung des berühmtesten jetzt lebenden Philosophen zu hören, wodurch mir dieser Tag ewig denkwürdig sein wird."

In München nahm sich seiner der Professor Thiersch,[2]) „der begeisterte Freund des griechischen Alterthums", besonders an. Dieser machte ihn mit den bedeutendsten Gelehrten und Künstlern Münchens bekannt. In dem gastfreien Hause des „liebenswürdigen" Thiersch verlebte er „angenehme und lehrreiche Abende", in Gesellschaft des Philologen Niethammer,[3]) Professors Unterholzner[4]) aus Breslau, des Historienmalers Peter Cornelius,[5]) des Geheimraths Wiebeking,[6]) und anderer gelehrter Männer. Thiersch begleitete ihn auf seinen meisten „Kunstgängen" und verschaffte ihm zu allen Galerien 2c. Zutritt, auch zu einer Zeit, wenn dieselben für das Publikum geschlossen waren.

Er ließ sich öfters von den Galeriewärtern einschließen und konnte dann ungestört seinen Studien obliegen. In Schleißheim hatte er sich auch einschließen lassen und war vom Galeriewärter vergessen worden. Kein Pochen und Rufen half, und nur ein glücklicher Zufall befreite ihn aus der Haft.

Professor Thiersch fand ein so großes Gefallen an dem unermüdlich fleißigen Kunstjünger, daß er sich kurz entschloß, eine von ihm für später in Aussicht genommene Reise nach Italien sofort in Begleitung Hagens anzutreten. Dieser war mehr als erfreut über das Anerbieten und konnte sich Thiersch gleich gefällig und nützlich zeigen, indem er ihm eine noch vor der Reise zu erledigende litterarische Arbeit fertig stellen half.

Am 26. September 1822 schreibt er aus Verona:

„So bin ich denn endlich auf italienischem Boden, dem Ziel meiner Sehnsucht."

---

[1]) Friedrich Wilhelm Johann v. Schelling, geb. 1775, gest. 1854.

[2]) Friedrich Wilhelm Thiersch, geb. 1784, gest. 1860.

[3]) Philosoph Friedrich Immanuel Niethammer, geb. 1766, gest. 1848.

[4]) Rechtslehrer Karl August Dominikus Unterholzner, geb. 1787, gest. 1838.

[5]) Peter v. Cornelius, geb. 1783, gest. 1867.

[6]) Karl Friedrich Ritter v. Wiebeking (Architekt u. Ingenieur), geb. 1762, gest. 1842.

Mit welchem Fleiß und Streben hatte er aber auch für dieses Ziel seiner Sehnsucht gearbeitet! Schon als Student in Königsberg und später in Göttingen und Dresden sowie auf allen seinen Ausflügen und Reisen hat er es nie aus den Augen verloren, unermüdlich gearbeitet, um auch vollständig vorbereitet die herrlichen Denkmäler einer großen Vergangenheit studiren und genießen zu können.

Wie sehr er den Aufenthalt in Italien ausgenutzt hat, das beweisen seine Aufzeichnungen, die wiederum zum großen Theil nachts geschrieben sind, wenn seine Reisegefährten nach den langen, mühevollen, aber ihn nie ermüdenden Besichtigungen der Kunstdenkmäler, Ruhe und Schlaf genossen.

Nur zu oft fühlt sich der Mensch, wenn ein lang gehegter glühender Wunsch erreicht ist, enttäuscht; — aber Hagen schreibt kurz, bevor er Rom nach langem Aufenthalt daselbst verließ:

„Alle meine Erwartungen sind noch weit übertroffen, nie kann ich so alt werden, um alle die empfangenen Eindrücke nutzbringend zu verwerthen."

Wie in Göttingen und Dresden, so hatte er auch in Italien das Glück, in nähere Beziehungen mit bedeutenden Männern der Wissenschaft zu treten.

In Florenz schlossen sich ihm als Reisegefährten an der Professor Gaupp aus Breslau, welcher mit Königlicher Unterstützung die Reise machte, der Bildhauer Wolff,[1]) ein Neffe und Schüler von Rudolf Schadow[2]) und die Maler Lengrich und Remy.

Am 9. November traf die Reisegesellschaft in Rom ein. „Nachdem wir einige Meilen zurückgelegt hatten, erlaubte es uns das klare Wetter, St. Peters Kuppel zu begrüßen, und um 3 Uhr nachmittags fuhren wir durch die Porta del Popolo in die weltbeherrschende Roma. Nicht wie andern Reisenden war uns der Eintritt in die päpstliche Hauptstadt durch die Dogana, die alles Gedruckte und Geschriebene zu untersuchen hat, ob es nicht kirchenwidrig sei, verleidet;

---

1) Emil Wolff, geb. 1802, gest. 1879.

2) Rudolf Schadow, geb. 1786, gest. 1822 in Rom.

man hielt uns für Zugehörige der Suite unseres Königs[1]) und so wurden unsere Habseligkeiten nicht durchsucht.

In Rom wohnte Hagen mit dem Professor Gerhard[2]) aus Breslau in einem Hause. Da dieser später berühmt gewordene Archäologe nicht nur in wissenschaftlicher Beziehung auf ihn Einfluß ausgeübt hat, sondern die beiden Männer innige Freundschaft schlossen und bis an ihr Lebensende hielten, mag hier folgen, was Hagen, nachdem er Gerhard kennen gelernt hatte, über diesen schreibt: „Ich wohne hier neben Professor Gerhard aus Breslau, einem jungen, als Philolog nicht unrühmlich bekannten Manne, dessen Umgang mir sehr schätzbar ist. Durch gar zu angestrengte Studien hat er seinem Gesicht sehr geschadet, weshalb er sich bewogen fühlt, die Philologie mit der Archäologie zu vertauschen, indem er der Meinung ist, beim Studium dieser Wissenschaft sein Auge mehr schonen zu können. Vorzugsweise scheint er sich für die Baukunst der Alten zu interessiren. Das Lesen erlaubt sein Auge bis jetzt noch garnicht, er arbeitet mit Hülfe eines Vorlesers."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die beiden Gelehrten haben bis zum Tode Gerhards fleißig korrespondirt. Die letzten Briefe desselben sind diktirt und nur von ihm unterschrieben. Hagen hat seinen Dutzbruder, den er so oft den „herrlichen Gerhard" nennt, 13 Jahre überlebt. —

Der erste Besuch, welchen er in Rom machte, galt dem preußischen Gesandten am päpstlichen Hofe, dem „aufopfernd liebenswürdigen" Geheimrath Niebuhr[3]), dem er durch seinen Gönner, den Staatsrath Nicolovius warm empfohlen war. Niebuhr machte ihn sofort mit dem Archäologen Bröndsted[4]) bekannt, gleichfalls einem Dänen, der dem päpstlichen Hof von der dänischen Regierung attachirt war, aber vornehmlich seinem Studium hier lebte und mit der Bearbeitung seiner Forschungen und Entdeckungen griechischer Alterthümer sich zur Zeit

---

[1]) Friedrich Wilhelm III. befand sich in Italien. (Kongreß zu Verona. Heilige Alliance.)

[2]) Eduard Gerhard, seit 1843 Professor in Berlin, geb. 1795, gest. 1867.

[3]) Barthold Georg Niebuhr trat 1806 aus dem dänischen in den preußischen Staatsdienst, geb. 1776, gest. 1860.

[4]) Peter Oluf Bröndsted, geb. 1781, gest. 1842. Professor an der Universität zu Kopenhagen, 1818 von der dänischen Regierung zum Agenten am päpstlichen Hof ernannt.

beschäftigte. Hagen lernte durch Dr. Krarup, Niebuhr und Bröndsted viele Dänen kennen und lebte viel in deren Gesellschaft, so daß er oft für einen Landsmann derselben gehalten wurde. Diese führten ihn schon in den ersten Tagen zu Thorwaldsen[1]), „in dessen schönem Haupt sich eine unendliche Fülle von Güte ausspricht". Der große Meister „schenkte" ihnen mehrere Stunden und zeigte ihnen in Gypsabguß seine neuesten Arbeiten — „Jesus mit Paulus und Petrus und den in der Wüste predigenden Johannes, um den sich Zuhörer versammeln", — welche einen Tempel in Kopenhagen schmücken sollten.

An demselben Tage zeigte Professor Wagner[2]) dem Kleeblatt, Thiersch, Gerhard und Hagen, die von ihm in Aegina aufgefundenen Statuen[3]), welche von Thorwaldsens Meisterhand bereits restaurirt waren, „ich kannte sie schon aus Gypsabgüssen, um so interessanter, verständlicher und wichtiger waren mir Wagners eben so vernünftige als scharfsichtige Bemerkungen".

„Wir trafen noch zur Zeit ein", schreibt Hagen weiter unter dem 16. November, „um die herrliche, unserm Könige zu Ehren veranstaltete, Erleuchtung des Peterdomes und später das Feuerwerk auf der Engelsburg in Augenschein zu nehmen. Mit unzähligen Lampen, alle mit Papier-Cylindern versehen, ward alsbald das kolossale Gebäude erleuchtet, wodurch die regelmäßigen architektonischen Verhältnisse deutlich hervortraten. Seine Majestät, die sich heute vier Tage hier aufhalten, sah man in einer prächtig dekorirten Loge eines nahe stehenden Palastes neben dem Kardinal Consalvi[4]) stehen, der sich angelegentlichst mit Seiner Majestät unterhielt, komplimentirte und scherwenzelte. Seine Majestät trug einen blauen Ueberrock und runden Hut. — Besonders prächtig nahm sich bei der Erleuchtung, von taghellem Glanz, das Kreuz auf der Kuppel aus".

Hierauf folgt eine genaue Beschreibung des Feuerwerks mit dem Schluß „es war grandios zu nennen; denn der Papst[5]) hatte keine

---

1) Albert (Bertel) Thorwaldsen. Der berühmte dänische Bildhauer, geb. 1770, gest. 1844 in Kopenhagen.

2) Johann Martin v. Wagner, Maler, Bildhauer, geb. 1777 zu Würzburg, gest. 1858 in Rom.

3) Die berühmten Aegineten in der Glyptothek zu München.

4) Staatssekretair am päpstlichen Hofe, geb. 1757, gest. 1824.

5) Pius VII.

Kosten gespart, um ein Schauspiel zu bereiten, wie es wohl nicht wieder gesehen werden wird".

Da Hagen wußte, daß seinen Vater Alles lebhaft interessirte, was den König betraf, zumal man damals das Reisen durch Italien für ein mehr als gewagtes Unternehmen hielt und in ähnlicher Weise für Friedrich Wilhelm III. besorgt war, wie zu jener Zeit, als unser Großer Kaiser als König Wilhelm in Paris sich aufhielt, so berichtete er öfters an seinen Vater über den Hof.

„Sonntag, den 17. November, fand in einem Saale von Niebuhr ein Gottesdienst statt, den ein Gesang eröffnete, ganz nach dem dramatischen Kirchenritus in Berlin zugeschnitten, wie es Seine Majestät gewünscht hatten. Sämmtliche Preußen waren zugegen, die vom König und den beiden Prinzen in blauer Bürgertracht freundlichst begrüßt wurden. Prediger Schmieder hielt eine wenig erbauliche Rede. — — —"

„Aus dem vatikanischen Museum ging ich abends, in Gesellschaft des herrlichen Gerhard, nach der Villa Julia, wo von uns Preußen dem Gefolge des Königs ein Fest gegeben wurde. Die Gesellschaft, meistens aus Künstlern bestehend, war sehr froh, da Seine Majestät über ihre in einem Saal aufgestellten Gemälde (worunter sich wirkliche Kunstwerke, wie z. B. von Veit und Catel befanden) sehr günstig geurtheilt hatten und Jeder auf Ankauf seines Werkes hoffte. — — —

Montag führte uns Wagner, der durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in Rom in Besitz der gründlichsten Kenntnisse von den Bau- und Bildwerken Roms ist, auf Campo Vaccino. (Das ehemalige römische Forum.) Wenn oft das Urtheil Wagners bei aller Gründlichkeit einseitig erscheint, so ist es doch belehrender als die voreiligen Träumereien jüngerer Archäologen. — — — —

Wäre ich doch an den Deutschen, Bankier Schultheiß empfohlen, der eben so seiner Ehrlichkeit halber gerühmt, als mein Bankier, der Fürst Torlonia,[1]) welcher Villen und Paläste besitzt, als Jude verschrieen wird."

In einem Briefe vom 13. Dezember 1822 berichtet er an den Vater über den König:

---

[1]) Giovanni Torlonia (Bankier). Wurde Herzog von Bracciano und Fürst von Civitella-Cesi.

„Von hier ging ich in St. Martino, eine freundliche Kirche, die für unsern König ein besonderes Interesse hatte, da sich daselbst ein Bild von Sassoferrato[1]) befindet, in dem ein weiblicher Kopf eine auffallende Aehnlichkeit mit der Hochseligen Königin haben soll. Der Maler Lengrich hat auf Allerhöchsten Befehl das Gemälde zu kopiren. Der König (der den 9. Dezember von Neapel zurückkehrte und den 11. Dezember Rom verließ) hat sich hier alle Herzen zugewendet, auch besonders die der preußischen Künstler, welchen er für 2000 Louisdor Gemälde abgekauft und außerdem noch bei ihnen Bestellungen gemacht hat. Ein Jesuskopf, der von Michel Angelo herrührt (in der Kirche St. Agnese vor der Porta pia), hat dem Könige so wohl gefallen, daß Wolff Allerhöchst beauftragt ist, ihn zu kopiren. Unter dem Gepäck des Königs soll sich, wie ein Offizier aus dem Gefolge erzählte, ein Kasten voll Orden befunden haben, deren Werth sich auf 36 000 Thaler beläuft. Der Kardinal Consalvi hat den rothen Adlerorden erhalten."

Der Raum erlaubt es nicht, Hagens Wanderungen und Erlebnisse in Italien eingehend zu erzählen, es sollen daher nur einige Mittheilungen und wenige Auszüge aus seinen Briefen an Vater und Braut hier Platz finden.

Professor Wagner muß Hagen bald lieb gewonnen haben; denn der „biedere, oft ein wenig derbe Bayer", dessen „gründliche Kenntnisse" er mit jedem Tage mehr schätzen lernte, und dem es wirklich darauf ankam, „gründlich zu prüfen und zu unterrichten", widmete ihm ganze Tage.

Wenn Thiersch, Gerhard und Wolff[2]) nicht mehr „konnten", ausspannten, um eine lange Siesta zu halten, dann unternahm er mit den Malern Holm[3]), Lengrich und Bergius weite Ausflüge, um die Gemälde alter Meister in den Kirchen zu besichtigen.

Beim Legationsrath Bunsen[4]) verlebte er in Gesellschaft der bedeutendsten Künstler Roms, „anregende Abende", „Gesellschaften, in

---

[1]) Italienischer Maler, geb. 1605, gest. 1685 in Rom (eigentlicher Name „Giambattista Salvi", nach seinem Geburtsort „Sassoferrato" genannt).

[2]) Emil Wolff, Bildhauer, geb. 1802, gest. 1879.

[3]) Christian Holm, geb. zu Kopenhagen 1803, gest. zu Rom 1847.

[4]) Christian Karl Josias Freiherr v. Bunsen, geb. 1791 in Korbach, gest. 1860 in Bonn.

welchen man nicht, wie in vielen unseres — — — — Lust zum Gähnen verspürt, ohne gähnen zu dürfen".

Der „untersetzte, so freundliche Bröndsted" führte ihn zu dem „viel gereisten Dodwell"[1]), der ihnen mit vieler Bereitwilligkeit seine bedeutenden ägyptischen Alterthümer, darunter drei Mumien, die zu den „wohl erhaltensten" gehören, zeigte.

Durch Bröndsteds „liebenswürdige Gefälligkeit" wurden ihm auch säumtliche Kunstschätze des Vatikans, die sonst Vielen verschlossen blieben, zugänglich gemacht und wurde ihm hier „die ganz unerwartete Ehre zu Theil, den Friedensfürsten[2]) selbst zu begrüßen, der lange der mächtige Hebel der politischen Begebenheiten war".

Vom Sylvesterabend schreibt er:

„Den Sylvesterabend brachte ich im Hause der italienischen Familie Buti zu, in dem acht deutsche Künstler wohnen. Ich ward dahin von Thorwaldsen, als Anhang zu dem Dänenrudel, gebeten. Da ich die deutschen Maler meist gut kenne, von denen mir Lengrich seine Braut Olympia Buti, ein sehr schönes Mädchen, vorstellte, so verstrich mir der Abend sehr fröhlich. Zu einem verstimmten Klavier ward getanzt. Mit den deutschen Tänzen ging es sehr schwach, um so besser nahm sich der Saltarello aus. Thorwaldsen griff zur Zither, eines der Mädchen zum Tambourin, und jetzt begann Olympia mit einem Italiener einen Tanz, bei dem das Spiel der Füße weniger in Betracht kam als die Pantomime, derzufolge sie ihren Tänzer durch eine unvermuthete Bewegung zu fangen strebte, während er ihren Armen auf eine komische, doch graziöse Weise entflieht." — — — — —

Im Vatikan wurde Hagen durch Bröndsted mit Dr. Schorn[3]) bekannt, die nun vielfach zusammen und mit gleichem Eifer die Kunstschätze Roms in Augenschein nahmen.

„Auf dem Vatikan machte ich die schätzenswerthe Bekanntschaft mit dem Dr. Schorn aus Stuttgart, dem Herausgeber des Kunst-

---

[1]) Archäologe Edward Dodwell, geb. 1767 in Dublin, gest. 1832 in Rom.

[2]) Pius VII.

[3]) Ludwig v. Schorn, seit 1833 Direktor der Kunstsammlungen in Weimar, geb. 1793, gest. 1842.

blattes und dem Verfasser über die griechischen Künstler, zu dem ich als Freund des Professors Müller[1]) in Göttingen mich besonders hingezogen fühle.“

Der Brief, dem diese Mittheilungen entnommen sind, beginnt:

„Theurer Vater, nachdem ich mit banger Unruhe vergeblich auf einen Brief geharrt hatte, empfing ich gestern einen von Molly, der mir die beruhigende Nachricht brachte, daß Alles zu Hause sich wohl und gesund befände. So tröstliche Worte erfreuen mich um so mehr, da ich aus ihnen die Hoffnung schöpfe, daß Ihr Wiegenfest, verehrter Vater, ein für uns so wichtiger und schöner Tag, mit unverkürzter Freude gefeiert ist. Leicht können Sie denken, daß dieser Tag der Familienfeier auch für mich nicht freudenleer verfließen durfte. Zu einem kleinen Fest lud ich zu mir Thiersch, Gerhard und Krarup ein, um auf Ihr Wohlsein einige Flaschen Orvieto zu leeren. Seien Sie versichert, theuerster Vater, daß alle Wünsche, die Sie an diesem Tage vernahmen, auch von mir Ihnen aus der Ferne zugerufen wurden. Der Himmel erhalte Sie noch lange der Wissenschaft und uns!

Ich kann nicht schließen, ohne der unendlich verehrten Mutter, die Gott uns noch viele Jahre in ihrem liebevollen Wirken erhalten möge, meinen herzlichsten Gruß zu entbieten. Wie sehr sehne ich mich nach der Stunde des Wiedersehens! Mögen Sie auch, verehrte Eltern, noch fernerhin mit Ihrer Liebe meine kindliche Ehrfurcht belohnen!“

Um ein Beispiel anzuführen, wie damals zwischen Sohn und Eltern korrespondirt wurde, ist Vorstehendes mitgetheilt.

Möchte doch jeder Vater auch heute noch auf einen solchen Ton im Umgange mit seinen Kindern halten, der nur noch in sehr wenigen Familien sich erhalten hat! Mit der Ehrfurcht vor den Eltern geht das Beste im Menschen verloren und führt einer Zeit entgegen, die wie ein schreckliches Gespenst uns bedroht.

Die Briefe Karl Gottfried Hagens, der seinem Sohn der zärtlichste Vater gewesen ist, gleichen durchweg gnädigen Kabinets-Ordres, in welchen kein Wort zu viel oder zu wenig steht, während die Briefe

---

[1]) Ottfried Müller.

des Sohnes wie die eines gehorsamen Untergebenen an einen verehrten und geliebten Vorgesetzten geschrieben sind.

Nach dieser Abschweifung, welche die Nachkommen Hagens nicht als unzeitgemäß verdammen mögen, führe ich sie noch einmal nach Rom zurück.

Hagen hat bereits in einem Briefe über seinen Bankier Torlonia gesprochen, der in Folge großen Reichthums, vom Papst zum Duka di Bracciano erhoben war. Er schildert einen Abend, den er im Januar 1823 im Hause des Herzogs zugebracht hat.

„Abends befand ich mich in der größten Privatgesellschaft, die ich überhaupt gesehen. Der Herzog und die Herzogin Bracciano hatten mich zwei Wochen vorher um die Ehre meines Besuchs gebeten. Am Eingang mußte ich dem reichbetreßten Portier meinen Namen nennen, dieser rief ihn dem nächsten Bedienten und dieser andern zu, so daß alle Wände von meinem arg verstümmelten Namen widerhallten, bis ein Herr, mit dem Degen an der Seite, mir freundlich die Hand drückte. Ganz ungenirt nahm ich die Herrlichkeit und überreiche Pracht der vielen aneinander stoßenden Säle in Augenschein, welche die Zahl von tausend Gästen aus allen Ländern nur wenig füllte. In zwei Sälen wurde bei verschiedener Musik getanzt, ohne daß dadurch eine Störung veranlaßt wäre. Tanzmeister kommandirten über die Tänzer und Musiker. — Die Gemälde, die Statuen großentheils antik, die Zimmer mit antiken Bodenmosaiken, die Deckengemälde, das eine von Camuccini,[1]) dem größten jetzt lebenden italienischen Maler, und eine Gruppe von Canova,[2]) den rasenden Herkules darstellend, gaben mir genug Unterhaltung. Eine Unzahl von meinen Bekannten waren anwesend. Ich war dort bis drei Uhr in der Nacht und ließ mir die herumgereichten Erfrischungen, deren man sich nicht leicht bemächtigen konnte, ganz wohl schmecken. Allein ich mußte das Genossene theuer bezahlen. Andern Tages ließ sich der Herzog nämlich durch einen vornehmen Bedienten nach meinem Wohlbefinden angelegentlichst erkundigen; ich erfuhr, daß die Bedienten für die Erlaubniß,

---

1) Vincenzo Camuccini, Historienmaler, geb. 1773 zu Rom, gest. 1844.

2) Antonio Canova, Bildhauer, geb. 1757, gest. 1822.

die eingeladenen Gäste besuchen zu dürfen, die Verpflichtung hätten, für die Erfrischungen zu sorgen. — — — —“

Im Februar 1823 bereiste Hagen in Gesellschaft von den Professoren Thiersch und Gerhard die Kampagna. Trotz sehr ungünstigen Wetters — 1823 war einer der kältesten Winter Italiens — kehrten sie in den ersten Tagen des März, entzückt von dem vielen Schönen, was sie in so kurzer Zeit „genießen durften“, nach Rom zurück. Mit dem Horaz in der Hand hatten sie viel Orte durchstrichen und fanden seine Beschreibungen meist zutreffend.

Hofrath Thiersch beabsichtigte, von Rom nach Neapel zu gehen, und Hagen wollte ihm in wenigen Wochen folgen. Märchenhaft erschien es diesem, als Thiersch ihm mittheilte, ihm sei der Paß, laut Beschluß des Veroneser Kongresses[1]) verweigert; derselbe habe verfügt, den Professoren Thiersch und Hagen, zur Zeit in Rom, Pässe nach Neapel nicht zu ertheilen. Ersterer hatte sich als Philhellene bei der österreichischen Regierung Feinde gemacht, welcher Umstand das Verbot allein hervorgerufen haben konnte. Hagen war aber gänzlich unschuldig und wandte sich sofort an Niebuhr, welcher ihm schnelle Hülfe versprach. Der Gesandte sprach die Ansicht aus, daß entweder eine Namensverwechselung oder, was schlimmer wäre, „Demagogenriecherei“ vorliegen müsse. Professor Heinrich v. der Hagen[2]) aus Breslau sollte ein Buch über Italien geschrieben haben, welches in Oesterreich verboten war, und so mußte August Hagen wahrscheinlich für jenen büßen.

Er hatte sich in keiner Weise bei den Demagogenumtrieben betheiligt; dennoch war es ihm mehr als peinlich, möglicher Weise als Demagoge angesehen zu werden, besonders im Denken an seinen alten Vater, den ein solches Gerücht über seinen Sohn in die bitterste Stimmung versetzt haben würde. Er erbat daher auch nicht die Unterstützung seines Vaters in der Angelegenheit, sondern schrieb an Bern=

---

[1]) Kongreß der Mitglieder der heiligen Allianz zu Verona. Daselbst waren anwesend die Monarchen von Preußen, Rußland und Oesterreich, Neapel, Sardinien ꝛc. (Okt. bis Dezbr. 1822).

[2]) Friedrich Heinrich v. d. Hagen, Verfasser des Nibelungenliedes ꝛc.

storff[1]), während Niebuhr sich für ihn bei dem preußischen Geschäftsträger in Neapel und beim Grafen Hatzfeld[2]) in Wien verwandte.

Thiersch gab die Reise nach Neapel auf und verließ im März Rom, während Hagen täglich auf einen günstigen Bescheid hoffte und oft, aber immer vergeblich, nach dem „Theater des Marcell"[3]) ging. In dieser Hoffnung wurde er noch durch einen Brief des Staatsraths Nicolovius bestärkt, in welchem ihm mitgetheilt wurde, Graf Bernstorff interessire sich für seine Sache und es sei bereits nach Wien berichtet, daß er in keiner Verbindung mit den von den Regierungen verfolgten Unruhestiftern stände. Der Beschluß des Kongresses würde zweifellos, in Betreff seiner Person, rückgängig gemacht werden.

Niebuhr, der Hagen oft zu Tisch einlud, verschaffte ihm Zutritt zu der feierlichen Weihung von zwölf neu gewählten Kardinälen und am 27. März zu der Fußwaschung der Pilger durch den Papst. Mehr als entzückt spricht er sich über das berühmte Miserere von Allegri aus, welches in der Sixtinischen Kapelle von den Kastraten „göttlich schön", sowohl am 26. sowie auch am 27. gesungen wurde.

Wenn er auch viele Zeit in den katholischen Kirchen zubrachte, so versäumte er doch nur selten an den Sonntagen den protestantischen Gottesdienst. Oefter spricht er in seinen Aufzeichnungen über den Prediger Schmieder. „Von Schmieder habe ich mir die Bibel gekauft, ich lese sie hier, wo mich Alles auf das hohe Wesen über mir und auf ein höheres Selbst zurückführt, mit wahrhafter Andacht und Erbauung. Die Kunst gewinnt bei mir täglich an religiöser Würde; — — ich bin so fleißig, als es mir mein viel bewegtes Leben erlaubt, und sammle hier Stoff zu Beschäftigungen, die mein ganzes Leben in Anspruch nehmen sollen."

Hagen machte in jenen Tagen dem „genialen" Thorwaldsen, „der die Bildhauerkunst zu einer Höhe in neuerer Zeit gesteigert hat, die an das Alterthum heranreicht", lange Besuche und fand stets die freundlichste Belehrung, er machte die schätzenswerthe und ersprießliche

[1]) Graf von Bernstorff, preuß. Minister des Auswärtigen.

[2]) Preußischer Gesandter in Wien.

[3]) Theatrum Marcelli, Wohnung des Geheimraths Niebuhr.

Bekanntschaft der Maler Heß[1]) und Overbeck[2]), des niederländischen Bildhauers Kessel und des Kupferstechers Ruscheweyh[3]), eines Mecklenburgers, der ihm die prächtigen Kupferstiche zu Göthes Faust zeigte, welche der Künstler nach Cornelius' Zeichnungen fertigte.

Interessant war es ihm, den Archäologen Carlo Fea[4]) näher kennen zu lernen, „ein freundliches altes Männchen, wohl gegenwärtig der gelehrteste Italiener."

In den letzten Tagen des März erhielt er von Niebuhr, im Auftrage des Grafen Hatzfeld, die überraschende und ihn für seine Zukunft mit Besorgniß erfüllende Mittheilung, daß es unmöglich sei, eine Bestimmung des Kongresses, der zur Zeit nicht mehr tage, rückgängig zu machen; weder Thiersch noch Hagen dürften Pässe nach Neapel empfangen. Obgleich Niebuhr ihm anbot, diese unglaublich klingende Entscheidung mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln anfechten zu wollen, so gab er dennoch die Reise nach Neapel auf und verabschiedete sich mit innigem Dank von seinem hohen Gönner, welcher sich nach Beendigung der Feier der heiligen Woche nach Neapel begab.

Mit jedem Tage hatten sich Gerhard und Hagen lieber gewonnen. Um ganz ungestört noch einige Tage vor Hagens Abreise zu verleben, beschlossen sie, ohne jede andere Begleitung einen Ausflug in die Umgegend Roms zu machen. Von Fraskati besuchten sie die Ruinen des alten Tuskulum und Hadrians Villa, die mit ihren zahllosen Trümmern von Tempeln, Villen und Bädern schon früher auf die beiden Freunde einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Mehrere Stunden verweilten sie unter blühenden und verblühten Mandelbäumen an der Villa, die Horaz bewohnt haben „soll", dort, wo der unsterbliche Dichter sein Sabinisches Landgut so vielfach besungen hat; sie durchstreiften die Tempelruinen von Tivoli und saßen lange an dem prächtigen Wasserfall, der sich durch die Villa des Mäcenas, des Beschützers und Wohlthäters von Horaz, seinen Weg gebahnt hat.

---

1) Professor Heinrich v. Heß, Historien- und Freskomaler, geb. 1798 zu Düsseldorf, gest. 1863 in München.

2) Johann Friedrich Overbeck, geb. 1789 in Lübeck, gest. 1869 in Rom.

3) Ferdinand Ruscheweyh.

4) Carlo Fea, geb. 1753, gest. 1836.

Begleitet von den herzlichen Wünschen vieler in so kurzer Zeit erworbener Freunde und Gönner, „die Wünsche guter Menschen sind Sterne an unserem Freudenhimmel“, verließ Hagen am 8. April mit dankbarem, aber sehr bewegten Herzen „die heiligen Mauern“ Roms.

Bei frostigem Regenwetter, „wie er es in Deutschland kaum erlebt zu haben sich besinnt“ — „Ende März waren in Neapel Schneefälle eingetreten, die große Gebäude zum Einsturz gebracht hatten“ — trat er die Reise an, um nochmals die Kunstschätze von Siena und Florenz zu durchmustern.

Zwischen Siena und Florenz verlebte er ein Abenteuer, welches für ihn hätte verhängnißvoll werden können, aber auch von seiner Kaltblütigkeit und seinem warmen Samariterherzen Zeugniß giebt.

Er befand sich gegen Abend in einem Wagen in der Gesellschaft eines italienischen Offiziers, dessen Frau und zwei Italienern. Der Offizier bekam plötzlich Krämpfe. Die Fahrt mußte unterbrochen und in einem armseligen Nest eingekehrt werden.

Hier verfiel der Kranke in Raserei, die Frau des Kranken und Alle, welche in der Stube waren, stürmten hinaus. Da Hagen mit seinen Vorstellungen und Bitten, dem unglücklichen Menschen beizustehen, nicht durchdrang, so hielt er es für seine Menschenpflicht, den Versuch zu machen, den Tobsüchtigen zu beruhigen. Durch freundliches Zureden gelang ihm das, er vermochte ihn, sich auf ein Bett zu legen. Sobald er aber nur Miene machte, sich zu entfernen, begann der Kranke zu toben. Der Samariter saß so die halbe Nacht am Bett seines Schützlings, sprach ihm zu und flößte ihm Wasser und Wein ein. Hier fiel es Hagen erst ein, daß er heute seinen Geburtstag habe. Von Müdigkeit überwältigt schlief er ein und erwachte erst morgens, als der Vetturino zum Aufbruch mahnte.

Der Offizier schlief ruhig weiter und schnarchte wie „ein Gesunder“, so daß die Frau sich bewegen ließ, die Pflege ihres Mannes zu übernehmen.

Hagen blieb acht Tage in Florenz und versäumte nicht, auf Niebuhrs Empfehlungen die von diesem geleiteten Ausgrabungen in Fiesole (im Alterthum Fäsulä) in Augenschein zu nehmen.

Ueber die Kunstschätze von Siena und Florenz berichtet er an seinen Vater höchst interessant. In demselben Briefe spricht er am Schluß über Geld und Ausgaben.

Dieses findet hier Erwähnung, weil es das einzige Mal ist, an welchem er in seinen vielen Briefen Geldangelegenheiten zur Sprache bringt. Wie sparsam er in Italien gelebt haben muß, geht auch aus dem Brief hervor:

„Sie werden nicht zürnen, theurer Vater, daß ich seit meinem letzten Brief Geld in Rom und Florenz abgehoben habe. Außerordentliche Ausgaben waren mit meinem letzten Aufenthalt in Rom und Florenz verbunden; und dennoch hoffe ich, mit der Hälfte der mir von Ihnen zur Reise gütigst ausgesetzten Summe auszukommen.“

Es war und blieb eine Eigenthümlichkeit von ihm, über Geldangelegenheiten höchst ungern zu sprechen oder zu verhandeln und sich so wenig, wie nur irgend möglich, um geschäftliche Dinge zu kümmern. Mit dem „Zeug“ — er hatte auch noch einen derberen Ausdruck für Geld —, an dem so viel Schmutz klebt, wollte er nichts zu thun haben. Mehr erwerben oder nach mehr zu streben, als zum Leben nöthig war, schien sich mit seinen Ansichten nicht zu vertragen. Der Mensch, welcher Geld aufspeicherte, fand bei ihm eben so wenig Geschmack, wie Einer, der über seine Verhältnisse lebte. Bedürfnißlos und sparsam für seine Person, wie es heute kaum noch vorkommt, glaubte er, nicht rechnen zu dürfen, und hat wohl außer auf seinen vielen wissenschaftlichen Reisen, bei welchen er auf sich allein angewiesen war, selten oder nie seine Baarschaft überzählt. Die kleine, aus unzähligen Stahlringen bestehende Geldbörse wurde gefüllt, wenn sie leer war, oder auch von seiner Frau aus liebevoller Rücksicht Geld zugelegt, ohne daß er es merkte.

Kollegiengelder von den Studenten zu nehmen, war ihm unmöglich, mit den Verlagsbuchhändlern zu feilschen, mehr als widerwärtig. Mußte er sich, um ein gewähltes Publikum zu haben, dazu verstehen, Honorar für Vorlesungen zu nehmen, so kaufte er für das eingenommene Geld Kupferstiche für die von ihm ins Leben gerufene Universitäts-Kupferstichsammlung oder überwies die Einnahme Wohlthätigkeitsanstalten.

Ueberhaupt scheint er grundsätzlich das Geld, welches ihm außer dem kärglichen Professorengehalt die Wissenschaft einbrachte, zum Besten

dieser auch wieder ausgegeben zu haben. Die sehr mäßigen Honorare, welche er für seine Werke erhielt — bei mehreren hatte er sich nur eine Anzahl Exemplare zum Verschenken ausbedungen — verwendete er zu Reisen zum Wohl der Wissenschaft oder unterstützte talentvolle arme Studirende, von welchen einige an jedem Donnerstag Freitisch an seinem Tisch erhielten.

Die Abneigung, mit Geldsachen belästigt zu werden, ging so weit, daß es ihm störend war, wenn der Universitätsbote das Gehalt brachte, und ließ er sich auch dieses Geschäft nur zu gerne abnehmen.

Als ganz junger Bräutigam ist er sich schon dieser Eigenthümlichkeit bewußt, er schreibt:

„Meine Eigenthümlichkeiten habe ich Dir, liebe Molly, nun enthüllt. Gewiß, wir passen für einander; ich finde keine Verschiedenheit in unseren Neigungen, und Gott wird es wollen, daß wir in Allem uns vereinigen und kein Schatten von Mißhelligkeit unser Glück wölkt. Eins aber muß ich zu lernen Dich innigst bitten, nämlich das Rechnungswesen. Alle Geldsachen sind mir höchst verdrüßlich und widerwärtig — doch glaube nicht, der damit verbundenen Mühe wegen. Wenn das Rechnen erfreulicher Weise Deine Lieblingssache auch nicht ist, so wird es Dir doch besser gelingen wie mir, das von mir Erworbene richtig einzutheilen.“

Als er im Jahre 1821 diese Zeilen aus Göttingen an seine Braut richtete, hatte er noch keine Ahnung von dem Reichthum derselben, welcher ihn später durchaus nicht angenehm überraschte.

Seine und seiner Frau vornehme Denkungsart und Handlungsweise in Geldangelegenheiten mag hier gleich mitgetheilt werden.

Nach dem Testament des Vaters der Molly Oestreich, war diese zur Universalerbin mit der Bedingung eingesetzt, eine bedeutende Rente jährlich an ihre Mutter zu zahlen. Das Vermögen verwaltete das Haus Oestreich, konnte aber zu jeder Zeit gekündigt werden. Als im Jahre 1833 der Chef des Hauses, der Großvater von Molly Oestreich, starb, und dieses allmählich unter der neuen Leitung an Kredit verlor, wurde Hagen und seiner Frau von sehr nahe stehenden Verwandten gerathen, das große Kapital zu kündigen. Man machte sie darauf aufmerksam, daß bei Verlust desselben dennoch die hohe Rente an die Mutter weiter gezahlt werden müßte. Auf eine ver-

trauliche Anfrage in Braunsberg kam der Bescheid, daß, falls das Kapital gekündigt würde, das Haus bei der augenblicklich ungünstigen Geschäftslage möglicherweise gezwungen wäre, die Zahlungen einzustellen.

Nie und nimmer, erklärten beide Ehegatten in vollkommenster Uebereinstimmung, werden wir zum Fall des Hauses, welches den ehrenreichen Namen des seligen Großvaters Oestreich trägt, aus Eigennutz beitragen, und sollte auch Alles verloren gehen, so tröstete Hagen seine Frau, zieht entweder Deine Mutter in unser Haus, oder ich zahle ihr die Rente aus meinem Vermögen.

Anfang der vierziger Jahre wurde die Auflösung des Hauses Oestreich beschlossen, welches aber nur ohne Nachtheil der Gläubiger erfolgen konnte, wenn Hagen und seine Frau sich bereit erklären wollten, den größten Theil ihres Kapitals zu opfern. Die Zustimmung wurde ertheilt; jeder Gläubiger konnte befriedigt werden.

Das Haus Oestreich, welches noch vor wenigen Dezennien zu den angesehensten in Preußen gehört hatte, von dem ein Vermögen für die Befreiung des Vaterlandes geopfert war, erlosch in allen Ehren, und nur der Begründer und Chef des Hauses lebt noch in der Erinnerung der dankbaren Bewohner Braunsbergs fort.

Das Geschlecht Oestreich hat den bedeutenden Mann, dessen Lebensbild[1]) 1881 erschien, nicht lange überdauert. Seine männlichen Nachkommen und deren Söhne und Großsöhne sind ihm gefolgt.

Die Abrechnung des Vermögens der Frau Professor Molly Hagen ließ nicht lange auf sich warten. Gegen 80 000 Thaler waren verloren. Nur ein kleines Kapital und ein Landgut[2]) nebst Eisenhammer, welches bei einer hohen Taxe geringe Einkünfte in Aussicht stellte, wurden ihr aus der Masse zugesprochen.

Hagen arbeitete gerade an den „Künstlergeschichten", als er den Brief mit der Abrechnung erhielt. Nachdem er ihn durchflogen, schrieb er emsig weiter und hatte über Thorwaldsen oder Peter v. Cornelius Abrechnung und Brief vergessen. Heiter, wie immer, wenn ihn eine anziehende Arbeit beschäftigte, kam er zu Tisch. Hier erst erinnerte er sich des Briefes, holte ihn und gab ihn seiner Frau. Als diese im Denken an die Erziehung ihrer fünf Kinder die Thränen nicht zurück-

---

1) Johannes Oestreich. Braunsberg 1881. J. A. Wichert.

2) Ludwigsort.

halten konnte, sagte Hagen: „aber liebe Molly, wie kannst Du nur darüber weinen, ist es doch ganz egal, ob wir das Zeug haben oder nicht.“

Die Mutter seiner Frau, welche 1866 starb, verstand sich nicht dazu, ihr hübsches Haus an der Passarge zu verlassen; sie blieb in Braunsberg wohnen und erhielt die Rente.

Es ist natürlich, daß ein Mensch, der nie mit Geld umgeht, im praktischen Leben übele Erfahrungen machen muß, welche Hagen auch nicht erspart geblieben sind. Doch tröstete er sich bald, wenn sein Vertrauen gemißbraucht war, indem er scherzte, man könne sich lieber damit rühmen, betrogen zu sein, als nie betrogen zu werden.

Erst in seinen letzten Lebensjahren fing der alte Herr an, sich des „Rechnungswesens“ mehr anzunehmen. Er hatte sich ein Geldbehältniß mit mehreren Abtheilungen gekauft, sonderte und zählte die verschiedenen Münzsorten. Mit welcher Ueberwindung mag er an diese Arbeit herangegangen sein!

Aus Liebe zu seinen Kindern suchte er jene viel besprochene Eigenthümlichkeit zu überwinden.

Es war tief rührend, als der Greis, nicht gar lange vor seinem Tode, über seine Vermögensverhältnisse sprach und seinem Schmerz, „daß so wenig übrig geblieben wäre“, Worte lieh. „Ein praktischerer Vater hätte für Euch, meine geliebten Kinder, besser gesorgt.“

Als er gebeten wurde, sich nicht unnütze Sorgen zu machen, daß alle seine Kinder einmüthig seine Güte viel höher als Güter schätzten, bewegte er sein ehrwürdiges Haupt leise hin und her, trat an das Fenster seiner Studirstube und blickte mit feuchtem Auge sinnend über die alten Bäume des v. Grumbkowschen Gartens nach den grünen Pregelwiesen, nach den Kirchdörfern Neuenfeld und Seeligenfeld, wo sein Bruder Karl[1]) ruht, und dem freundlichen Dörfchen Jerusalem, nach jener anmuthigen Aussicht, die ihm so unbeschreiblich theuer war und an der er sich täglich erlabte — — — — — — — — — — und wie danken ihm seine Kinder noch heute und in alle Zukunft, daß er mit dem Gelde so verfuhr, wie es hier dargestellt ist! Sie danken

---

[1]) Geh. Regierungsrath Karl Hagen (Kumsthagen).

es ihm, daß er es für edle Zwecke fortgab, daß er sie nicht zu kalten egoistischen Rechnern erzog und ihnen so einen Schatz hinterließ, der mehr werth ist als alle Schätze eines Krösus.

Mögen nur seine Kindeskinder ihm als Rechner in den Hauptzügen ähnlich zu werden streben, dann wird noch lange jener Ausspruch ihres „Verwandten aus ältester Zeit", den Karl Gottfried Hagen und August Hagen mit Stolz nachsprachen

„Es giebt, so viele ihrer sind, keinen Hagen, der nicht für ehrenhaft gilt",

wahr bleiben und, so Gott will, auch des letzten aller Hagen, der einst auf dieser Erde wandeln wird, größter Ehrenschild sein. — —

Nachdem das „verdrüßliche" kalte Rechnungsthema erörtert ist, gehen wir noch einmal nach dem sonnigen Italien zurück.

Sehr befriedigt von einem längeren Aufenthalt in Florenz fuhr Hagen über Pisa nach Livorno und von hier zu Schiff nach Genua. Zu dieser Seereise, welche bei günstigem Winde in einigen Stunden zurückgelegt wird, brauchte das Schiff fünf Tage.

Zum Glück hatte er Polizianos[1]) Gedichte in der Tasche, deren Uebersetzung ins Deutsche er hier begann, welche Arbeit ihn so angenehm unterhielt, daß er auch auf der weiteren Reise jede freie Stunde benutzte, um die in italienischer Sprache verfaßten „kleinen Poesien" des klassischen Dichters seinen Landsleuten zugänglich zu machen.

Endlich erreichte das Schiff den Hafen von Genua. Berauscht von der prächtigen Schönheit des Hafens und der herrlichen Aussicht auf die Stadt (la Superba), wurde er durch die Schwierigkeiten, welche ihm auch hier die Dogana bereitete, unangenehm entnüchtert. „Der herrliche Eindruck, den die Stadt auf mich machte, ward sehr beeinträchtigt durch die namenlosen Schwierigkeiten, die dem Reisenden gemacht werden, ehe er ins Thor sich wagen darf. Stück für Stück meines Gepäcks wurde gemustert, jedes Hemde auseinandergebreitet, jedes Wäschestück aufgewickelt, um verborgene Briefe zu entdecken. Meine Bücher mußte ich auf der Dogana lassen, sie sollten dort genau auf ihren gefährlichen Inhalt geprüft werden."

---

[1]) Angelo Poliziano geb. 1454 in Montepulciano, gest. 1494 in Florenz.

Obgleich er sich mehrere Tage in Genua aufhielt, von dem er sagt „wenn auch in Genua mehr Pracht als Geschmack, mehr Reichthum als Kunst zu finden ist, so bietet es doch unendlich viel des Schönen", so erhielt er, trotz vieler Mühe und einflußreicher Fürsprache, dennoch nicht seine Bücher und Manuskripte und eine Rolle werthvoller Kupferstiche ausgeliefert; er war gezwungen, sie im Stich zu lassen, gab einem Bekannten den Auftrag, das für ihn so werthvolle Material langer Arbeit nach Hamburg zu schicken, und reiste über Pavia mit dem unter der Weste versteckten Polizian nach Mailand. Hier kam er in einem Gasthause Reichmann, mit deutscher Wirthschaft, prächtig unter und empfand hier so recht den Unterschied zwischen einem reinlichen deutschen Gasthof und den schmutzigen Kneipen Italiens.

Unter den Kunstschätzen Mailands tröstete er sich einigermaßen über sein Mißgeschick in Genua, welches ihn aber dennoch mit Unruhe erfüllte. „Der Dom ist wohl das erste vollendete gothische Gebäude in der Welt. Architektur und Bildhauerei finden sich nirgends in schönerem Einklang. Abends besuchte ich das große Theater della Scola, wo ich eine Rossinische Oper und einige Ballets von ungemeiner Pracht sah."

Professor Longhi[1]), den er den größten Kupferstecher nennt, nahm sich seiner mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit an. Der große Künstler zeigte ihm nicht allein seine Bildergalerie und seine Werke, darunter den „unvergleichlich schönen Stich" des berühmten Gemäldes von Raphael, lo Sposalizio,[2]) sondern arbeitete ihm auch einen Plan aus, wie er am nutzbringendsten die Kunstschätze Mailands hintereinander zu mustern habe. Dem Einfluß Longhis verdankte er den Zutritt zu allen Galerien, Klöstern ꝛc. Er zeigte ihm in der Galerie Brera die herrlichen Fresken von Bernardo Luini[3]), dem großen Schüler von Leonardo da Vinci, „den Raphael", welchen Hagen schon bei ihm bewundert hatte, und den berühmten „Corregio" im Palast Litta, Apollo und Marsyas, „ein kleines Bild auf Holz, das mehr Bewunderung als Freude erregt."

---

[1]) Giuseppe Longhi, geb. 1766 in Monza, gest. 1831 in Mailand.

[2]) Vermählung der Maria.

[3]) Bernardino Luini, geb. 1475.

Mit großer Ungeduld wartete Hagen in Mailand auf die Nachricht aus Genua, daß seine Bücher, wie es verabredet war, einem schwedischen Schiffskapitän endlich zur Beförderung nach Hamburg ausgeliefert seien. Statt des erwarteten Briefes erhielt er einen von seiner Braut, Molly Oestreich, die ihn bat, seinen Aufenthalt in Italien nicht zu lange auszudehnen, sie ersehne seine Rückkunft.

Launig antwortete er: „Die Kronen Oestreich und Oesterreich scheinen im Bunde zu wirken, mich aus Italien zu entfernen, um mich meiner Krone, an die ich stündlich denke, zurückzuführen.“

Mitte Mai verließ er Mailand, ergötzte sich in Brescia an den Gemälden in der Galerie des Grafen Lechi und ging von hier nach Verona, empfangen vom Baron Wohlgemuth, dessen angenehme und „ersprießliche“ Bekanntschaft er im verflossenen Jahr daselbst gemacht hatte.

Dieser Kunstfreund führte ihn in die berühmte Gemäldesammlung eines Bilderrestaurators, wo sie viele Stunden zubrachten und von hier in die Oper, wo sie Fernando Paërs[1]) Griselda sahen. „Die Frau Paërs, die berühmte Sängerin Riccardi, 54 Jahre alt, trat als junges Mädchen mit vielem Beifall auf.“

In angenehmer Gesellschaft vertiefte er sich in das Anschauen der alten Gemälde in Vicenza und studirte die Meisterwerke Palladios,[2]) des großen Vicentiner Architekten, der die römische und griechische Baukunst harmonisch zu verbinden wußte. Das olympische Theater mit den perspektivischen Aussichten, die den Schauspielern als Ausgänge dienen, mit der effektvollen Beleuchtung der Bühne von oben, erfüllte ihn für den genialen Schöpfer dieses Bauwerks mit Bewunderung.

Mit einem Göttinger Universitätsfreunde, dem Juristen Koller, verlebte er unter den Kunstschätzen der vielen Kirchen Paduas angenehme Tage und fuhr mit einer liebenswürdigen italienischen Familie längs der Brenta, deren beide Ufer die herrlichen Landhäuser der

---

[1]) Fernando Paër, Opernkomponist, 1806 Kapellmeister Napoleons, geb. 1771 in Parma, gest. 1839 zu Paris, Direktor der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Paris.

[2]) Andrea Palladio, geb. zu Vicenza 1518, gest. 1580 in Venedig.

Venetianer schmücken, nach Fusina und von hier, unter dem herrlichsten blauen Himmel, auf einer bequemen Gondel nach Venedig.

Die Empfehlungsbriefe bedeutender Männer, mit welchen Hagen für Venedig ausgestattet war, öffneten ihm auch hier alle Thüren — „ich genieße alle Vortheile für meine wissenschaftlichen Beschäftigungen und alle erdenklichen Annehmlichkeiten, die dem Fremden aus der Bekanntschaft mit kunstsinnigen Einheimischen erwachsen“. Nach dem ersten Eindruck, den auf ihn die Dogenstadt machte, schreibt er:

„Trotz der viel geschnörkelten, abenteuerlichen Bauart möchte wohl keine Stadt mit den reichen himmelanstrebenden Palästen auf den Fremden einen größeren Eindruck als Venedig machen. Die kolossalen Paläste zu beiden Seiten des großen Kanals stehen aber größtentheils verödet und leer.“

Seiner Braut schwärmt er von den herrlichen Gondelfahrten vor: „Welche Seligkeit müßte es sein, mit Dir, meiner Geliebten, hier in einer Barke zwischen den Lagunen zu fahren!“ — — —

Er erwähnt, daß die Tage Venedigs ihm einen vollkommenen Genuß gewähren müßten, wenn die Sorge um seine von der Dogana in Genua zurückgehaltenen Manuskripte ihm diesen nicht verkümmern würden, doch zum Trost sagt er sich: „Ich will versuchen, über den Rosen die Dornen zu vergessen.“

Nach längerem Aufenthalte in Venedig, im Begriff, den geheiligten Boden Italiens zu verlassen, zu dem er sich so hingezogen fühlte, daß er ihn als achtzigjähriger Greis noch einmal betrat, um dort in theueren Erinnerungen von ihm Abschied zu nehmen, liest man in seinen Aufzeichnungen:

„Ich kehre bis auf jene Tage in Dresden, die mich stets mit Wehmuth erfüllen werden, die ich meiner Brust nicht entreißen kann, auch nicht entreißen will, — ein verehrtes Wesen über den Sternen zu wissen ist kein irdischer Schmerz — froh, heiter und befriedigt von meiner langen Reise in mein deutsches Vaterland zurück. Alles, was ich mir bescheiden wünschte, ist durch den Erfolg weit überboten. Viele Pläne für die Zukunft beschäftigen mich. Nebst kunstgeschichtlichen Arbeiten schweben mir mehrere Pläne zu Tragödien vor; ein Heldengedicht, wozu den Stoff mir Preußens Vorzeit geben soll. . . . .

Die Uebersetzung Polizians, die mich auf der Reise von Rom bis hierher angenehm beschäftigt hat, will ich weiter führen.

Ich hoffe, wenn ich eine Professur würdig zu bekleiden fähig sein werde, noch bei Ausarbeitung der Kollegienhefte die nöthige Zeit zu gewinnen, um auch dem leben zu können, zu dem ich mich besonders berufen fühle. — — — — —

Nur zu oft werde ich an die Zeit mit tiefem Sehnen zurückdenken, da in Italien mich das Höchste von allen Seiten umgab, welches menschliche Kraft hervorzubringen im Stande war, wovon mein für alle Kunst wenig fruchtbares Vaterland nichts zu bieten vermag. Dennoch macht mich die Hoffnung, viele Herzen für die Kunst zu gewinnen, ein edles Streben in meinen Mitbürgern anzuregen, unendlich glücklich. Vielleicht gelingt es mir einst, so viel Einfluß auf Stadt und Staat zu gewinnen, um Werke der Kunst in die Mauern meiner geliebten Vaterstadt zu ziehen."

Auch diese Hoffnung, der heiße Wunsch, der den Jüngling schon beseelte, ist ihm in späteren Jahren, wie wir sehen werden, wenn auch unter dem Druck der ungünstigsten Verhältnisse, durch unermüdlichen Fleiß und rege Thätigkeit in Erfüllung gegangen.

Ende Juni 1823 traf Hagen in Wien ein. Auch hier wurden seine Erwartungen weit übertroffen; er spricht sich entzückt über die Liebenswürdigkeit der Oesterreicher aus, die ihm in Italien so viel Kummer bereitet hatten. „Der Reichthum an Kunstschätzen ist bei Weitem beträchtlicher, als ich es mir gedacht hatte, und so zugänglich, wie man es nur wünschen kann."

Eine Herzensfreude gewährte ihm in Wien der nahe Umgang mit Grillparzer[1]). Die beiden Dichter besprachen ihre Pläne zu Tragödien und verlebten zusammen mehr ernste als frohe, aber um so genußreichere und für den jüngeren Dichter „sehr ersprießliche" Stunden.

Der Abschied von dem „schwermüthigen Dichter mit dem innigen, weichen Gefühl," wurde Hagen sehr schwer — „ich habe ihn sehr lieb gewonnen". — — — In dem schönen Prag verweilte er nur wenige Tage — „gerne wäre ich länger in der alten Residenz der böhmischen

---

[1]) Franz Grillparzer, geb. 1791 in Wien, gest. 1872 in Wien.

Könige geblieben; aber eine unbezwingliche Sehnsucht nach Dir, meiner geliebten Molly, den theuren Eltern und Geschwistern, zwingt mich, meine Rückreise, so viel es nur angeht, zu beschleunigen."

Wehmüthige Stunden verlebte er am Grabe der verklärten Freundin in Dresden, durcheilte die Galerien und setzte sich in die Diligence zur Reise nach Berlin.

Das Reisen ging im Jahre 1823 nicht ganz so schnell wie heute; so beschreibt er den Schneckengang des Marterkastens, den langen Aufenthalt auf jeder Station —; doch bei seiner Sehnsucht, schnell heimzukommen, wäre ihm auch ein D-Zug nicht schnell genug gegangen.

Zu dieser Unruhe gesellte sich noch der Umstand, daß er seit längerer Zeit keine Briefe aus Königsberg bekommen hatte und der sehnlichst erwartete Brief aus Genua noch immer ausblieb. Ein Hin- und Herschreiben, wie das heute sich so schnell vollzieht, war ziemlich zwecklos; denn zwischen Anfrage und Antwort vergingen Wochen. Seine Briefe von Berlin nach Königsberg hatten 6 Tage, die von Göttingen 9 Tage, die von Rom mehr als die doppelte Zeit gebraucht; ein Brief nach Rom kostete 20 Silbergroschen Porto, ein Brief nach Berlin, der heute 10 Pfennig kostet, 126 Pfennige.

Die Reisegesellschaft Hagens auf der 2½tägigen Fahrt von Dresden nach Berlin trug nicht dazu bei, ihm die Zeit zu verkürzen und seine Stimmung zu bessern.

Er unterhielt sich stets sehr gern auf seinen Reisen mit den Passagieren, knüpfte sofort ein Gespräch an und hat im Postwagen viele interessante Bekanntschaften gemacht. Als alter Mann erwähnte er oft, wie das Reisen mit der Eisenbahn ihm lange nicht so viel Genuß gewähre als früher mit der Post, da jetzt die aus- und wieder einsteigenden, nervös hastenden Reisenden gar keinen Geschmack für eine Unterhaltung zeigten, sondern im Coupee, ohne ein Wort zu sprechen, vor sich hinbrüteten.

In seiner Erinnerung hatten sich wohl die Miseren der Postfahrten jener Zeit abgeschwächt; denn der ihm von seinen Reisegefährten zu Theil gewordene Genuß auf der Reise nach Berlin scheint nicht beneidenswerth gewesen zu sein.

Vielleicht ist es dem Einen oder Anderen interessant, von der Annehmlichkeit des damaligen Reisens etwas zu hören.

Einige Meilen hinter Dresden wurde ein Rad des Wagens schadhaft. Bei strömendem Regen, in dunkler Nacht, mußte ausgestiegen werden, nur eine Frau mit zwei kleinen Kindern erhielt vom Kondukteur die Erlaubniß, im Wagen zu bleiben. Nun kneteten die Passagiere durch den tollsten Schmutz bis zu einem Dorf, in dem ein Schmied nach langem Bitten sich dazu verstand, die Reparatur auszuführen. Am Schmiedefeuer versuchten die „Vergnügungsreisenden" ihre Kleider zu trocknen, die hohen, voll Wasser gelaufenen Stiefel wurden ausgezogen und ausgegossen. Ein schmutziger Jude konnte einen Stiefel nicht wieder auf den Fuß bringen, er mußte ohne Stiefel die Reise fortsetzen. Der mit Lumpen halb bewickelte Fuß sah widerlich aus.

Als nach einigen Stunden der Wagen wieder bestiegen werden konnte, brach der Tag an. Die Kinder erwachten und schrieen jämmerlich, die Mutter suchte dem Säugling Nahrung zu geben, was nicht zu gelingen schien; denn er ließ die Brust los und schrie weiter. Ein älteres weibliches Wesen, wahrscheinlich eine alte Jungfer, gab sich Mühe, das andere Kind zu beruhigen, und schlug die Augen verschämt nieder, wenn die junge Mutter ihre Brust dem Säugling entgegenführte.

Hagen gegenüber saß ein nach Knoblauch und Zwiebeln duftender Jude im langen fettigblanken Kaftan, der laut betete und murmelte, während der andere Jude, ohne Stiefel, mit einem schmutzigen Tuch das Gesicht vom Schmiederuß zu reinigen suchte und, damit ihm das gelänge, bald auf das Tuch, bald auf die Erde spie. Der Geruch, welchen die Juden verbreiteten, war gräßlich und wurde plötzlich, zur Freude Hagens, durch einen strengen aromatischen Duft übertrumpft. Dankbar schaut er nach der alten Jungfer, die Hoffmannsche Tropfen auf Zucker tröpfelte. Das arme Wesen sieht entsetzlich weiß im Gesicht aus und erregt Hagens größtes Mitgefühl. Er fragt theilnehmend, ob er ihr helfen könne, sie antwortet nicht, aber zeigt mit angstvollstem Gesicht nach dem Wagenfenster, welches trotz der schwülen Hitze von der für ihren Säugling besorgten Mutter geschlossen gehalten wird. Hagen zwängt sich bei dem fettigen Juden, der sein Käppchen abgenommen hat, sich frisirt und Locken ringelt, vorbei und bemüht sich, das Fenster zu öffnen. — Doch zu spät — schnell muß er vom Fenster sich zurückziehen und das arme seekranke Wesen sich selbst überlassen;

die Juden owaihn, die Kinder schreien, die Mutter jammert und Hagen rettet sich zu Polizians Gedichten.

Bei allen Widerwärtigkeiten, welche ihm in seinem Leben begegneten, bei den schwersten Schicksalsschlägen, die ihn trafen, half ihm die Arbeit, Mißstimmung und Schmerz bekämpfen. Das gelang ihm auch auf dieser Reise, indem er den Polizian vornahm und sich in dessen Uebersetzung so vertiefte, daß er bald Juden, Schreibälger, Zwiebelgeruch und Hoffmannstropfenduft mit allen Zuthaten vergessen hatte und ihm der Rest der Reise angenehm verstrich.

Er erreichte Mitte Juli Berlin, wo er nach seinem Reiseprogramm sich 14 Tage aufhalten sollte.

Viele Besuche mußte er in Berlin machen, um eine Menge Briefe, die er in Rom, Florenz, Mailand, Venedig und Wien für Berliner Künstler und Gelehrte zur Beförderung erhalten hatte, abzugeben. Auch hierin haben sich die Zeiten geändert. Damals erhielt jeder Reisende von Bekannten und selbst auch Fremden ganze Packete Briefe zugeschickt, um das theure Briefporto zu ersparen. Solche Briefe durften nicht versiegelt sein. Das Gepäck der Reisenden wurde darauf untersucht und Uebertretungen mit hoher Geldstrafe geahndet.

Zwei angenehme Nachrichten begrüßten Hagen gleich am ersten Tage in Berlin: Staatsrath Nicolovius hatte ihn zu Tisch gebeten und ihm hier die offizielle Mittheilung gemacht, daß bei der Paßaffäre, die er sehr bedauere, eine Verwechselung mit einem anderen Hagen, höchstwahrscheinlich mit Heinrich v. der Hagen, vorgelegen habe. Nur der Konsequenz wegen, Beschlüsse des Kongresses nicht aufzuheben, wäre Hatzfeld leider nicht zu bewegen gewesen, die Ausstellung des Passes nach Neapel zu veranlassen.

Noch angenehmer war es ihm zu hören, daß seine Bücher und Manuskripte unbeanstandet von der Dogana in Genua dem Spediteur ausgeliefert seien.

Besonders freundliche Aufnahme fand er beim Direktor Schadow[1]) und dessen Sohn, Professor Schadow[2]), beim Archäologen Professor

---

[1]) Johann Gottfried Schadow, geb. 1764, gest. 1850, der berühmte Bildhauer, (Quadriga auf dem Brandenburger Thor in Berlin, Zieten).

[2]) Fr. Wilhelm v. Schadow-Godenhaus, Maler, geb. 1789, gest. 1862.

Levezow, bei Dr. Waagen,[1]) „dem gründlichen Kenner der Malerei", welcher sich in Berlin aufhielt, um die Gemälde der Sollyschen Galerie zu ordnen und von dem er Ersprießliches gelernt hat, sowie bei Rauch, der ihm in seiner Werkstätte „die kolossale Bronzestatue" von Blücher für Breslau zeigte.

Bei Friccius,[2]) dem Erstürmer des Grimmaischen Thores in der Schlacht bei Leipzig, dem Schwager seines Bruders Karl Hagen, verlebte er einen schönen Tag, an dem „von Doris,[3]) Karl,[4]) Jettchen,[5]) der Mutter Link,[6]) von der Hanne[7]) und Bessel, von Gotthilf[8]) und noch mehr von meiner Molly geplaudert wurde."

In der Gelehrtenfamilie Rose kam es ihm zur freudigsten Erkenntniß, mit welcher Verehrung und Liebe Chemiker und Botaniker an seinem theuren Vater hängen. Diesem zu Ehren hatte Wilhelm Rose[9]) ein Festmahl veranstaltet und Hagen, den Sohn seines Lehrers, mit Chemikern, Botanikern und Mineralogen eingeladen; unter Anderen waren zugegen der Professor Mitscherlich[10]), die Chemiker Heinrich[11]) und Gustav[12]) Rose und der Professor Hornschuh[13]) aus Greifswald.

Sehr bedauerte Hagen, seinen hohen Gönner, den Minister v. Altenstein, der verreist war, nicht sprechen zu können, da dieser ihn möglicherweise nach seinen Wünschen in Betreff einer Anstellung

---

[1]) Prof. Gustav Friedrich Waagen, geb. 1794 zu Hamburg, gest. 1868 zu Kopenhagen, war von Friedrich Wilhelm III. zum Ordnen der Sollyschen Galerie berufen.

[2]) Karl Friedrich Friccius, General-Auditeur, Major der Pr. Landwehr, geb. 1779, gest. 1856. Vermählt mit Jeanette Link.

[3]) Regierungsräthin Doris Hagen geb. Link.

[4]) Regierungsrath Karl Hagen, Bruder von August Hagen.

[5]) Henriette Hagen geb. Mahraun, Schwägerin von August Hagen.

[6]) Kriegsräthin Link, Mutter von Frau Jeanette Friccius und Frau Doris Hagen.

[7]) Johanne Bessel geb. Hagen, Schwester von August Hagen.

[8]) Gotthilf Hagen, Wasserbaumeister, Wirkl. Geh. Rath, Excellenz, Vetter von August Hagen, geb. 1797 in Königsberg, gest. 1884 in Berlin.

[9]) Assessor Rose, Apotheker und Chemiker.

[10]) Eilhard Mitscherlich, Chemiker, geb. 1794, gest. 1863.

[11]) Prof. Heinrich Rose, Chemiker, geb. 1795, gest. 1864.

[12]) Gustav Rose, Chemiker und Mineraloge, Reisebegleiter Alexanders v. Humboldt, geb. 1798, gest. 1873.

[13]) Professor Hornschuh, Botaniker.

befragt haben würde. Leider war auch Schubarth[1]) verreist, der ihm über „Olfrid und Lisena" Schmeichelhaftes geschrieben und ihn gebeten hatte, ihn auf seiner Rückreise zu besuchen.

Am 17. Juli, dem Todestage seiner Seelenfreundin, konnte er es in dem lauten, staubigen Berlin nicht aushalten; er wanderte, obgleich der Himmel mit Regen drohte, nach dem grünen, stillen Potsdam.

Ueber diesen Tag schreibt er unter dem 23. Juli 1823 an seine Braut:

„— — — am 17., einem Tag, den der Himmel auch durch Thränen feierte, war ich in Potsdam. Düster ging an meiner Seele vorüber, was ich an diesem Tage vor einem Jahre in Dresden gelitten — — — — — übermorgen besteige ich den Postwagen, um zu Dir zu eilen. Sechs Tage dauert die Reise, einen Tag muß ich außerdem in Braunsberg verweilen, und so bin ich den 31. Juli bei Dir — — — — Mit unbegrenzter Sehnsucht harre ich dem Augenblick entgegen, Dich in meine Arme schließen zu können — — Alles hat sich für mich besser gestaltet, als ich erwarten durfte — wie konnte ich mir ein Glück denken gleich dem, das mir aus der Liebe meiner Molly entgegenlächelt. —"

Nachdem Hagen auf der Reise nach Königsberg in Braunsberg die nöthigen Besuche gemacht hatte, konnte er vor Sehnsucht nach seinen Lieben die gewöhnliche Fahrpost nicht abwarten, er nahm sich Extrapost, und lustig klang das Horn des mit einem „guten Biergeld" beschenkten Postillons „Wenn ich komm', wenn ich komm', wenn ich wiederum komm'" und noch lustiger klopfte das warme Herz des schmucken Bräutigams.

Mit welch wonnigem, dankerfüllten Gefühl sah er die Thürme seiner geliebten Vaterstadt allmählich auftauchen. Sein Auge blieb auf dem hellen Thurm der Haberberger Kirche haften. Dort hatte ihn sein alter Onkel Sommer,[2]) dem er in größter Liebe und Verehrung anhing, konfirmirt.

---

[1]) Siehe Goethe. (Deutscher Gil-Blas).

[2]) Pfarrer Sommer, verheirathet mit Juliana Karoline Hagen (gest. 1817), Schwester Karl Gottfr. Hagens, in kinderloser Ehe.

Der Vater Hagens liebte es, Freuden und Gedenktage festlich zu begehen; so versammelte er an seinem Geburtstage stets die ganze Familie um sich und beschenkte jedes Mitglied derselben; seine Jubiläen hatten einen offiziellen Anstrich. Bei allen diesen Feiern machte er den liebenswürdigen Wirth, aber in einer so würdevollen Weise, daß es der Jugend auf diesen Familienfesten zu steif zuging; eine übersprudelnde Fröhlichkeit gehörte nicht zu der Tagesordnung.

Nach der langen Abwesenheit des Sohnes hatte nun auch der alte Herr die feierliche Einholung des „Weitgereisten" in die Mauern Königsberg beschlossen.

Mehrere Kutschen waren am Vormittage des 31. Juli 1823 in der „Junkergasse" vorgefahren, um die zahlreichen Familienmitglieder nach der ersten Poststation, Brandenburg, zu fahren, um hier den lieben August zu erwarten.

Der alte große schmächtige Herr stieg mit seiner kleinen, schon etwas gebeugten, sanft blickenden Frau in die erste Kutsche, ließ sich seinen langen Rohrstock mit dem großen goldenen Knopf in den Wagen reichen, erwiderte freundlich, aber mit vieler Würde, die Grüße der Vorübergehenden, und der Zug setzte sich in Bewegung.

In wie Vielem sich auch Vater und Sohn geglichen haben mögen, so ging doch ihr Geschmack in Bezug auf dergleichen Feierlichkeiten himmelweit auseinander. Der Sohn hatte damals schon eine Aversion dagegen, und sie hat ihn bis in den Tod begleitet.

Allen Festen, die ihm eine Rolle zuwiesen, selbst der Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums und seiner goldenen Hochzeit, ging er aus dem Wege und flüchtete in den engsten Familienkreis, um jeder öffentlichen Ovation zu entgehen.

Unter den wenigen Bestimmungen, welche er hinterlassen hat, nimmt die seines Begräbnisses den weit größten Raum ein; zweimal bestimmt er, daß dasselbe ohne jedes Gepränge „so einfach und geräuschlos wie möglich" anzuordnen sei. — —

Der junge Bräutigam war daher durch die feierliche Einholung, er nennt sie auch den offiziellen Empfang, durchaus nicht angenehm überrascht; dennoch ist er seinem theuren Vater für das Zeichen seiner Liebe tief dankbar — „nicht die Gabe ist es, die beglückt, sondern die Güte des Gebers". — Er hatte sich das erste Wiedersehen mit seiner

Braut, „und wie oft“, so ganz anders ausgemalt. Hier bei den vielen Augen, welche auf das Paar gerichtet waren, mußte er sich eine Zurückhaltung auferlegen, die er schwer empfand.

Um so schönere Stunden verlebte das zärtliche Brautpaar abends in der Junkergasse im väterlichen Hause.

Als die große, weiße, zierlich geschliffene Bowle mit den goldenen Verzierungen, das alte Hagensche Familienstück, leer wurde, zog sich der alte Vater zurück. Die feinfühlende Mutter wußte es einzurichten, daß die übrigen Familienmitglieder aus der „grünen“ Stube unauffällig verschwanden; — da saßen nun die beiden Liebenden, die sich so viel zu sagen hatten, in seligem Glücksgefühl enge beisammen. Erst als der Nachtwächter mit seiner langen Pike auf das Pflaster stieß und vor der Hofapotheke sang: „Die Glo—ck hat zwölf geschlagen, zwölf ist die Glo—ck,“ da klopfte die alte Mutter leise an die Glasthüre und mahnte zum Aufbruch.

Ein Ausruhen nach der langen Reise für Hagen gab es nicht. Er konnte überhaupt nie unthätig sein. War er in Gesellschaften, wo man „gerne gähnen möchte, ohne es zu dürfen,“ zur Unthätigkeit gezwungen, so fühlte sich der gesunde Mann wirklich krank. Als älterer Professor wurde er sogar in einer solchen Gesellschaft ohnmächtig: die erste und einzige Ohnmacht, wie er oft später lachend erzählte, die ihn im Leben befallen habe. — So milde er zu seinen Kindern war, und so wenig Ansprüche er an deren Fleiß stellte, so duldete er nie, daß eins derselben unthätig hinbrütete. Die jüngern Kinder nahm er in solchen Fällen zu sich in die Studirstube. Hier mußten sie die Bindfäden, mit welchen Kupferstiche und Drucksachen verschnürt gewesen waren, zusammenknüpfen und aufrollen oder die rothen Stempel für die Kupferstichsammlung aus großen Bogen, auf welchen die Stempel gedruckt waren, zierlich mit der Scheere ausschneiden und in Schachteln verpacken.

Hagens erste Arbeit nach seiner Reise bestand im Ordnen, Umschreiben und Ergänzen seiner Reiseaufzeichnungen. Gleichzeitig war er vielfach mit der auf seiner Reise ins Stocken gerathenen Korrespondenz an Freunde und Gönner beschäftigt. Um sich den Herren, welche sich seiner in Dresden, Göttingen und Italien so freundlich angenommen hatten, dankbar zu zeigen, schickte er vielen derselben seine

schon im Jahr 1822 bei den Gebrüdern Bornträger in Königsberg erschienenen Gedichte, welche er erst jetzt zu Gesicht bekam und denen er ein „hübscheres Kleid" gewünscht hätte, zumal er jedes Honorar ausgeschlagen hatte.

Viele Dankesbriefe für diese Sendung sind als Autographen berühmter Männer verschenkt worden. Einzelne hat er aufbewahrt; unter diesen befindet sich ein Brief des Grafen Kalckreuth aus Dresden, den er zu den Traueranzeigen gelegt hat, wohl weil in demselben von dem Tode Malsburgs, den er sehr geliebt haben muß, gesprochen wird.

Da in dem Brief auch über Tieck, Graf Löben, Eichendorf und den Oberpräsidenten von Schön gesprochen wird, so soll er hier Aufnahme finden.

„Dresden, den 19. Febr. 25.

Werther Freund!

Sie haben mir und Tieck eine wahre Freude durch Ihren interessanten Brief vom 27. Dezb. gemacht. Ich danke Ihnen herzlich und Tieck grüßt Sie in gleicher Weise. Wir haben oft von Ihnen gesprochen, und Nachricht von Ihnen zu erhalten erfüllte nur unsre Wünsche. Doch habe ich Ihnen nicht gezürnt, daß Sie mir nicht geschrieben, nicht aus irgend einmal Mangel an Interesse, aber aus Achtung für die Zeit, welche allen, die etwas gründliches treiben, knapp zugemessen ist. Im Gegentheil, ich war Ihnen noch einen Dank für Ihre Gedichte schuldig, mit welchen Sie mich aus dem fernen Italien[1]) zu bedenken sogar veranstalteten. Ich würde Ihnen auch unterdessen schon geschrieben haben, wenn ich von Ihrer Rückkehr und Ihrer Adresse gehörig unterrichtet gewesen. Daß ich Ihrer aber dankbar gedacht, mag wieder der Umstand beweisen, daß ich Ihnen kurz vor Empfang Ihres lieben Briefes meine beyden neuerschienenen dramatischen Bände zusandte, welche aber durch eine Verspätung in der Versendung der Buchhandlung erst im nächsten Monat Königsberg erreichen dürften. Geben Sie der Gabe keinen größeren Werth als ich, aber vertrauen Sie der Absicht, Sie zu erfreuen und Ihnen mein freundschaftliches Andenken durch dies kleine Zeichen derselben darzuthun. Auf den Gegenstand selbst komme ich nicht; wer mich kennt, wird verstehen wie ich mich in

---

[1]) Die „Gedichte" waren von Bornträger auf Hagens Wunsch direkt geschickt.

den Vorworten ausgesprochen habe. Einbildung und Eitelkeit sind mir in dieser Beziehung wenigstens fremd.

Die Gedichte, mit welchen Sie Ihren Brief begleiteten, haben Tieck und ich mitsammen gelesen und uns daran gefreut. Sie besitzen ein schönes Talent. Daß Sie sich in die Litteratur, die Poesie und Kunst geworfen, ist ein wichtiger Beruf, zu welchem ich Ihnen Ausdauer wünsche. Es läßt sich noch manches darin leisten. In Königsberg muß Ihnen aber der Mangel an Theilnahme an Kunst und Wissenschaft manche Hinderniße darbieten, doch Eifer und Fleiß überwinden viel. Sie können sich in diesen in Ihrer Vaterstadt vernachläßigten Fächern um diese viele Verdienste erwerben, wozu ich Ihnen von ganzem Herzen Gedeihen wünsche. Bey Gelegenheit bezeichnen Sie mir Scharnbergs Spiel, Tieck erinnert sich dessen nicht — Müller läßt Sie grüßen, er giebt Ihnen Recht, doch meint er, seine Arbeit mache keinen Anspruch auf gründliche Erschöpfung: sie mußte nebenher gemacht werden — da kaum Zeit zum Korrespondiren und Durchsuchen der Archive blieb. Er fordert Sie auf über Simon Dach[1]) etwas Tüchtiges zu liefern oder sonst über einen Königsberger: es würde ihn vor allem erfreuen. W. Müller[2]) ist sehr fleißig, seine Homerische Vorschule, sein 2ter Band Gedichte, seine Uebersetzungen der griechischen Lieder sind achtbare Werke des Talents, des Fleißes und des Genius.

Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Sie noch den Tod unseres theuren Malsburg nicht kennen. Er starb vorigen Septbr. nach leichter Krankheit schnell und leicht. Die Litteratur hat viel an ihm verloren, aber am meisten seine Freunde. Auch Löben ist leyder beinahe todt, oder schlimmer als todt; denn er ist in eine unheilbare Krankheit verfallen. Ein epileptisches Uebel macht sein Leben zu einer Marter. Tieck ist Gottlob durch die Töplitzer Bäder gesunder als früher. In der That bedarf er auch jetzt der Gesundheit, nachdem er mit dem Hofrathstitel beym hiesigen Theater als Dramaturg angestellt ist; wodurch ich nur fürchte, daß ihm noch weniger Zeit für seine wichtigen übernommenen litterarischen Arbeiten bleiben wird, er hat versprochen Schlegels Shakespeare verbessert und

---

[1]) Simon Dach, seit 1639 Professor der Poesie in Königsberg; geb. 1605, gest. 1659.

[2]) Wilhelm Müller, Lyriker; geb. 1794 in Dessau, gest. 1827.

vervollständigt herauszugeben, eben so seine sämmtlichen eigenen Werke — und viel andres. In der nächsten Urania wird eine Novelle von ihm seyn, die ich für sein Meisterwerk halte.

Mit großem Interesse habe ich gelesen was Sie mir von Königsberg und dem dortigen wissenschaftlichen und allgemeinen Zustand schrieben. Ihr Schön[1]) ist ein ausgezeichneter Mann, der viel Gutes bewirken kann. Die Freysprechung Ihrer Universität, ist in der That nichts geringes; über Eichendorfs Philister Krieg denke ich vielleicht noch geringer als sie. Tieck verdammt das Buch gänzlich, den Enthusiasmus über Mad. Schröder theile ich nicht; ich halte wenig von ihr; sie macht es, wie es nicht seyn soll. Von den preuß. Landständen rühmt man, daß sie die einzigen wären, welche sich durch tüchtige Arbeiten und gründliche Vorschläge ausgezeichnet hätten, und dies sei Exc. v. Schön zu verdanken, aber darum bleibt es doch wie es war. Kommt Ihnen einmal wieder Sehnsucht nach Dresden an, so schreiben Sie; denn Sie können darauf rechnen, daß Sie hier wahre Freunde haben; einer derselben bleibt lebenslang

Ihr treuer

Kalckreuth."

Nachdem Hagen seine Reiseaufzeichnungen geordnet und ergänzt hatte, bereitete er sich zu den Vorlesungen über Litteratur und Kunst vor und bestieg im Frühjahr des Jahres 1824 das Katheder. Schüchtern und mit einem Angstgefühl im Herzen sah er auf sein großes Auditorium, welches wohl mehr aus Neugierde wie aus Wissensdrang sich bei ihm, dem jungen Privatdozenten,[2]) eingefunden hatte. Schüchtern und leise begann der Vortrag; aber mit jeder Minute wurde die Stimme voller, und schneller flossen beredte Worte von seinen Lippen. Als er auf Italien zu sprechen kam, auf die edelsten Werke der Kunst hinwies, die Kunst als die hohe himmlische Göttin, welche auf die Sonnenbahn der Sittlichkeit führe, pries und die Seelen seiner Zuhörer von dem Gewöhnlichen dieser Welt in das Reich der Ideale führte, da hatte er längst das fleißig ausgearbeitete Kollegienheft bei Seite geworfen und sprach mit einer heiligen Begeisterung in bilderreicher Sprache und bat seine Zuhörer am Schluß

---

1) Oberpräsident v. Schön.

2 Durch Schreiben des Ministers von Altenstein vom 13. Dezember 1823.

des Vortrages, Pfleger der Kunst zu werden und mit ihm gemeinschaftlich die großen Meister des 16. Jahrhunderts zu studiren, später würde er sie zu Thorwaldsen und Peter von Cornelius führen.

Der junge Dozent, der eben hoch aufgerichtet, mit gerötheten Wangen und leuchtenden Augen zu seinem Auditorium gesprochen hatte, stieg fast verlegen von dem Katheder und trat zu den Zuhörern, unterhielt sich mit ihnen in bescheidenster Weise und bat sie, ihm sich nähern zu wollen, zu jeder Zeit würde ihr Besuch ihn erfreuen, um Fragen über Vorgetragenes, das unklar dozirt wäre, aufzuklären oder sie im Selbststudium der Kunstgeschichte, soweit seine schwachen Kräfte reichten, zu unterstützen.

Diese Bitte muß er auch oft in seinen späteren und in seinen spätesten Lebensjahren ausgesprochen haben; denn es verging wohl kein Tag, an dem nicht Studenten, Archivare, Doktoren, Professoren und kunstsinnige Gutsbesitzer und Offiziere an die Thür seines Studirzimmers klopften. Auf das freundlich klingende „Herein" öffnete sich die gewöhnlich knarrende Stubenthür, der silberhaarige Greis lüftete sein grünes Käppchen, legte die Feder in das große schwarze Schreibbehältniß, stand auf und ging dienernd dem Besucher freundlich entgegen.

Nach solchem Besuche lagen Kupferstiche, Folianten, Kollektaneen und Bücher auf allen Tischen und Stühlen. So manche Handschrift und manches Buch, das der Gelehrte zu einer Arbeit sich zurecht gelegt hatte, lag dann vergraben, und nun wurde gesucht und gesucht, und der alte Herr seufzte: „Mein halbes Leben muß ich mit Suchen hinbringen!"

Im Jahre 1825 wurde Hagen außerordentlicher Professor[1]) und damit war der Tag gekommen, als „Mann in Amt und Würden" seine geliebte Molly heimzuführen.

Die Trauung fand in Braunsberg am Morgen des 26. September 1825 in der katholischen Kirche statt.

Die jetzt modern gewordenen Hochzeitsreisen waren damals noch unbekannt.

---

[1]) 30. Mai 1825. „Für die Fächer der Theorie und Kritik der schönen Künste und Wissenschaften" Gehalt 200 Thaler.

Ein junges glückliches Paar flog damals nach dem Hochzeitsmahl viel lieber in das durch liebende Mutterhand bereitete stille Nest als in das Geräusch der Welt. Die neue kleine Wohnung mit der blitzblanken Küche war einer jungen Frau —, nun sie endlich für den Mann ihrer Liebe selbst sorgen konnte, viel verlockender, als das Coupee der ungemüthlichen Eisenbahn, verbunden mit der genirten Unterkunft in den Hotels mit ihrer geräuschvollen Table d'hôte.

Verdient jene alte gute Zeit nicht wirklich in diesem Falle den Vorzug?

Der junge Ehemann führte also sogleich nach der Hochzeitsfeier mit bewegtem dankerfüllten Herzen seine Molly mit Extrapost von Braunsberg nach Königsberg in das neue Heim, nach der Katholischen Kirchenstraße.

Hier trat sie vor die große Mahagoni-Toilette, deren Aufsatz durch goldene Sphinxe geschmückt war. Der Aufsatz bestand aus vielen kleinen Schubladen zum Aufbewahren von Quittungen. Die Toilette war gleichzeitig durch Herausschieben der mit grünem Tuch beschlagenen Einlage als Schreibtisch eingerichtet. Hier nun sollte Molly sich des „Rechnungswesens" befleißigen, und viel, viel hat sie mehr als ein halbes Jahrhundert dort gerechnet und manche Thräne vergossen, wenn die Rechnung nicht stimmen wollte.

Wie viele liebevolle Briefe hat sie hier an der Toilette mit dem großen Trumeau an ihre Kinder gerichtet, herzerhebende Worte zärtlichster Mutterliebe an ihre Söhne, die im Felde standen, und indem sie zu Gott um deren glückliche Heimkehr gefleht!

Mögen ihre Kindeskinder das alte Möbel, welches heute noch eine Zierde für jede Stube ist, an dem die beste, treueste Mutter so viele Freuden- und Schmerzensthränen vergossen hat, in Ehren halten!

Heute, am Hochzeitstage, waren es Freudenthränen, die ihr in die dunklen seelenvollen Augen traten.

Auf der Toilette lagen zwei herrliche Rosen, die der Bräutigam nebst einem Gedicht dort hatte niederlegen lassen:

26. September 1825.

Des Lenzes späte Kinder bieten
Der lieben Braut zum Schmuck sich dar,
Da schon der Herbst mit Kampfes Wüthen
Greift in der Bäume grünes Haar,
Da Sturm er bläst, die Freuden tödtend,
Der Herold von des Winters Graus —
Lacht Dir die Rose hold erröthend
Und sehnt sich in den Busenstrauß.

Lang' schlugen, Molly, uns're Herzen
Im schönsten Einklang, lange schon,
Jetzt reift uns nach der Sehnsucht Schmerzen
Der echten Treue echter Lohn.
Was sind die Launen des Geschickes,
Wenn eig'ne Launen nicht bekannt?
Die Unbeständigkeit des Glückes,
Sie bricht sich an der Treu' Bestand.

Trost soll uns lächeln, wenn wir weinen,
Des Himmels Güte ward uns kund,
Nie nichtig uns das Leben scheinen,
Es knüpft auf ewig unsern Bund. —
Es ist kein eitel, flüchtig Träumen
Der Liebe tief empfund'nes Wort.
Getrost! wie auch die Wellen schäumen,
Der Stern des Glaubens führt zum Port!

Ein ebenso vortrefflicher Sohn Hagen war, ein ebenso liebreicher und treuer Gatte wurde er seiner Molly und der treueste gütigste Vater seinen Kindern.

Wollte man ihn als Menschen, nachdem wir ihn bis zu diesem Lebensabschnitt begleitet haben, noch weiter schildern, so müßte Vieles wiederholt werden; denn er blieb sein Leben lang, der er war: der edle Mensch, welcher bis zu seinem letzten Hauch nach Vervollkommnung strebte, der begeisterte Pfleger der Kunst.

Durch die größte Bedürfnißlosigkeit erkämpfte er sich eine Unabhängigkeit, auf die er stolz sein konnte. Wenn Kant sich von seinem Diener hofmeistern lassen mußte und Schutz vor demselben bei dem Vater Hagens[1]) gesucht hatte, so konnte ihm solches nicht passiren; denn er brauchte so gut wie keine Bedienung. Auf Reisen war er

[1]) Der Medizinalrath Hagen. Gedächtnißschrift. Königsberg 1849. Dalkowski.

mit jedem Logis, mit jedem Essen zufrieden. Wollte man es ihm bequemer und besser einrichten, so wies er das mit den Worten zurück, er wolle es auf Reisen gerade, der Abwechselung wegen, recht unbequem haben. Er war in allen Dingen mäßig, wie man es heute nicht mehr kennt. Als Professor hat er wohl mehr Tinte verschrieben, als Wein getrunken.

Bei Tisch liebte er eine heitere Unterhaltung. Die Mittags- und Abendmahlzeiten waren eigentlich seine einzigen Ruhestunden am Tage. Sein Appetit ließ nichts zu wünschen übrig. Sein Getränk zu Mittag bestand aus einem Glase Löbenichter Bier; den schalen Rest der Flasche trank er zum Abendbrot.

Wenn die Söhne, welche Offiziere waren, auf Urlaub kamen und fragten, wie man ein solches Zeug, das nach Rosinen, Korinthen und Lakritzen schmecke, trinken könne, dann lachte er herzlich und pflegte oft scherzend zu sagen: „Ich bleibe schon dabei, aut Caesar, aut nihil, aut Mälzenbräuer im Löbenicht.[1])"

Ueberhaupt liebte er harmlose Scherze; er lachte, weil mit geschlossenen Lippen, mehr durch die Nase als durch den Mund, was eigenthümlich klang.

Gespräche über Politik waren ihm nicht angenehm; überhaupt kümmerte er sich herzlich wenig um Politik, hatte auch gar keine Zeit dazu übrig. Treue dem Könige war seine Richtschnur. Ein geeinigtes Deutsches Vaterland hatte er sich schon als Student gewünscht und sah an seinem Lebensabend mit Begeisterung auf den Einiger Deutschlands, mit Allerhöchstdem er das Geburtsjahr theilte.

Bei seiner strengen Rechtlichkeit und peinlichen Wahrheitsliebe waren ihm selbst die üblichen Konvenienzlügen und jede Verstellung widerwärtig. „Leider verlangen Etikette und Lebensverhältnisse in manchen Fällen Verstellungen. Wenn eine solche Verstellung auch unschuldig erscheint, so kann sie doch leicht zur bösen Gewohnheit werden."

„Nur wo es Sitte und Anstand durchaus erheischen, ist Unaufrichtigkeit zu entschuldigen."

---

[1]) Die Mälzenbräuer, d. h. Bierbrauer, wohnten in dem „Löbenicht" genannten Stadttheil Königsbergs; sie machten die besten Geschäfte, und daher stammt der Königsberger Witz.

„Wenn wir zehn Menschen durch unsere Offenheit abweisen, so gewinnen wir sicher einen durch dieselbe, und dieser Eine wird uns den Verlust der Vielen leicht ersetzen.“ —

Gegen Alle, die ihm irgend eine Gefälligkeit oder einen Dienst erwiesen hatten, erfüllte ihn die größte Dankbarkeit. Jedes Verdienst hob er hervor und hat in den Provinzialblättern Königsbergs und an anderer Stelle so Manchem ein bleibendes Gedächtniß erhalten.

Sehr vorsichtig war er, kleine Gefälligkeiten von Leuten niedrigen Standes durch eine Geldgabe zu belohnen; er fürchtete dadurch zu verletzen und suchte sich durch ein gekauftes Geschenk erkenntlich zu zeigen. In der Wahl dieser Geschenke war er bei seinen wenig praktischen Erfahrungen im gewöhnlichen Leben nicht immer glücklich; so schickte er, um ein Beispiel hier anzuführen, dem Stabstrompeter der Rheinischen Dragoner, welcher ihn durch eine Morgenmusik ehrte, einem alten braven Feldsoldaten mit stark geröthеter, ins Blaue schillernder Nase, einem Freunde von Gesalzenem und Saurem und vielen Bittern, einen großen Satz — Königsberger Marzipan.

Ein ausgeprägteres Pflichtgefühl, wie es ihm eigen war, ist undenkbar. Eine Universitätsstunde versäumen oder auch nur eine Minute verspäten — war bei ihm eine Unmöglichkeit.

War es für ihn Zeit, nach der Universität zu gehen, dann mochte kommen, wer da wollte, geschehen, was jeden Anderen zurückgehalten hätte, nichts konnte ihn aufhalten. Im Geschwindschritt, in der Hand die klappernden Schlüssel seiner Studirstube, in die Keiner in seiner Abwesenheit dringen durfte, ging er die zwei Treppen hinunter und im Laufschritt bis zu der ferngelegenen Universität und im Sturmschritt die hohen Treppen hinauf bis in das oberste Stockwerk, wo man, wie es in einem Nachruf für Hagen heißt, „noch ein Räumchen für die Kunst, wo der Kunsthagen hauste, erübrigt hatte“.

Hier wartete der alte Herr dann geduldig, bis sich seine wenigen, aber um so treueren Zuhörer, meist schon ältere Herren, nur wenige Studenten, einstellten; denn das Kunststudium ist kein Brotstudium.

Die Dienstboten behandelte er mit großer Rücksicht. Selbst bei größeren Versehen derselben konnte er kaum ein böses Gesicht machen. Ein Schimpfwort kam nie über seine Lippen. Zornig hat ihn nie ein Mensch gesehen. So wenig er geneigt war, sich selbst zu loben,

so schreibt er doch schon als junger Doktor: „ich bin mir vieler Fehler bewußt; aber Zorn ist mir fremd.“

Seine Familienanhänglichkeit war rührend. Der „Onkel August“ besuchte die entferntesten Familienmitglieder. Jeder liebte den liebenswürdigen, freundlichen Onkel, der sich nie um Klatsch kümmerte, aber zu versöhnen wußte, wenn durch solchen, wie es ja in einer so großen Familie manchmal geschehen kann, Uneinigkeiten vorgekommen waren.

In seinem Anzuge vernachlässigte er sich, wie es bei so gelehrten Herren, die oft in anderen Regionen schweben, ja wohl vorkommt, in keiner Weise. Es ließ sich in den Wohnzimmern nie im Schlafrock oder Schuhen blicken und war stets so sorgfältig gekleidet, um zu jeder Zeit Besuch empfangen zu können.

Gleich nach dem Mittagessen trank er eine Tasse Kaffee, las dabei Zeitungen und Journale, nickte dabei auch wohl ein Viertelstündchen ein. Als wenn er sich einen Vorwurf über diese Zeitvergeudung innerlich gemacht hätte, erhob er sich beim Erwachen mit einem Ruck und ging, oft mit den Worten: „Auf, für meine deutschen Brüder!“ die ihm zur Gewohnheit geworden waren, an die Arbeit.

Wenn nicht Besuch war, ging er regelmäßig um 10 Uhr zu Bett und stand um 4 Uhr morgens auf.

Seine Verdienste als Kunstgelehrter und Schriftsteller eingehend zu besprechen, muß einer anderen Feder vorbehalten bleiben. Einige sind in seinen Nachrufen, die weiter unten ihren Platz finden sollen, gewürdigt.

Sollte Herr Richter auf Schwarzort den von ihm gebrachten Nachruf hier wieder lesen, so mag er sich überzeugt halten, daß die Kinder Hagens ihm für denselben ewig dankbar bleiben werden. Der herzerhebende Aufsatz in der Tilsiter Zeitung[1]) hat alle Hinterbliebenen des Verklärten nicht nur erfreut, sondern erbaut und sie tröstend berührt.

Herr Dr. Bujack[2]) sprach unmittelbar nach dem Tode Hagens die Absicht aus, ein Lebensbild seines verehrten Lehrers mit besonderer

---

[1]) 14. März 1880. Expedition: Hohe Straße 67.

[2]) Professor Dr. phil. Georg Bujack, geb. 1836, gest. 1891, Vorsitzender der Alterthumsgesellschaft „Prussia“ in Königsberg i. Pr.

Berücksichtigung der Verdienste des Verewigten um Kunst und Wissenschaft zu schreiben.

Da sich aber ein Kunstgelehrter erbot, diese Arbeit zu übernehmen, so trat Dr. Bujack, den der Verstorbene gerne seinen Freund nannte und ihn wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften wie einen Sohn liebte, zurück.

Der Kunstgelehrte konnte in Folge von Versetzungen und anderen Abhaltungen sich der Arbeit nicht unterziehen, und so blieb es bei dem Vornehmen.

Leider ist Dr. Bujack, dem die Alterthumsgesellschaft „Prussia" viel zu verdanken hat, gestorben. Der Verehrer Hagens hätte es sich sonst nicht nehmen lassen, in dieser Gedächtnißschrift den Theil über die wissenschaftliche Bedeutung seines Lehrers zu verfassen, wie es sich Professor Dulk nicht nehmen ließ, in Karl Gottfried Hagens Gedächtnißschrift diesen wichtigen Abschnitt derselben einzufügen.

Von dem Verfasser der vorliegenden Schrift kann nur Unvollkommenes darüber mitgetheilt werden.

Ueber das 1820 erschienene epische Gedicht „Olfrid und Lisena", sowie über die 1827 erschienene „Norika" ist bereits gesprochen worden; doch sei hier noch besonders die Kritik Goethes über „Olfrid und Lisena",[1]) welche wohl einen bedeutenden Einfluß auf Hagen als Dichter ausgeübt hat, in dem Folgenden wiedergegeben:

Olfrid und Lisena.

Ein romantisches Gedicht in zehn Gesängen, von August Hagen.
Königsberg, 1820.

Als mir dies Büchlein in die Hände kam, schlug ich es, nach alter löblicher oder unlöblicher Gewohnheit auf, gerade in der Mitte, und las die sechs Stanzen der beiden Seiten; diese zogen mich an und nöthigten mich vor- und rückwärts zu gehen, wodurch ich denn gar bald bewegt ward, von Anfang anzufangen. Und so habe ich es denn auch in ruhigen, guten Stunden fort- und durchgelesen, welches etwas heißen will: denn, in zehn Gesänge getheilt, enthält es über sechzehnhundert Stanzen.

---

[1]) Goethes Sämmtliche Werke Bd. 37: Schriften über Kunst II. Leipzig, Ph. Reclam jr.

Ich aber, gerade in diesem Augenblicke weder zu irgend einer auslangenden Darstellung, viel weniger zu einer Beurtheilung aufgelegt, ersuche die genannten und ungenannten trefflichen Freunde, die uns in kritischen Zeitschriften über ästhetischen Gewinn und Verlust gar löblich aufklären, diesem Werke ihre Aufmerksamkeit zu schenken und mir den Traum zu deuten, warum es mir so wohl gefällt.

Anerkennen werden wir es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit; denn es beweist eine hohe sittlich-ästhetische Kultur, wenn in jungen Jahren ein entschiedenes Talent auch sogleich aufgeklärt, frei, heiter und den Gegenständen völlig gewachsen erscheint, die es behandelt. Von großer Bedeutung halten wir, wenn ein junger Mann — denn als einen solchen giebt und offenbart er sich — eine Fabel wie diese concipirend, sie in sich auszubilden und, bei der fleißigsten Behandlung des Einzelnen, sich immer so ausführlich und gleich zu bleiben vermag. Bei dieser Ausführung aber weiß ich nicht, was ich mehr bewundern soll, den klar-tiefen Eindruck in die menschlichen Gefühle, Gesinnungen, Zustände und Verhältnisse, oder die Heiterkeit, sich in der Natur, ihren Lokalitäten und Einzelheiten überall zu ergehen.

Glück wünschen wir ihm aber vorzüglich, daß er von Jugend auf ein Seeanwohner gewesen: dadurch gewinnt er eine Arena, einen Kampf- und Spielraum, auf dem wir seine Helden und Leute bald froh und bald bedrängt sehen, er gewinnt die mannigfaltigsten Luft-, Wasser- und Erderscheinungen; und dann hängt es von ihm ab, uns natürlich-feenhaft bald auf dürren Sandwüsten auszusetzen, bald in Fischerhütten, deren Gewerb mit Garten- und Obstbau verbunden ist, erquickend einzuführen; es hängt von ihm ab, palastreiche Städte am Ufer zu erbauen, Gärten und Parks ohne Gleichen zu labyrinthisiren.

Doch wir gehen zu weit und dürften auf diesem Wege die Absicht, uns nicht einzulassen, ehe wir's uns versehen, überschreiten.

Betrachten wir genau, so ist es vielleicht die jugendliche Anschauung des Meeres, die dem Engländer, dem Spanier so große Vorzüge über den mittelländischen Dichter giebt. Kenner, welchen unsere neuere Literatur gegenwärtiger ist als mir, werden bemerken, wer von dieser Seite mit unserm Dichter wetteifert.

Ein junger Freund, den ich gern über mich und Andere reden hörte, ertheilte mir auf Ersuchen folgenden Bescheid:

„Olfrid und Lisena von August Hagen habe ich sogleich zu lesen angefangen und den ersten Gesang vollendet. Hiernach zu urtheilen, scheint der junge Dichter die Aufgabe sehr glücklich gelöst zu haben, wie das Mährchenhafte, Abenteuerliche, Seltsame auf eine erfreuliche Weise mit bekannter, gewohnter menschlicher Sinnesart in Verbindung zu setzen sei. Alles deutet auf ein heiteres, reines und sehr sanftes Naturell mit gelindem Schwunge, einer der Fülle und Stärke gar nicht entbehrenden Einbildungskraft hin. Die griechischen Unterschriften wollen wohl sagen, daß der Dichter seinen Sinn am Homer glücklich bewahrt und genährt.

Mit Interesse werde ich das Ganze vollenden, mich davon zu durchdringen suchen, um Ihrer Anfrage möglichst genug zu thun.

Olfrid und Lisena habe vollendet. Was ich nach ziemlich unterbrochenem Lesen von diesem Produkt jetzt ungefähr sagen könnte wäre Dieses: Es ist kein Homerisches Epos, wiewohl die äußere Form Erzählung ist und die Einführung auf den Schauplatz durch den Dichter stattfindet. Hier ist vielmehr ein geistiger, sittlicher Anakreon, den Homers Fülle und Breite einmal zugesagt hat, in aller Vollständigkeit und Ausführlichkeit geneigt von sich zu geben, was im kleinen, harmlosen Gedicht und Lied unschuldig-anmuthig gerührt und gefallen hätte. Die moderne Denkweise, die mehr auf die Gesinnung, als auf kräftigen sichtbaren Ausdruck nach Art der Alten Alles bezieht, verläugnet sich nirgends. Daher denn die innerste Anlage des Gedichts mehr von Höhe und Tiefe als Breite zeigt. Ja diese letztere ist ganz auf die Nebenpartien und Außerwesentlichkeiten vertheilt. Doch indem ich auf jene längern Episoden und Einflechtungen von Griechisch-Mythischem ziele, bin ich weit entfernt, hiermit einen Fehler auszusprechen, vielmehr finde ich es höchst liebenswürdig und anmuthig, daß der Dichter, was dem Norden abgeht, so wahr und unumwunden eingesteht, und gern mit des Südens Vortheilen die Leere und Einöde erfüllen und erheitern mag, die doch nun einmal besteht. Dürfen wir uns deshalb wundern, daß uns überhaupt nur ein Mährchen geboten wird, und daß der Sänger Wahrheit und Dichtung sich einander entgegenzusetzen sich gezwungen sieht? Auch hier also fehlt jener antike Vortheil, von einem Gegebenen, wirklich Vorhandenen, auszugehen, und die Erfindung eines nicht Vorhandenen, Daseienden, das an die

Stelle des unzulänglich Wirklichen tritt, äußert sich ganz nach neuerer Dichtweise.

Daß jedoch der Dichter jenes Erfundene so unmittelbar in Verbindung mit seinem Oertlichen, Klimatischen, ja mit seiner persönlichen, individuellen Gesinnung bringt, muß ihm als eine höchst glückliche Auskunft ausgelegt werden, jenem bezeichneten antiken Vortheil sich zu nähern. Und vielleicht ist hier der Punkt, wo die ganze Produktion mir am heitersten, reinsten und lobenswürdigsten erscheint. Denn geben wir jene frauenhafte Gesinnung einmal zu, so muß uns die Fülle, der Reichthum von Gleichnissen und Schilderungen, die alle dem Landstrich, der Meeresküste, der Vegetation entnommen sind, höchst überraschend sein, indem wir diese wirklichen Elemente zu einem neuen Ganzen abermals verbunden sehen, das eigentlich jenseits und über dem Wirklichen steht. Ueberhaupt dürfte man fragen, ob das Gedicht im Sinne unserer neuern Romantiker romantisch zu nennen sei? Es ist zwar im reinsten und zartesten Sinne von Sehnsucht, welche die höchsten, sogar überirdischen Regionen berührt, gedichtet; indessen werden wir doch auf einen Himmel, ein Ewiges, Dauerndes geführt, das nicht zu Ungunst, sondern zum Vortheil des viel schwächern Erdenwesens sich wirksam erweist. Und so ist eigentlich jene Kluft gefüllt, die unsere gemeinen Romantiker zwischen Erd' und Himmel nur immer größer zu machen sich bestreben. E. Schubarth."

Olfrid und Lisena noch einmal.

1821.

Da wir bei abermaliger Betrachtung genannten Gedichtes die Neigung gegen dasselbe und gegen den Autor zu verändern keinen Anlaß gefunden, vielmehr die früher gehegte gute Gesinnung sich unangefochten erhalten hat, so möchten wir dem Dichter gerne etwas zu Liebe thun, Etwas aussprechen, das ihn für alle Zukunft fördern könnte.

Denn was an ihm allenfalls auszusetzen sei, darüber werden ihn unsere landsmännischen Kritiker gar umständlich belehren; wir aber wollen ihn mit einem kurzen Worte berathen, welches zu befolgen er gewiß heilsam finden wird. Wir wünschen nämlich, daß er sich's für die nächste Zeit, vielleicht für alle Zeiten, zum Gesetz mache, nur kurze, einfache Erzählungen zu unternehmen; er wähle sich aus der Geschichte,

aus Ueberlieferungen, aus Erfahrung irgend ein prägnantes Motiv, welches, entwickelt, ästhetisch-moralische Zufriedenheit erwecken könne. Er behandle solches ausführlich und umständlich; die Eigenthümlichkeit desselben werde aus sich selbst geschmückt und erwachse zu fröhlichen Theilen; je kürzer er sich faßt, desto willkommener wird er sein, und gewiß am besten gedeihen. Denn ergreift er den rechten Gegenstand, so ist bei einer anmuthigen Behandlung, wie sie dem schönen Talent zu Gebote steht, seine Arbeit unverwüstlich; vergreift er sich auch einmal, so ist für seine fruchtbare Dichtader nicht viel verloren.

Gern erinnern wir uns hierbei Wielands kleiner Erzählungen, von welcher gar manche als wohlgeschliffene Edelsteine in der Krone deutscher Literatur noch lange Zeit glänzen werden, wenn viel mehr Aufmerksamkeit und Forschung verlangt wird, um die Verdienste des allerliebsten Oberon anzuerkennen.

Von der „Norika" erschien 1855 die 2. Auflage. In der „Leipziger Illustrirten Zeitung (1855)" befindet sich nachfolgende Kritik:

„Norika, das sind nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts herausgegeben von August Hagen" (Leipzig, J. J. Weber). Zuerst erschien das sehr liebenswürdige, zugleich unterrichtende und unterhaltende Buch, welches soeben seine zweite Auflage erlebt hat, im Jahre 1829 und 1851 in englischer Uebersetzung zu London unter dem Titel: „Norica: or tales of Nürnberg from the olden time. After a MS. of the sixteenth century." Man sieht daraus, wie langer Zeit es selbst bei guten Büchern in Deutschland oft bedarf, ehe die Verhältnisse es räthlich oder nöthig erscheinen lassen, eine zweite Auflage davon zu veranstalten. Wir wollen wünschen und hoffen, daß es einer so langen Frist nicht bedürfen wird, um dieser zweiten Auflage eine dritte folgen zu lassen; denn das Buch verdient wahrlich gelesen zu werden. Diese „Norika" gehören mit desselben Verfassers „Chronik des Florentiner Ghiberti", „Wunder der heiligen Katharina von Siena" und „Leonardo da Vinci zu Mailand" zu den besten Künstlernovellen, die je erschienen sind, ja wir glauben nicht von der Wahrheit abzuirren, wenn wir sie geradezu als die besten in diesem Genre der Novellistik bezeichnen. Der Verfasser

hat sich einen alterthümlich chronikartigen Styl angeeignet, der den Leser höchst anmuthig anspricht, während die Darstellung durch ihre Naivetät und Anschaulichkeit unwiderstehlich fesselt. Diese nürnberger Novellen liegen uns noch näher als des Verfassers italienische und versetzen uns mitten in jene herrlichste Zeit Nürnbergs, als diese deutscheste Stadt das Glück hatte, in ihren Mauern einen Verein der ausgezeichnetsten Meister in allen Gattungen der Kunst und Kunstthätigkeit zu besitzen. Albrecht Dürer, dieser universelle Geist, bildet mit Recht den Mittelpunkt. Um ihn gruppiren sich seine geizige, zänkische Frau, die ihm das Leben verbittert und seinen Tod beschleunigt, seine Schüler, dann die Bildhauer Vischer, Krafft und Lindenast, der lateinische Dichter Rathsherr Wilibald Pirkheimer, der Bildschnitzer Veit Stoß und die Genossen der Meistersängerzunft. Ein Besuch des Thomas von Bologna, eines Schülers Raphaels bei Dürer, giebt dem Verfasser Gelegenheit, Dürers früheren Aufenthalt in Venedig und sein Verhältniß zu den italienischen Meistern zu schildern, während sich das novellistische Interesse des Buches an die liebreizende „Rosenthalerin" knüpft, die bei der durch Kaiser Maximilian in Person vollzogenen Dichterkrönung Pirkheimers als eine Tochter des Letztern erkannt wird. Auch Touristen, welche Nürnberg besuchen und deren Interesse an Nürnberg sich nicht mit dem Interesse für das „Jammerthal", die „Himmelsleiter" und das „Blaue Glöcklein" erschöpft, ist die Lektüre dieses Buches angelegentlichst zu empfehlen, da kein anderes zu einer sowohl unterhaltenden als lehrreichen Vorlektüre für solchen Besuch sich in gleicher Weise eignen dürfte.

1833 erschien das allgemein gut beurtheilte Buch: „Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Ghiberti".

In einer Kritik über Norika und Ghiberti[1]) liest man:

„Mit Hagens wissenschaftlicher Thätigkeit steht ein Theil seiner poetischen im engsten Zusammenhange. Es sind dies die sogenannten »Künstlergeschichten«. — — — Sie entstammen der Geschichte; ihre Eigenthümlichkeiten aber sind aus sich selbst geschmückt und zu fröhlichen Theilen erwachsen. Den Anfang machten 1829 die »Norika«,

[1]) Kulturkämpfer 1880, Heft 4 vom 15. Februar. Berlin.

Erzählungen aus dem Künstlerleben Nürnbergs zur Reformationszeit. In der Vorrede giebt der Verfasser an, er habe dieselben nach einem alten Manuskripte eines Kaufmanns Jakob Heller aus Frankfurt bearbeitet, das er auf der Königsberger Bibliothek in einem Folianten Albrecht Dürers gefunden. Für die Plastik der Darstellung und die Treue des Colorits spricht wohl nichts mehr als der Umstand, daß man die poetische Fiction für baar nahm und lange Zeit die »Norika« für authentisch gehalten hat. Uebrigens haben diese Nürnberger Geschichten vier Auflagen erlebt und sind auch ins Englische übersetzt worden. Die anderen kunsthistorischen Erzählungen Hagens beschäftigen sich mit Italien; eine derselben »Die Chronik seiner Vaterstadt, vom Florentiner Ghiberti« fand auch jenseits der Alpen großen Beifall und ist zweimal in italienischer Uebersetzung aufgelegt."

Nicht nur jenseits der Alpen, sondern auch jenseits der Vogesen, hat „Ghiberti" einen Beifall gefunden, der den Verfasser hoch erfreute.

Er befand sich 1834 in Berlin auf einer Gesellschaft beim Geheimrath Beuth.[1])

Der berühmte Professor an der Kunstschule zu Paris, Pierre Jean David (d'Angers),[2]) trat ein. Die Gäste wurden diesem vorgestellt. Als Hagens Name genannt wurde, frug Mr. David ihn, ob er mit dem Verfasser des „Ghiberti" verwandt sei, den schwer auszusprechenden Namen könne er nicht vergessen, nachdem er das charmante Buch kennen gelernt habe. Die Antwort wartete er nicht ab. Geheimrath Beuth machte David darauf aufmerksam, daß der eben Befragte selbst der Verfasser sei. David wandte sich diesem nun wieder zu und erzählte ihm, seine Frau, „Madame", habe das Buch ihm übersetzt „interprété", und Madame und er wären entzückt gewesen.

Aus Dankbarkeit für dieses Lob schickte Hagen dem berühmten Manne im Jahre 1840 seine Künstlergeschichten.

Geheimrath Beuth hatte über Ghiberti ihm folgenden Brief geschrieben:

---

[1]) Peter Christian Wilhelm Beuth, geb. 1781, gest. 1853; Standbild vor der Bauakademie.

[2]) Geb. 1788, gest. 1856.

„Wenn ich Ihnen, mein verehrter Herr Professor, erst spät danke, so halten Sie es nicht für Nachlässigkeit. Ich wollte Ihren Ghiberti[1]) erst gelesen haben und dazu mußte ich mir die Zeit stehlen in Viertelstunden der Andacht. Auf solche Weise habe ich ihn gelesen und wieder gelesen und habe meinen Dank für eine so gelungene Uebersetzung mit jeder Seite verbunden, welche ich las. Jetzt freilich folgt der Dank für die Gabe etwas spät.

Jene Zeit verstand es, ihre Talente zu benutzen. Die unsrige thut es auf ihre Weise. Sie begnügt sich, durch einige Specimina der Nachwelt zu beweisen, daß wir Talente hatten und läßt sie dann unbeschäftigt alt und stumpf werden; honorirt sie aber, indem sie in die leeren Ateliers herumläuft und ihnen am Abend Thee und Kuchen vorsetzt. So erwartet der Timpan[2]) der hiesigen Hauptwache seine Vollendung; die Schloßbrücke nicht minder; die Vorhalle des Museums denkt sich ein Jeder vollendet, indem er die Kompositionen dazu ansieht, und ist beruhigt, daß er gehört hat, Mücke habe durch sein Fresko im Saale des Grafen Spée bewiesen, er werde sie malen wie keiner; vorläufig ist man ihn los, denn er reist in Italien.

Friedrich der Große wartet vergebens auf sein Denkmal; inzwischen wurde Rauch zehn Jahre älter und macht Viktorien für Valhalla[3]) und die kleine Jungfer Lorenza;[4]) für unsere Zeit seine höchste Leistung. So muß ich es für ein Glück halten, daß mein —?[5]) seit einem Jahre brustkrank unthätig seiner Auflösung entgegengeht, nachdem sein letztes Meisterstück, ein Guß, wie ihn keine Zeit besser geliefert, die Amazone vom Kapitel im Charlottenburger Garten aufgestellt worden; daß sein einziger und bester Schüler soeben zum Leidwesen des Grafen Einsiedel gestorben, dessen Gießerei

---

[1]) August Hagen, „Künstlergeschichten" (4 Bde., Leipzig 1833—40) I. Theil: „Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Ghiberti" (1833. 2. Aufl. 1861).

[2]) Timpano, ital. = Pauke; hier wohl als bautechnischer Ausdruck zu deuten: vielleicht eine Art Kuppel?

[3]) bei Regensburg (6 Viktorien aus Marmor, 1833—42).

[4]) Gemeint ist vielleicht die Statue eines 11jährigen Mädchens, Tochter W. von Humboldt's, eines von Rauchs frühesten Werken, das später, vielleicht zur Zeit des Briefes, in Marmor ausgeführt wurde.

[5]) Im Briefe unleserlich; vielleicht „Jünger".

er dirigirte und in kurzer Zeit auf einen anderen Fuß gebracht hatte.

Was Vereine und Private thun, verkenne ich nicht; es beschränkt sich auf Malerei. Aber auch den vereinten Kräften gelingt es nur mit wenigen Ausnahmen, mehr als Genre und Landschaften hervorzubringen. Von unseren Aufgaben aus der Antike will selten Einer etwas hören und unsere nächste Verloosung wird sich mit einer Diana und Aktäon von Sohn[1]) begnügen müssen, die freilich durch Schönheit ein Dutzend mißlungener Versuche aufwiegen wird. Betrachtet man indeß den Zustand der Kunst bei uns vor 30 Jahren, dann muß man freilich sehr zufrieden sein. Rößel, Collmann und Bettkober waren damals unter den Koryphäen.

Noch kläglicher sieht es aber mit der Anwendung der Kunst auf die Gewerbe aus. Hier übt die Mode ihr Recht und die Käufer zeigen ihre Barbarei. Was barock, roh und geschmacklos ist, findet Käufer. Meißen macht nur Porzellane aus Formen, die seit 100 Jahren ruhten, und für Affen von Porzellan drei Fuß und mehr hoch ist keine Summe zu hoch. — So kann ich es den Gewerbtreibenden und selbst der Porzellanmanufaktur, auf welche ich die Oberaufsicht führe, nicht verdenken, wenn ich tauben Ohren predige. Eine Vase von 7000 Thalern findet nur einen Käufer, wenn sie mit einer Vedute[2]) bemalt ist, und die Gebäude darauf sich durch die Form des Gefäßes so verziehen, daß sie oben breiter erscheinen als unten. Die Tollheit Veduten auf Vasen zu malen begreift Niemand. Habe ich aber bei einem Gewerbtreibenden die Passion für das Schöne in succum et sanguinem vertirt, dann wandert er aus und macht sein Glück im Auslande. Man läßt sich die Sache gefallen, wenn sie daher kommt. Mit einem hiesigen Hofjuwelier bearbeitete ich das Niello[3]) und die Anwendung der Syderographie[4]) des —?[5]) darauf praktisch durch. Die Resultate übertrafen die sanguinischeste Erwartung, fanden aber keinen Absatz. Herr Wagner ging damit nach Paris, macht jetzt darin eins der größten Geschäfte und liefert

[1]) Karl Ferdinand Sohn, geb. 10. Dezember 1805, gest. 26. November 1867.

[2]) Ansicht (ital.)

[3]) Gravirte Ornamente, mit schwarzer Emaille ausgefüllt.

[4]) Siderographie = Stahlstecherkunst.

[5]) Im Briefe unleserlich.

neben den Fabrikarbeiten Kunstwerke, die Sie in Erstaunen setzen würden und wovon ich Specimina besitze.

Jetzt habe ich es dahin gebracht, daß wir das Millefiori[1]) so schön machen als je. Daß unsere Glashütten es fertigen, werde ich schwerlich durchsetzen.

So reduzirt sich denn mein Mühen darauf, daß die Gewerbsarbeiten des Instituts, welche in das Kunstfach schlagen, wenigstens Zeugniß ablegen werden, daß ich der Barbarei entgegen arbeitete.

Sie sehen ich bin weder ein Dr. Panglosz, noch ein Baron Rosenroth. Indeß werde ich mir kosequent bleiben, wenngleich meine Sehnsucht verzeihlich wird, einem erfolglosen Streben ein Ende zu machen, und in einem Lande, worin es nicht friert, mir selbst zu leben.

Hochachtungsvoll ergebenst

Ihr

Beuth.

24. November 33.

(Nachschrift): Den Carneol mit dem ich dies siegele, schnitt ein Zögling des Instituts Schüler Calandrellis, nach mehreren Münzen von Thurium. Holzschneiden ist einträglicher und der junge Mann „glücklicherweise kräftig".

1835 erschien: „Der Dom zu Königsberg in Preußen, 2 Abthlgn." Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Schilderung. Dieses Werk gab Hagen mit Gebser zusammen heraus. Der Ertrag war zu der Erbauung einer Elementarschule für die Domgemeinde bestimmt.

Ein Brief mit dem kompetenten Urtheil Schnaases[2]) vom 15. März 1835 über dieses Werk, insoweit es Hagen bearbeitet hat, möge hier folgen:

„Düsseldorf, 15. März 35.

Theuerster Freund!

Gestern wollte ich schon an Sie schreiben und erhalte jetzt eben wieder Ihre Sendung von Ausstellungskatalogen mit der Nachricht von dem Abgange des Blankschen Bildes von dort.

---

[1]) ital., wörtlich: 1000 Blumen. Glasmosaik aus Querschnitten farbiger Glasstäbe.

[2]) Kunstschriftsteller Karl Schnaase.

Vor Allem meinen besten Dank für Ihr schönes Geschenk, Ihr Werk über die Domkirche, das schon seit 3 bis 4 Wochen in meinen Händen ist, und das ich jetzt ganz durchgelesen, resp. (soweit es die Grabmonumente betrifft,) durchgesehen habe. Sie wollen meine Meinung darüber wissen; sie ist durchaus eine günstige. Ich finde die *Einleitung* mit den darin vorgetragenen allgemeinen Ansichten und Bemerkungen über die preuß. Baukunst geistreich, richtig und interessant. Manches darin, obgleich ich die preuß. Bauten zu kennen glaube, war mir neue und dankenswerthe Mittheilung, die ganze, genaue Aufstellung der Abweichungen belehrend. Die ganze Haltung dieser Einleitung, namentlich die Art, mit welcher Sie fremde, abweichende Meinungen berühren, ist sehr gelungen. Sie haben eine Weise des Vortrags, die ich Ihnen ablernen möchte; Sie belehren, ohne zu dociren und widerlegen, ohne zu kontraventiren; bei mir tritt das schwerfälliger auf. — Ich bin eigentlich mit allem darin einverstanden, nur da, wo Sie des Vorgothischen in Beziehung auf preuß. Archit. erwähnen, hätte ich eine etwas nähere Bezeichnung des Verhältnisses gewünscht. Eine Aehnlichkeit ist da, hauptsächlich in der einfachen Haltung des Ganzen, auch in den runden Gewölben. Allein diese Aehnlichkeit entsteht, nach m. Meinung, mehr dadurch, daß diese preuß. Architektur auf die *Zukunft*, als daß sie auf die *Vergangenheit* hinweist. Daß die vorgothische Bauart „noch nicht vergessen war, als der Orden nach Preußen kam", würde nicht verhindert haben, daß der Styl sich hier zu demselben Reichthum wie am Rhein entwickelt hätte, wenn sonst die Bedingungen dazu vorhanden gewesen wären. Die Mittheilung, welche Gleiches in den verschiedenen Gegenden erzeugte, mußte besonders auch für den Orden groß sein. Diese einfachere, mehr auf den Zweck beschränkte Bauart bildete sich daher aus andern Gründen, welche Sie auch angaben, aber zerstreut. Nämlich daraus, daß man schneller baute, daß die Bauten nicht von verschiedenen „Städten" ꝛc., sondern von ein und derselben Ordensbehörde ausgingen, daß nicht besonders berufene Baumeister, sondern der Orden selbst, die Ritter mit bloßen Handarbeitern, die Arbeit vollbrachten. Dies weist aber auf die Zukunft hin; denn überall neigte man sich später, bei der Abnahme des reichen goth. Styls, zu ähnlichen Formen; überall wurden Kirchen

in einfachem Styl, häufig auch mit gleich hohen Schiffen, bald auch mit runden Gewölben gebaut. In den übrigen Ländern, wo dies sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts findet, schreiben wir es wohl dem Einwirken des ital. Styls zu; aber es entsteht eben sowohl von innen heraus. Finden wir doch auch viele Kirchen aus dem 14. Jahrh., die noch ganz deutsch sind, schon mit einer sich annähernden Einfachheit. — Sie werden mich verstehen, da diese Ansichten auch schon in meinem Buche durchblicken. — Bei einem anderen Punkte, der mir selbst nicht recht klar ist, hätte ich eine nähere technische Bestimmung gewünscht, bei den Gewölben S. 18. Wie in dem bekannten Buche von Ranisch für Danzig's freilich erst meist aus der 2. Hälfte des 15. Jahrh. herrührende Kirchengewölbe hervorgeht, hatte man häufiger Kreuzgewölbe, die aus dem Halbkreisbogen, als solche die aus dem Spitzbogen konstruirt sind. Allein, ob man auch wirkliche Tonnengewölbe brauchte? Sie führen 2 Beispiele an, S. 16 aus Marienburg; S. 18 aus Juditten. Bei Letzterer (ich bin nachlässig genug gewesen, die Kirche nie zu sehen), ist mir zweifelhaft a) ob es ein wirkliches Tonnengewölbe ist, was sich indessen oben vom Dache aus leicht ergeben muß, b) ob es alt ist. Ich erinnere mich, daß Sie mir die Kirche als eine sehr niedrige beschrieben. Sollte sie nicht ursprünglich ein solches gehabt haben, und erst spät das jetzige erhalten? Die künstliche »Wandlung« des Tonnengewölbes zu einem scheinbaren Kreuzgewölbe sieht gar zu sehr nach dem 16. Jahrh. aus. Bei Marienburg wäre das Tonnengewölbe weniger auffallend. In Schlössern, auf Gängen, möchte es sich auch sonst wohl manchmal finden. Das Auffallende der Gewölbe in den preuß. Kirchen scheint mir vielmehr, daß sie so sehr häufig als Sternengewölbe oder sonst reich verziert vorkommen, während am Rhein und im übrigen Deutschland und Frankreich die einfachen Kreuzgewölbe häufiger sind, und solche verzierten Gewölbe, wo man sie findet, höchstens dem 15. Jahrh. angehören. In Preußen scheinen sie schon früher vorgekommen zu sein. Ist der Grund davon ein technischer, liegt er darin, daß man häufig kreisrunde Wölbungen brauchte und diese leichter (?) scheinen lassen wollte, oder ist er ein aesthetischer, glaubte man bei der sonstigen Einfachheit des Gebäudes, bei dem Mangel der Oberlichter und den massigen Pfeilern eines

Schmuckes zu bedürfen? Ich muß gestehen, daß ich mich mehr zu der letzten Annahme hinneige, indessen müßte man darüber einen Techniker hören. — S. 14: Die Kreuzgestalt findet sich auch bei der Kirche in Pelplin, die freilich überhaupt viel mit den Danziger Kirchen gemein hat und deren Historisches mir unbekannt. Warum schreiben Sie aber der Danziger Pfarrkirche ein „Quadrat des Grundplanes" zu? Das ist in keiner Beziehung da. Die Länge ist ungefähr das Doppelte der Breite, und das Kreuzschiff ist zwischen beiden. (S. Ranisch.)[1]) Die Vergleichung mit der Sophienkirche scheint mir eine reine Fabel zu sein. Ueberhaupt kann ich bedeutende Abweichungen mit der Danziger Kirche nicht finden.

Dies über die Einleitung. Das Historische des Dombaues und das Beschreibende des Architektonischen ist durchaus nur mit Dank hinzunehmen, es ist durchweg sehr klar, auch ohne Hülfe der Kupfer verständlich. S. 70: Die häufig vorkommenden Zinnen scheinen mir mit zu den Eigenthümlichkeiten der preuß. Bauten zu gehören. Nur in England sind sie sonst häufig, in Deutschland äußerst selten, denn die durchbrochenen Gallerien, welche manchmal das Dach einfassen, in goth. Kirchen kann man nicht Zinnen nennen.

Besonders interessant werden Ihre Nachrichten, sobald sie die Zeit Markg. Albrechts erreichen. Von zwei Seiten betrachtet. Einmal als Beitrag zur Geschichte des Kunstbautriebs in diesen nordischen Gegenden überhaupt, dann aber auch in sittengeschichtlicher Beziehung. Hierher gehört theils die Correspondenz mit und über Jacob Link, theils aber auch die fast wunderlich verbreitete Neigung zum Besitz von Portraits bei Albrecht selbst, bei dem Könige von Polen, bei Albrechts Unterthanen. Die Bitten der Bürgersfrau S. 111 und die Antwort des Markgrafen sind fast unglaublich. Sollten damit wirkliche Gemälde gemeint sein, oder kann es sich nicht eher um einen Kupferstich, den der Fürst aber bloß verschenkte, handeln?

Die Geschichte des Monuments der Markgr. Dorothea und

---

[1]) Der vordere Theil des Langhauses bis zum Kreuzschiff ist Quadrat, wie ich eben auf dem Grundriß bei Ranisch messe.

S. 15, Note. Auch mehrere Danziger Kirchen haben die Nebenschiffe unter besonderen Dächern. Der Unterschied ist wesentlich, da das eine große Dach sonst (wie bei der Stephankirche in Wien) so ungeschickt wird.

überhaupt die Kunstpflege Markg. Albrechts, seine Verbindung mit Nürnberger und Wittenberger Künstlern, der Nachweis der wenigen einheimischen Maler des Königswieser und des Anton „Mohr“ sind sehr lehrreich, weil sie das Bestreben der Zeit auch in diesen, von den Mittelpunkten regeren Kunstbetriebes entfernten Gegenden anschaulich machen. Sie haben vollkommen Recht, daß nur durch so genaue provinzielle Forschungen die Kunstgeschichte im Großen basirt werden kann, und daß jene wiederum nur gedeihen, wenn sie nicht von einem bornirten Lokalpatriotismus, sondern von der Einsicht in — und mit Beziehung auf die Kunstperioden im Großen geleitet werden. Wenn dann die sonstige Kulturgeschichte, namentlich Sittengeschichte und Kirchengesch. der Kunstgesch. entgegenkommen, wird erst ein völlig begründetes Ganze entstehen.

S. 126 ist ein Druckfehler oder Lapsus pennae, wenn Sie in Note **) „von der Passion von J. de Ghein und Z. Dolendo, die Mander gestochen“ sprechen, während Mander der Erfinder und die andern die Stecher sind.

In den Beschreibungen der Denkmäler, die an sich freilich nur lokales Interesse haben, liegt manches Kunstgeschichtl. zerstreut. Außer manchem Detail der Anordnung, des Allegorischen in den Figuren und dergl., auch Künstlernachrichten. Gleich nach Albrecht scheint die Theilnahme Würdigung und dadurch die Leistung zu finden. Am Ende des 17. Jahrh. aber wieder etwas Besseres durch Berliner Bildhauer z. B. Doebel, S. 232.

Uebrigens sind Sie glücklich, daß Ihre Arbeit von so gelungenen und zweckmäßigen Zeichnungen begleitet ist. Besonders die beiden innern Ansichten sind sehr gut. — Wenn Sie nicht durch eine lokale Veranlassung an den Königsb. Dom gebunden gewesen wären, so könnte man es bedauern, daß nicht einem andern, schönern Gebäude unter den Preuß. Kirchen, namentlich der Danziger oder Pelpliner Kirche, solche Illustration zu Theil geworden. Schon dadurch, daß der K. Dom nicht, wie jene, die Beleuchtung durch hohe Fenster hat, und daß das Hauptschiff etwas höher ist als die Seitenschiffe, entsteht das unerfreuliche Dunkel, dessen Sie auch ein Mal gedenken, welche er mit der Stephanst. in Wien gemein hat.

In Summa also, ich halte Ihr Werk für eine wesentliche Bereicherung unserer Kunstgeschichtl. Litteratur. Ich hatte übrigens schon die Feder angesetzt, um eine Anzeige desselben für das Tübinger Kunstblatt aufzusetzen. Allein ich erwog, daß Sie eben mit der Beurtheilung meines Buches beschäftigt sind, und daß dies Gegenseitige einen unangenehmen Schein haben könnte. — Ueberdies bin ich auch augenblicklich mit einer andern Arbeit ziemlich dringend beschäftigt. Ich bin Ihnen nämlich ins Handwerk gefallen und halte (freilich nur in meinem Hause vor einem kleinen Kreise großentheils von Damen) Vorlesungen über die Gesch. d. bild. Kunst, und dies macht mir mehr Arbeit als ich glaubte. Denn obgleich ich nur ziemlich summarisch dabei verfahre, so findet sich doch in dieser Durcharbeitung des Stoffes in chronologischer Folge noch immer Manches, das ich früher weniger beachtet hatte und das Nachsuchungen nöthig macht.

Aus einem Ihrer Briefe sehe ich, daß Sie Reiffensteins Papiere gesammelt haben und dadurch eine Beziehung auf Italien erhalten. Ich bin begierig, was Sie daraus erbeuten werden, denn so a priori sollte man glauben, daß nicht viel mehr als Nachrichten über Winkelmanns Studien, allenfalls über Mengs, daraus resultiren. Aber freilich kann man das nicht vorher sehen, und auch für die Geschichte einzelner Bilder mögen sie wichtig sein.

Ihre Gedanken einer gemeinsamen Wirksamkeit für uns, allenfalls in Gesellschaft von Gerhard, ist schön; nur gegen die Form eines Kunstblattes und gegen die Vereinigung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen würde ich Einwendungen haben. Das Blättermessen ist mir zuwider, auch in Heften; ich liebe die retardirende Form des Buchs, für Schriftsteller und Leser. Ich trenne auch gern die sichere Betrachtung des Vergangenen, von der einer unsichern, durch manche subjective Gefühle und Hoffnungen bestimmten Schätzung des Gegenwärtigen. Dies ist m. Meinung nach mehr zu genießen, als zu besprechen. In der Einseitigkeit, an welcher vielleicht unsere Künstler leiden, sind auch wir befangen, und können daher nicht frei über sie urtheilen.

Recht sehr bedauere ich, daß Sie und die Ihrigen soviel gelitten haben! Hoffentlich ist jetzt Alles wohl. Leider habe auch ich

im vorigen Jahre die Erfahrung gemacht, wie sehr ländliches Leiden der Art die Kraft lähmt."

„Den 26. März.

Ich habe einige Tage gewartet, um Ihnen den Beschluß über Ihren Antrag wegen des Köhlerschen Bildes mittheilen zu können. Es ist noch nichts Definitives beschlossen, indessen — — — Mit rc.

gez. Schnaase."

Hagen veröffentlichte ferner:

1840: „Die Wunder der heiligen Katharina von Siena" und „Leonardo da Vinci in Mailand". (Künstler-Geschichten 3. u. 4. Bdchn.) Leipzig. Brockhaus.

1844: „Ueber Reiterstatuen in Bezug auf das in Königsberg zu setzende Denkmal Friedrich Wilhelms III."[1]) Königsberg. Voigt.

1847 „Ueber die Künstler A. Möller und J. Bering und ihre Arbeiten".

1849 „Ueber mittelalterliche Kunstvorstellungen".

1854 „Geschichte des Theaters in Preußen, vornehmlich der Bühnen in Königsberg und Danzig".

Dieses Werk erschien zuerst in den „neuen Preußischen Provinzialblättern".

Bevor dasselbe in den Buchhandel kam, erfuhr es nicht nur in deutschen, sondern auch in englischen Zeitschriften „rühmliche Erwähnung".

Bedeutende Männer der Wissenschaft haben dem Verfasser über dieses Buch anerkennende Worte ausgesprochen.

Der Geheimrath Johannes Schulze,[2]) der treue Mitarbeiter Altensteins, ein Gönner Hagens, schreibt ihm:

---

[1]) Hagen hielt im Mai und Juni 1841 im Lokal der deutschen Ressource dramatische Vorlesungen und führte den namhaften Ertrag an die Stadt-Hauptkasse ab, als freiwilligen Beitrag zu dem zu errichtenden Denkmal Friedrich Wilhelms III. Mit Wort und Schrift wirkte Hagen auf das Denkmal ein. Er setzte sich dieserhalb in Verbindung mit Kiß, zu dessen Hauptwerken das Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III. zählt. Hagen interessirte später seine Freunde und reichen Gönner auch für das Denkmal Kants; dafür zeugt ein Brief der Gräfin Dohna-Dönhoffstädt vom 22. Juni 1855 an Hagen.

[2]) Vortragender Rath und Direktor im Preuß. Kultusministerium, geb. 1786, gest. 1869.

„Empfangen Sie, theurer Freund, meinen herzlichsten Dank für die gütige Mittheilung Ihrer Geschichte des Theaters in Preußen, von welcher ich ungeachtet meiner gerade jetzt sehr beschränkten Muße genaue Kenntniß genommen habe; Ihre Arbeit war für mich ebenso belehrend als anziehend, und ich schlage das wissenschaftliche Verdienst derselben um so höher an, je größere Schwierigkeiten mit der Herbeischaffung des dazu erforderlichen zerstreuten Materials verbunden seyn mußten. Ich freue mich der von Ihnen eröffneten Aussicht auf eine neue Auflage Ihrer Norika.

Meinen Gruß an Freund Rosenkranz! Ihnen wünsche ich im Kreise der Ihrigen heitere Tage; vielleicht ist die Wirkung des Schlangenbades auf Ihre leidende Tochter günstiger als Sie erwarten.

In hochachtungsvoller Theilnahme

Ihr

treu ergebener Freund

Berlin, den 27./8. 54. Dr. J. Schulze."

Eduard Devrient,[1]) zu jener Zeit technischer Dirigent des Hoftheaters zu Karlsruhe und namhafter Schriftsteller, spricht sich in einem Brief, der auch sonst noch Interessantes hält, über des Verfassers Verdienst aus, eine so schwierige Arbeit im Interesse des theatralischen Kunstlebens unternommen zu haben:

„Karlsruhe, 24./9. 54.

Hochgeehrter Herr Professor!

So eben kommt mir Ihre freundliche Gabe zu Händen und ich säume keinen Augenblick Ihnen meinen Dank, warm wie Sie ihn erregt haben, auszusprechen. Daß Sie meiner gedacht haben und Ihre Sendung mich auf das Werk aufmerksam macht, dessen Erscheinen ich in dem Strudel meiner Arbeiten vermuthlich noch eine Weile übersehen hätte, fordert meinen ersten Dank; daß Sie aber die Arbeit überhaupt unternommen, daß Sie einen so reichen und schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß des theatralischen Kunstlebens hervorgerufen haben, das verdient einen besseren Dank, weil er nicht aus geschmeichelter Persönlichkeit hervorgeht.

---

[1]) Eduard Devrient, technischer Dirigent des Hoftheaters zu Karlsruhe, geb. 1801, gest. 1877.

Ich sehne mich nach einer Zeit der Muße, in der ich das Buch mehr genießen und für eine zweite Auflage meiner Kunstgeschichte aufmerksam benutzen könne.

Leider ist mir Zeit und Kraft für eine literarische Thätigkeit jetzt ganz abgeschnitten, das Werk, das ich mit der hiesigen Theaterdirektion unternommen, muß hinausgeführt werden, als eine thatsächliche Beweisführung für Alles, was ich von der Schauspielkunst bisher öffentlich behauptet habe, und das fordert den ganzen Menschen und eigentlich mehr als das. Ich muß nun meine Befriedigung darin suchen, daß ich ächten Freunden der dram. Kunst, wie Sie es sind, sagen kann: hier, im südlichen Winkel von Deutschland, gelingt es einmal wieder eine Bühne zu pflegen, die auf das wahre Lebensmoment der Dramatik gestellt ist, auf die Zusammenwirkung, auf den Sieg des Totals, nicht der einzelnen Persönlichkeit, auf die Achtung vor dem Gedichte und auf den Stolz: das Aechte der Dichtkunst und Musik der Nation lebendig zu erhalten.

Es gelingt, die einzelnen Talente unter diesen Grundsätzen zu einer ausnehmend raschen Entwickelung zu bringen und einen akademischen Ton unter die Kunstgenossenschaft, eine Begeisterung und Freude an der gemeinsamen Arbeit, deren man die Theatermitglieder mit so großem Unrecht für unfähig hält.

Machen Sie einmal eine Reise in unsere Gegend, geehrter Herr Professor, reisen Sie an Karlsruhe nicht vorüber und lassen Sie mich einige Zeit vorher wissen, wann Sie kommen, damit ich mir und meiner Genossenschaft die Freude machen kann, einem Kenner und Freunde der Kunst etwas Gutes zu zeigen. Das ist zur Zeit die einzige Gabe, die ich Ihnen für Ihr Geschenk bieten kann.

Nehmen Sie die Versicherung meiner innigen Hochachtung und Dankbarkeit.

ergebenst

Eduard Devrient."

Heinrich v. d. Hagen bittet ihn um das „wichtige Werk":

„Hochgeehrtester Herr College!

indem ich hiemit die Fortsetzung der Germania, rückwärts, folgen laße, füge ich die angelegentl: Bitte bei, mir doch, womöglich nochmals diejenigen Hefte der Provinz. Bl. zukommen zu laßen,

welche Ihre so reichhaltige Geschichte des Preuß. Theaters enthalten: ich möchte dieses wichtige Werk gerne selber in meiner Sammlung haben und stehe dagegen mit einem oder anderen meiner sieben Sachen gern zu Diensten.

Mit herzlicher Ergebenheit

ganz der Ihrige

Berlin, 8. Mai 1851. v. d. Hagen."

1857 erschien das Werk: „Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert".

Auch diesem Werk ist viele Anerkennung gezollt worden.

Es würde zu weit führen, die vielen dankbaren Anerkennungsschreiben von den verschiedensten Künstlern hier mitzutheilen. Eine umfassende Kritik befindet sich in der Ersten Beilage zu Nr. 292 der Berlinischen Nachrichten (Haude u. Spener) vom 13. Dez. 1857. Diese Kritik möge hier folgen:

„Die Deutsche Kunst in unserm Jahrhundert. Eine Reihe von Vorlesungen von Professor Dr. A. Hagen. 2 Theile. Berlin 1857. H. Schindler.

So viel über unsere vaterländische Kunst in den letzten Jahrzehnten Einzelnes, zum Theil Treffliches geschrieben worden ist, so gebührt doch der obengenannten Arbeit unstreitig das Verdienst, zuerst die ganze Fülle des Materials geordnet und in geistigem Zusammenhange aufgefaßt darzulegen. Herr Professor Hagen in Königsberg, dessen unermüdliche Thätigkeit auf dem Felde der Kunstlitteratur, ob sie als Kritik für die unwandelbaren Principien der Kunst, oder ob er selbstschöpferisch in seinen Künstlergeschichten auftrat, Verständniß und Theilnahme in den weitesten Kreisen des gebildeten Publikums seit einer Reihe von Jahren gefördert und angeregt, hat hier eine Anzahl von Vorlesungen, welche er im Winter 1855—56 vor einem größeren Zuhörerkreise in Königsberg über die Geschichte der deutschen Kunst in diesem Jahrhundert gehalten, zusammengestellt, sie durch Beischriften ergänzt, welche überall ergänzend eintreten, wo es in dem mündlichen Vortrage nöthig gewesen war, sich auf die Hauptrichtungen und ihre Repräsentanten zu beschränken und manche Zweige der Kunst, so Bedeutendes auch

darin geleistet sein mochte, ganz zu übergehen, und ihnen endlich einige bei verschiedenen Gelegenheiten gehaltenen Vorlesungen (über Goethe, Thorwaldsen, Cornelius, Rauch und Schwanthaler), die in gleicher Weise, wie jene, ergänzt sind, angeschlossen. Die Vorlesungen beginnen mit der Schilderung jener beiden Männer, Carstens und Gilly, die, obgleich durch keine bedeutenden Werke im Andenken der Nachwelt erhalten, dennoch unbestritten als die Vorkämpfer und Begründer der modernen deutschen Kunst gelten können, wie ja »im Reich der Geister eine Bewegung, wenn sie wohlthätig ist, fruchtbar nachwirkt, ob sie auch im Unscheinbaren zu verfallen droht. Das spätere Wirken schließt sich an früheres an und der Faden, der sich glänzend fortspinnt, ist meist zu einem wenig beachteten Ausgangspunkte zurückzuführen.«

Der Historiker hat diesen Dreien und namentlich Carstens, der »an der Grenze zweier Welten, dem Untergange geweiht« als Märtyrer, aber nicht vergeblich gelitten, die Ehre, welche ihnen gebührt, im vollsten Maße gegeben. »Carstens bringt«, so zeichnet er dessen Ideen und ihren Werth, »bringt bei dem Kunstwerk auf Individualität. Er giebt Individuen und ist bemüht, im Kreise der Vorstellung alle Erfindungen möglichst zu erschöpfen. Er verschmäht nicht den Contrast, aber durch ein weises Abwägen, durch ein einsichtsvolles Gegenüberstellen ist er im Stande, die Allheit zur Einheit zu verwandeln. . . . . . Das Schöne ist nicht die Harmonie, sondern vielmehr das Harmonie Stiftende, sie heischt im gleichen Maße Beruhigung. Die abgeschlossenste Ruhe bei unbegränzter Kraftäußerung ist das Vollkommene. Das Schöne, das sich sterblichen Blicken in der Natur offenbart, ist die Idee des Vollkommenen. Davon ist das Kunstschöne zu trennen, es ist die Idee des Vollendeten. Der Künstler kann nur einen engen Kreis beschreiben; aber sein Streben muß dahin gerichtet seyn, ihn vom Mittelpunkt aus vollständig zu schließen. Die Aufgabe ist um so besser gelöst, je mehr der Kreis als vollendet erscheint. Jedes Kunstwerk muß in seinem Werk ein Vollendetes darstellen, ein Vieles und doch ein Einiges, ein Endloses und doch Begrenztes, lauter Einzelnes und doch Allgemeines.« —

Die zweite Vorlesung geht zu den Bildhauern Dannecker, Gottfried Schadow, Thorwaldsen über; die folgenden behandeln die

romantische und katholische Richtung in der Kunst, und so werden in gesonderten Gruppirungen alle Phasen der Kunstgeschichte bis auf die neueste Zeit durchgegangen, während die letzten fünf Vorlesungen außerhalb dieses Kreises, die Männer, deren Betrachtung sie gewidmet sind, mehr nach der Seite der Persönlichkeit und in ihrem Sinn und Wirken auffassen, ohne freilich die Fäden zu verlieren, welche sie mit ihrer Gegenwart verknüpfen. Wenn man das außerordentlich reiche historische Material, welches der Verfasser theils in den Vorträgen auf das Durchdringendste sichten mußte, theils in den »Beischriften« anhäufte, überblickt, so wird man in den Entschuldigungen des Verfassers in Bezug auf die noch nicht erreichte Vollständigkeit nur die Bescheidenheit erkennen, die sich mit dem Geleisteten nie genügen läßt. — Der Reihe von Künstlern, die in den Vorlesungen noch als Lebende besprochen und in dem kurzen Zeitraume dahingeschieden sind, hat sich in den letzten Tagen auch Rauch hinzugesellt, dem der Verfasser in der sechszehnten Vorlesung ein Denkmal seines Lebens und Wirkens setzte und von dem er in Bezug auf sein Friedrichs-Denkmal sagt: »Rauch erfüllte, was viele Künstler seit funfzig Jahren im Geiste erwogen, indem er im Friedrichs-Denkmal, dem Unsterblichen im Besten, was sein Genius schuf, Unsterbliches hinstellte«. —"

1862 erschienen: „Max v. Schenkendorfs Gedichte. Mit einem Lebensabriß des Dichters und Erläuterungen", herausg. v. A. Hagen.

Das Verdienst, welches sich Hagen durch die Herausgabe der Gedichte des unvergeßlichen Max v. Schenkendorf erworben hat, ist vielfach hervorgehoben.

In der Coblenzer Zeitung Nr. 185 vom 10. August 1862 ist zu lesen:

„Literarisches. Max v. Schenkendorf's Gedichte mit einem Lebensabriß und Erläuterungen herausgegeben von Dr. A. Hagen, Professor an der Universität zu Königsberg. Stuttgart, Cotta'scher Verlag, 1862. Mit großer Freude begrüßen wir diese neue und schöne Ausgabe der herrlichen Gedichte des unvergeßlichen Max v. Schenkendorf; ist uns ja doch dieser Dichter geblieben ein herrliches Denkmal einer großen Zeit; glänzt doch sein Name neben denen seiner Zeit- und Kampfgenossen, eines Fichte, eines Frhrn. v. Stein, eines E. M. Arndt und eines Theod. Körner; ragt doch von allen Sängern jener Zeit kaum Einer in Tiefe der Empfindung, in Wahr-

heit des Gefühls an ihn hinan; war er doch der Herold einer vollen, frischen Begeisterung für Vaterland und Christenthum, und müssen seine Vaterlandslieder, die innigste Hingebung und den Geist edler Ritterlichkeit athmend, kraftvoll und zart zugleich, auch jetzt noch und zu allen Zeiten jeden Vaterlandsfreund erheben und begeistern, und ebenso seine tief religiösen, glaubensinnigen Lieder als reine Ausströmungen einer frommen, edlen, tapferen, treuen und liebevollen Gesinnung, voll hinreißender Innigkeit, als »ätherklarer Aushauch einer Gott geweihten Seele«, noch jetzt und in alle Zukunft viele tausend gläubige Herzen ergreifen, stärken und erquicken, wie denn auch viele seiner Gedichte schon längst Lieblingslieder des deutschen Volkes geworden sind. Ebenso wahr als schön lauten darum die der neuen, dritten Ausgabe vorangedruckten, an die regierende Königin von Preußen gerichteten Widmungsworte:

»Die süßen Lieder eines ewig jungen
Geweihten Sängers, der im heil'gen Krieg
Freiheit und Lieb' und Vaterland besungen
Und deutschen Muth und deutscher Treue Sieg;
Zu Königsberg erhob er sein Gefieder,
Zu Coblenz steht sein Grab und Bild am Rhein: —
Des frommen Sängers süße Heldenlieder
Laß, Königin, sie Dir gewidmet sein! —«

Groß ist daher das Verdienst, welches der durch seine Werke längst rühmlichst bekannte Professor Dr. Hagen in Königsberg durch die Herausgabe dieser neuen, ganz korrekten und auch noch um 18 Gedichte vermehrten Ausgabe sich um das deutsche Vaterland erworben hat; der als Einleitung in die Gedichte denselben vorangedruckte Lebensabriß des Dichters und die den einzelnen Gedichten beigefügten Erläuterungen erhöhen den großen Werth dieser Ausgabe noch bedeutend, und jeder Freund der Dichtkunst und des Vaterlandes muß dem Hrn. Herausgeber für diese Arbeit den wärmsten Dank darbringen. Gleich dankbare Anerkennung gebührt auch der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart, denn diese Buchhandlung hat eine schöne und billige Ausgabe geliefert. Schenkendorf's vaterlands- und gottbegeisterte Dichtungen sind mit seinem Leben auf das Innigste verwachsen, ja sie sind dessen »unverweltliche Blüthe,« weßwegen schon oft der Wunsch entstand, außer dem, was

der treffliche, den Gedichten in der neuen Ausgabe als Einleitung vorangedruckte Lebensabriß des Dichters enthält, noch Ausführlicheres von seinem Leben, Denken, Wirken und Dichten zu erfahren, zumal die Zeit seines Lebens, obgleich kurz, doch überaus reich war an großen Ereignissen und großen Männern, die auf sie einwirkten. Diesem gerechten Wunsche hat nun Professor Hagen in gediegener Art entsprochen; sein Manuskript, von welchem dem Einsender dieses auf die liberalste und dankenswertheste Weise Einsicht gestattet wurde, enthält reichhaltige, höchst interessante Nachrichten über Schenkendorf's Familie, Jugend und Ausbildung, über sein Zusammenwirken mit den Helden und großen Männern jener herrlichen Zeit in und nach den Freiheitskriegen bis zu seinem viel zu frühen Tod; diese Nachrichten tragen außerordentlich viel zum rechten Verständniß seiner Dichtungen bei, und es ist daher dringend zu wünschen, daß diese ausführlichere Lebensbeschreibung unseres Schenkendorf's recht bald erscheinen möge."

Die hier dringend gewünschte Lebensbeschreibung „unseres Schenkendorf's" erschien bereits im nächsten Jahr unter dem Titel:

„Max v. Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten. Unter Mittheilungen aus seinem schriftstellerischen Nachlaß dargestellt." Berlin 1863. v. Decker.

Der Verfasser beschenkte mit diesem Buch Verwandte und Freunde des von ihm gefeierten Dichters; es war ihm dabei der Geheimrath v. Olfers,[1]) General-Direktor der Berliner Museen, mit dem er in fortwährender Korrespondenz stand, behülflich.

Vielen Dank erntete er dafür, dem edlen Dichter, dem ritterlichen Mann, ein bleibendes Denkmal gesetzt zu haben. Die zahlreichen Dankschreiben haben ihm große Freude bereitet.

Herr v. Olfers hatte es übernommen, Seiner Majestät dem Könige ein Exemplar zu überreichen. Die Mittheilung, daß der König bei der freundlichen Entgegennahme des Buches Sich des Vaters Hagens, Karl Gottfried Hagen, erinnert habe, erfüllte ihn mit kindlicher Freude.

Wenn seines Vaters in ehrender Weise gedacht wurde, so verklärte sich das Gesicht des greisen Sohnes. Seine treuen Augen leuchteten

---

[1]) Ignaz v. Olfers, geb. 1826, gest. 1872.

alsdann in Liebe und Ehrfurcht, wie bei dem frommen Kinde, das im dankbaren Gebet zum Himmel schaut.

Der Brief von Olfers lautet:

„Berlin, 21. Mai 1863.

Die Exemplare der Schenkendorfschen Lebensbeschreibung, verehrter Freund, sind alle besorgt. Das für Seine Majestät den König bestimmte habe ich ihm selbst übergeben; er nahm es sehr freundlich auf und erinnerte sich dabei Ihres verstorbenen Vaters. Das Exemplar der Königin Auguste habe ich an Dr. Brandis geschickt, aber noch keine Antwort, sie wird Ihnen wohl, so wie der übrigen Dank zugehen. Daß die Zusendung der Königin Wittwe Freude gemacht, weiß ich aus ihrem eigenen Munde. An Auerswald schickte ich das Buch mit meiner Karte, er war aber wohl schon abgereist nach Carlsbad oder Teplitz.

.... Die beste Recension Ihrer Arbeit ist wohl, daß General Gröben mir selber empfiehlt, das Buch zu lesen."

Herr von Olfers spricht dann über verschiedene Bilder und gedenkt des Herrn Professor Trossin, den Hagen so gerne besuchte, mit Folgendem:

„Trossin hat den Herzog Ferdinand von Braunschweig für die Werke Friedrich des Großen gestochen, sollte er auch mit dem Herzog v. Braunschweig-Oels beschäftigt sein und ihn bald zum Abdruck bringen, so nehme ich ihn gern, wenn ihm damit ein Gefallen geschieht, in die Ausstellung auf, welche zu Anfang Juni beginnt.

Wie immer

Ganz der Ihrige

Olfers."

Das Dankschreiben des Geheimraths Johannes Schulze[1]) bringt gleichzeitig noch einige schätzenswerthe Beiträge zu Schenkendorfs Leben:

„Nachdem ich Ihre Schrift über Max von Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten gelesen und wieder gelesen habe, eile ich Ihnen, mein theurer Freund, für deren gütige Mittheilung meinen herzlichsten Dank darzubringen.

Meine Bekanntschaft mit Schenkendorf und mein näheres freundschaftliches Verhältniß zu ihm und seiner edlen Gattin beschränkt sich auf seine beiden letzten Lebensjahre; durch das würdige Denkmal, welches

---

[1]) Vortragender Rath und Direktor im Preuß. Kultusministerium.

Sie in Ihrer Schrift dem Todten gesetzt haben, bin ich über seine Jugend- und Universitätszeit sowie über die bedeutungsvollen, seinem Aufenthalt in Coblenz vorangegangenen Ereignisse seines Lebens vollständig unterrichtet worden und Sie mögen hieraus auf die lebhafte Theilnahme schließen, mit welcher ich den dreizehn ersten Abschnitten Ihrer trefflichen Schrift gefolgt bin und zugleich die Innigkeit des Dankes ermessen, welchen ich Ihnen für das dadurch gewonnene richtige und bessere Verständniß seiner Gedichte schulde. Ueber seinen Eintritt in die Regierung in Coblenz, seine dortige Wirksamkeit und seine amtlichen und sonstigen Verhältnisse finde ich alles Wesentliche von Ihnen mit liebevoller Sorgfalt dargelegt. Der Aufenthalt unseres damaligen Kronprinzen, welchem er zum Abschied am 5. August 1817 das schöne Gedicht Seite 399—401 nachsandte, hätte vielleicht noch einer besonderen Erwähnung verdient, weil der Kronprinz, so viel ich mich erinnere, unseren Schenkendorf sowie auch den gemeinschaftlichen Freund Görres einer vorzüglichen Aufmerksamkeit würdigte. — Der Schulrath Friedrich Lange hat nicht eine Zeit lang als Gefangener unter den Franzosen gelebt, wohl aber ward er in Prag zugleich mit Justus Gruner, wenn ich nicht irre, von der österreichischen Regierung gefangen gehalten. Mit dem Obersten von Clausewitz stand Schenkendorf in Coblenz im besten Vernehmen; der Oberst Rühle von Lilienstern war ihm gewiß von Frankfurt her näher befreundet, hat aber in den Jahren 1816 und 1817 Coblenz nicht besucht.

Die Dogmatik von Schwarz, deren Sie gedenken, hat mir Schenkendorf mit seiner eigenhändigen Zueignung als ein ihm besonders lieb gewordenes Buch verehrt und ich bewahre dasselbe als ein theures Vermächtniß eines geliebten Freundes, mit welchem ich die zwei glücklichsten Jahre meines Lebens zurückgelegt habe. Von allen Denen, welche in jenem Kreise mir besonders theuer waren und auch später mir liebe Freunde geblieben sind, ist keiner noch am Leben und so blicke ich nicht ohne tiefe Wehmuth auf jene Zeit zurück, deren Freuden und Leiden Sie in wohlthuender Weise mir wieder vergegenwärtigt haben.

Leben Sie wohl und gönnen Sie ein freundliches Andenken

Ihrem treu ergebenen

Dr. J. Schulze

Berlin, 8. April 1863. Kupfergraben Nr. 6."

Ein Brief seines Freundes Argelander[1]) spricht nicht nur über das Buch, sondern zeichnet den Verfasser desselben wahrheitsgetreu:

„Bonn, 5. Mai 1863.

Nicht an Deinem Festtage, den 12. April, sondern mehrere Tage darnach, hatte ich die überraschende Freude Dein neues Werk zu erhalten, bester H., und nachdem ich es nicht cursorisch, wie gleich beim Empfange, sondern nunmehr statarisch durchgelesen, säume ich nicht länger, Dir den herzlichsten Dank für Deine Gabe auszusprechen. Aber nicht nur meinen Dank, sondern auch meine lebhafte Anerkennung Deines auf die Ausarbeitung dieser literarischen Arbeit verwendeten Bienenfleißes. Die Aufgabe, der Vorwurf, das Thema lohnte sich indessen auch eines solchen; denn es galt dem Ehrendenkmale eines der edelsten Deutschen Männer. Ich beklage nicht, daß Arndt dieses Buch nicht erlebte, denn er ahnte nichts von der mittelalterlichen Romantik des Lehrverhältnisses; aber ich bedaure, daß der hochselige König, der unter der Dornenkrone hinübergeschlummerte Königliche Ehrenmann, sich des Buches nicht erfreuen konnte. Ich bin fest überzeugt, daß zahlreiche Leser ihre Hand dankbar in die des Verfassers legen werden. —

Täglich neige ich mehr und mehr zu einer Schweigsamkeit, wie in den pensylvanischen Strafanstalten sie der Zwang auferlegt. Aber wenn ich solch ein Werk gelesen, muß ich gleich der Memnons-Säule, die von den Strahlen der Sonne beschienen, einen hellen Ton anstimmen.

In unserem Zeitalter der Agiotage erfreut mich jede Erinnerung an einen Sohn des Apollon, des Zeussohnes und Präsidenten des Musenchores, der nichts weiß von österreichischem Lloyd und der preußischen Seehandlung, nichts kennt vom Staatspapier- und Actienhandel und feuerfesten Kisten für metallische Dämonen. Nicht durch Kautschuk und Gutta Percha, sondern nur leicht durch einen von der Schulter herabhängenden Mantel[2]) bedeckt, hält er in der Hand keine Couponscheere, sondern einen Bogen und Pfeil, oder im Arm keine Copiermaschine, sondern eine Lyra. Ihm bleibt heilig der Lorbeer; er lebt

[1]) Astronom in Bonn.

[2]) bezieht sich auf die leichte Kleidung, die Hagen trug. Erst in den letzten Lebensjahren trug er in dem nordischen Klima bei starker Kälte einen leichten Pelz und Gummischuhe.

hoch auf dem Parnassos und ist niemals damit beschäftigt, einen Drachen mit Werthpapieren zu bekleben, um sie steigen zu machen. Er athmet in jener geistig berauschenden Atmosphäre, und erfüllt von der Gottheit, bezaubert er die Menge.

Grüße die Deinigen und sei selbst auf das Theilnahmvollste gegrüßt von Deinem unwandelbaren Argelander."

Ferner erschien: 1869 „Acht Jahre aus dem Leben Michael Angelo Bonarrotis, nach Berichten von Georg Vasari." Berlin, Guttentag.

1879 „Eduard der Dritte", Trauerspiel, auf welches noch weiter unten zurückgekommen werden soll.

Außer den hier genannten Büchern veröffentlichte Hagen größere und kleinere Aufsätze über Kunst:

„Ueber Gypsabgüsse nach Antiken",
„Ueber Gemäldeausstellungen in Königsberg, Danzig, Stettin und Breslau",
„Ueber Kunst- und Gewerbeausstellungen in Königsberg"

und vieles Andere.

Besonders verdient machte er sich durch die Herausgabe der neuen Preußischen Provinzialblätter Königsbergs, die er von 1846 bis 1851 in Gemeinschaft mit Dr. Meckelburg, von 1852 bis 1857 allein herausgab und auch noch später, als X. v. Hasenkamp die Herausgabe übernahm, sie mit Aufsätzen versorgte.

Verschiedene Vorträge, die er im Laufe der Jahre gehalten hatte, wurden in Zeitschriften veröffentlicht.

Ein im Jahre 1868 über Zacharias Werner gehaltener Vortrag scheint erst 1875 gedruckt zu sein, wenigstens wird ihm vom Grafen Gröben[1]) erst in diesem Jahre gedankt.

Es folgen hier zwei Briefe des letzteren, nicht allein um nachzuweisen, mit welcher Anerkennung auch von anderen wie Gelehrtenkreisen Hagens Geistesprodukte aufgenommen sind, sondern auch, um gleichzeitig einen der edelsten Söhne Ostpreußens in Erinnerung zu bringen: den braven General, der bereits bei Preußisch-Eylau mit großer Auszeichnung gekämpft hat, jenen tapferen Soldaten, welcher

[1]) Karl Graf v. der Gröben, geb. 1788 zu Schrengen in Ostpreußen, gest. 1876.

unter Napoleon nicht fechten wollte, aber als die Zeit gekommen war, gegen den Korsen aufzustehen, alle seine andern Verpflichtungen löste, um wieder in die Armee seines Vaterlandes zu treten. Als 26jähriger Rittmeister focht Gröben bei Leipzig und ein Jahr später bereits als Stabsoffizier bei Ligny und Waterloo. 1849 kämpfte er unter unserem großen Kaiser in Baden und beschloß seine militärische Laufbahn im Jahr 1858 als kommandirender General des Gardekorps.

Friedrich Wilhelm IV. hatte bereits als Kronprinz in dem geistreichen Grafen Gröben den Mann erkannt, der neben seinem militärischen Beruf sich auch für Kunst und Wissenschaft interessirte, erwählte ihn 1829 zu seinem persönlichen Adjutanten und ernannte ihn 1843 zum Generaladjutanten.

Graf v. der Gröben schreibt an Hagen:

„Neudörfchen bei Marienwerder, am 18. Januar 1875.

Ew. Wohlgeboren wollen einem in das 87. Lebensjahr schreitenden Greise einen Dank dafür gestatten, daß Sie Ihren am 18. November 1868 gehaltenen Vortrag über Zacharias Werner in der Altpreußischen Monatsschrift haben abdrucken lassen.

Ohne Z. Werner persönlich oder in seinem oft sehr verfehlten Leben je gekannt zu haben, so hat Derselbe doch namentlich durch seine Söhne des Thals und selbst noch durch seine Weihe der Kraft (abgesehen von der sehr verfehlten Persönlichkeit von Catharina von Bora und den ihr beigesellten phantastisch mystischen Gestalten von Unschuld und Kunst) einen entscheidenden Einfluß auf mein inneres Leben gehabt und darum freue ich mich, daß Sie dadurch einem lieblosen Urtheil über eine solche Gabe und einem unverkennbaren edlen Streben nach dem Höchsten, auch aus tiefstem Fall, eine Gränze gesteckt haben.

Sie haben ein zweischneidiges Schwert geführt und endigen mit seinen Predigten als katholischer Geistlicher in Wien, von denen mir ein sehr hochgestellter Preußischer Staatsmann und evangelischer Christ sagte:

»Wenn ich 1814 am Sonntag aus dem unerquicklichen Congresse mich erholen wollte, so ging ich nicht zu einem dort zur Zeit trocknen evangelischen, geschweige zu einem der vielen schwülstigen, unlauteren

katholischen Geistlichen, sondern zu Zacharias Werner, der sich reuig als Sünder bekannte und bei dessen Verkündigung kein Herz und kein Auge trocken blieb.

Wenn Sie Sich meiner noch erinnern, so wollen Sie diese unbedeutenden Zeilen freundlich aufnehmen von

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenstem Diener

Karl Graf von der Gröben,

Neudörfchen.

General der Kavallerie."

„Neudörfchen, am 26. Januar 1875.

Ew. Wohlgeboren haben mich durch Ihre gütige Erwiederung und ihre Beilagen ungemein erfreut! Empfangen Sie meinen wärmsten Dank dafür.

Bei Ihrem Herrn Vater hörte ich 1805 einen unvergeßlichen Vortrag über Chemie und der Sohn bewährt den gründlichen Forscher und Kenner auf andern Gebieten der Wissenschaft und Kunst und beehrt mich durch ihre Mittheilung! —

Als ich Ihren vortrefflichen Vortrag über Z. Werner in der Monatsschrift gelesen, schrieb ich sofort an meine Buchhandlung in Berlin mit dem Ersuchen, mir 1. die Kaiserin Kunigunde zu senden, die er unter der Ägide von Frau v. Staël-Holstein, einer großen Menschen-Kennerin und meiner nachsichtigen Gönnerin geschrieben, 2. die Mutter der Maccabäer, die er geschrieben, als er bereits katholischer Geistlicher geworden war, kurz vor seinem Ende. Aus Beiden hoffte ich einen Einblick in sein Inneres zu thun, das mir bei Jedem, besonders aber bei Denen wichtig erscheint, die auf mein eignes Innere von Bedeutung geworden.

Anstatt dessen schickt man mir: Atila und Wanda, die ich beide nicht gelesen, mit dem Bemerken »die gewünschten seyen längst vergriffen« und zwar in derselben Stunde, wo ich Ew. Wohlgeboren th. Schreiben empfange. Da ich keinen Zufall kenne, indem ich mich in der Hand Dessen bekenne »der die Haare auf dem Haupt gezählt«, so stürze ich mich sofort auf Atila und finde darin bestätigt, was Sie über diese Tragödie Seite 21 sagen und was ich

vor und nach der Schlacht von Pr. Eylau und in Tilsit im Gefolge von Napoleon (wohin ich als 18jähriger Jüngling auf acht Tage kommandirt war) geahnt und empfunden habe.

Trifft das Geschichtliche, auf das Z. Werner seinen Atila gründet, auch nicht buchstäblich zusammen, so hat er doch einiges Wesentliche geschickt hervorgehoben, sodaß der fanatische Atila von Seite 33 bis 48 ab in seinem Gerichts-Amt wirklich als der erscheint, der von seiner Mitzeit als eine gerechte Geißel Gottes verstanden und ihm z. T. mit Begeisterung gefolgt werden konnte. Nur Leo der Große scheint mir etwas schwächer gezeichnet.

Da die Zeitungen voll waren von der Hermanns-Schlacht, so habe ich H. v. Kleists Original mit Grausen nachgelesen und darin nur trugvolle Rache und nicht eine ganz edle Gestalt gefunden; wie anders in Z. Werners Dichtungen, soweit ich sie kenne!

Wenn Sie, wie sehr wünschenswerth, sein Leben ausführlich schreiben, das Sie bereits mit wenigen Zügen charakteristisch gezeichnet haben und seine weniger oder garnicht gekannten Gedichte und Schriften mittheilen, so kann ich nur wünschen, daß Sie von denselben nur das Beste darin aufnehmen. Bei meiner hohen Verehrung für Goethe hat es mir stets leid gethan, daß jede, oft unbedeutende Aeußerung von ihm gedruckt worden ist. Daß auch der Begabteste seine schwachen Stunden hat, wissen wir ohnedies! — Doch Sie verstehen zu sondern, und ich bitte mir diesen unwillkührlich ausgesprochenen Wunsch zu vergeben!

Mit wahrer und in dankbarer Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

sehr ergebener

Karl Graf v. d. Gröben."

„— — — Es liegt auf der Hand", heißt es in einem Aufsatz[1]) über die wissenschaftliche Bedeutung Hagens, „daß, da beinahe jede dieser Leistungen sich an einen anderen Kreis wandte, Hagens Name nur für die Wenigen Klang und Bedeutung hatte, welche über das

[1]) August Hagen. „Illustrirte Zeitung" (Leipzig. J. J. Weber). Nr. 1915, 13. März 1880.

engste Gebiet ihrer Fachinteressen hinaus an der Gesammtentwickelung eines ernsten und tüchtigen Schriftstellers Antheil nehmen. Aber eine so vielseitige und in jedem Einzelfall so vortreffliche und achtbare Leistungskraft trägt auch andererseits wieder die Bürgschaft in sich, daß man an Hagens Thätigkeit bei den verschiedensten Anlässen und noch nach langer Zeit zurückdenken wird."

In einem anderen Aufsatz[1]) über August Hagen liest man, nachdem seine Werke über Kunst mit großer Anerkennung besprochen sind: „Alle diese Werke (über Kunst) zeichnen sich durch dieselben Vorzüge aus, wie die »Norika«, und werden ohne Zweifel stets mit großem Genusse gelesen werden.

Doch blieb Hagens poetische Produktivität nicht auf dieses eine Genre beschränkt. Schon das ungemein eingehende Studium, welches die Geschichte des Königsberger Theaters erforderte, läßt darauf schließen, daß der Autor eine ganz besondere Vorliebe für das Drama besitzt. In der That sind seine Arbeiten auf diesem Gebiet zahlreich, obwohl nur ein Lustspiel von ihm das Licht der Lampen erblickte, das in Königsberg zur Aufführung kam, während ein Trauerspiel: »Der Oberst und der Matrose« 1842 in Franks »Taschenbuch dramatischer Originalien« erschien. Außerdem hat Hagen fast ununterbrochen und bis in sein hohes Alter hinein eine lange Reihe von Stücken gedichtet, die indeß alle Manuskript geblieben sind und die er nur in kleinen Kreisen zur Vorlesung gebracht hat. Und doch war sein Hoffen und Streben stets auf die Bühne gerichtet. »Mein Wunsch, daß ein Stück von mir auf die Bretter komme, belebt wie den Jüngling, so noch den Greis!« schreibt der Einundachtzigjährige. Was nun seine Bearbeitung »Eduards des Dritten« betrifft, so hält sie sich an die Tieck'sche Uebersetzung, hat aber das Original bedeutend erweitert und einheitlicher gestaltet. Für die Aufführung in dieser neuen Bearbeitung haben sich verschiedene Stimmen ausgesprochen; aber, wie man weiß, sind die heutigen Bühnenleiter so ziemlich urtheilslos, und die rohesten Fabrikanten behaupten das Feld. Dennoch wollen wir das Stück in der ihm von Hagen gegebenen Gestalt den Theater-Direktionen nochmals angelegentlichst empfehlen.

---

[1]) August Hagen, „Kulturkämpfer". Heft 4 vom 15. Februar 1880.

August Hagen, der erst in den letzten Jahren seine Vorlesungen vor Studirenden wie vor dem Publikum eingestellt hat, gehört der Königsberger Universität noch durch das Kupferstich-Kabinet an, das er noch immer beaufsichtigt. Ihn zeichnen ebenso Gelehrsamkeit und feinsinnige Bildung wie echte Bescheidenheit, Sanftmuth und Wohlwollen aus. In seinem steten Dichten und Schaffen liegt etwas ungemein Rührendes und Erhebendes. Es läßt uns hoffen, daß die Verwilderung unserer Literatur und unseres Theaters nicht ewig währen wird.

Mögen dem liebenswürdigen Greise noch viele Tage voll Arbeit und Genuß beschieden sein."

Es ist nur zu wahr, was der Verfasser dieses Aufsatzes im „Kulturkämpfer"[1]) über Hagens Vorliebe für das Drama ausspricht.

Der fast unerfüllt gebliebene Wunsch, seine Geisteskinder auf der Bühne zu sehen, hat ihm manche herbe Stunde bereitet.

Keine Mühe, kein Opfer scheute er, um seine Tragödien[2]) auf die Bretter zu bringen.

Röstell, der ihm ein sehr treuer Freund gewesen sein muß und dazu beitragen wollte, des Dichters glühenden Wunsch in Erfüllung

---

[1]) Den Aufsatz kann Hagen nicht mehr gelesen haben. Der Aufsatz wurde nach seinem Tode unter anderen Drucksachen uneröffnet vorgefunden. Derselbe erschien drei Tage vor dem Ableben Hagens.

[2]) Eine Kritik über Eduard den Dritten, O. S. S. unterzeichnet, lautet (Dresdener Zeitung 1879): Neuerdings hat Professor August Hagen in Königsberg Eduard den Dritten, den Tieck 1836, vom Grafen Wolf von Baudissin übersetzt, erscheinen ließ, frei bearbeitet und bühnengemäß eingerichtet.*) Als Gründe, weshalb er die Tragödie für ein echtes Werk Shakespeares ansieht, führt er die außerordentliche Volksbeliebtheit des Königs und den großartig gefaßten Charakter der Gräfin von Salisbury an. Er sagt selbst, daß der Dichter das Stück zum Theil skizzenhaft behandelt habe, und daß Eduard der Dritte aus dem Gebrauch kam und vergessen wurde, „da andere in regelmäßiger Vollendung geschriebene Stücke sich überwiegender Gunst zu erfreuen hatten." Aber Eduard und die Gräfin sind mit so ergreifender Kraft ausgeführt, die dramatische Handlung zwischen ihnen entwickelt sich so interessant und an Vorgängen wird dem Zuschauer so ungemein viel geboten, daß Theater-Directionen sich wohl die Frage vorlegen dürften, ob sie nicht gut thäten, das Drama in der neuen Bearbeitung auf die Bühne zu bringen.

*) Eduard der Dritte. Trauerspiel in fünf Aufzügen von William Shakespeare. Nach der Uebersetzung von Ludwig Tieck frei bearbeitet von August Hagen. Leipzig 1879. F. A. Brockhaus.

zu bringen, hatte Devrient gebeten, einige Stücke Hagens zu begutachten.

Hagen schreibt darüber unter dem 24. Oktober 1839 aus Berlin an seine Frau:

„— — — Gestern bekam ich einen Besuch von Devrient, der meine Stücke nicht geeignet zur Aufführung findet und gerade Punkte angreift, in denen ich das Richtige getroffen zu haben meinte. Vielleicht daß er, vielleicht daß ich irre. Gewiß ist es, daß wenn mich noch eine Erscheinung der jetzigen theatralischen Welt mit ihr versöhnen kann, er es ist. Sein Streben ist in jeder Art ein gediegenes; wenn es viele Schauspieler wie ihn gäbe, so ließe sich auf eine bessere Zeit rechnen."

Wahrscheinlich von Röstell, oder auch von einem anderen seiner Freunde, war er Spontini[1]) empfohlen, der 1839 eine neue Oper schreiben wollte, zu welcher Hagen eventuell den Text dichten sollte.

Er schreibt über die Begegnung mit Spontini in demselben Briefe an seine Frau:

„— — — Den gran maëstro Spontini fand ich sehr aimable, wohl weil er mich mit v. d. Hagen[2]) verwechselt hat, wie mir das immer und immer begegnet.

Er verschwieg mir nicht die Schwierigkeit der Aufgabe, heut zu Tage für das Publikum etwas Passendes zu erfinden. Dreizehn Dichter in Paris hätten ihm nichts Erträgliches liefern können.

Die neue Oper, die er komponiren will, sollte nicht heroisch, nicht romantisch, sondern phantastisch sein, mit vielem Spektakel, weil, wie er sagte, die Leute von heute keinen Burgunder mehr vertragen können, auch keinen Champagner, sondern nur Schnaps begehren.

Er konnte mir gar nicht sagen — selbst nicht in den schwächsten Außenlinien — wie er sich eine annehmbare Dichtung zu der Oper wünsche. — — — —

Du siehst, meine geliebte Molly, aus dem Erzählten, daß ich mit meinen theatralischen Angelegenheiten wieder vollkommen gescheitert bin.

---

1) Gasparo Spontini, 1820—42 Generalmusikdirektor in Berlin, geb. 1774, gest. 1851.

2) Professor Heinrich v. der Hagen.

Das ist für mich ein bitterer Schmerz und in die Erinnerung des Schönen, welches ich auf meiner Reise genossen, wird es sich nachbitternd einmischen.

Mit dem Theater ist's vorbei! »Große Häuser, große Leere«."

In denselben Tagen kommt er noch einmal auf die Theaterangelegenheit zu sprechen:

„Mit dem Theater, die Einsicht habe ich leider erhalten, ist es nichts. Meine Freunde trösten mich und sagen: Um da zum Ziel zu kommen, müsse ich Kanäle befahren, die meiner unwürdig seien.

Wie traurig, nicht seine Kräfte dahin wenden zu dürfen, wo der Beruf sie gewaltig hinzieht! — — Grüße und küsse meine lieben Kinder, theuere Molly, über ihre Zeilen habe ich mich herzlich gefreut, stündlich denke ich an Euch — — —"

Durch Theaterintendanten und andere maßgebende Persönlichkeiten der Theater hat Hagen viele Enttäuschungen erfahren — ob mit Recht oder Unrecht, soll nicht zu entscheiden versucht werden.

In seinen jüngeren Jahren hat er jedenfalls gehofft und geglaubt, als Poet einmal mehr Anerkennung zu finden, wie er sie erlebt hat. Goethes günstige Beurtheilung seines Erstlingswerkes „Olfrid und Lisena" wird dazu viel beigetragen haben.

Im Jahr 1871 schreibt er an seine Tochter Elise,[1]) der er gern sein Herz ausschüttete: „Längst bin ich von dem Wahn, ein Poet zu sein, geheilt."

Dennoch war eine seiner letzten Arbeiten ein Trauerspiel: das schon vorher erwähnte Stück „Eduard der Dritte". 1879.

Als der Greis dieses von ihm mit vieler Liebe bearbeitete Trauerspiel nach Leipzig zu Brockhaus abgeschickt hatte, befand sich sein ältester Sohn bei ihm auf Urlaub und war Zeuge, mit welcher Inbrunst der hochbetagte Herr seiner Schöpfung Erfolg wünschte.

„Körperlich schwach ist unser geliebter Vater, und man könnte ihm wohl einen sanften Tod bald wünschen — aber ihn erfrischen und sein Leben verlängern würde es, wenn »Eduard der Dritte« auf die Bretter käme," so sprach sich der ältere zu seinem jüngeren Bruder aus, als

---

[1]) Geheimräthin Martins, geb. Hagen.

er vom alten Vater, den er nur noch als Leiche wiedersehen sollte, heimkehrte.

Nicht weniger Kummer als die Theaterintendanten dem Dichter, haben manche Verlagsbuchhändler dem Kunstschriftsteller bereitet.

Selbst als er sich schon durch die „Norika" bekannt gemacht hatte, erhielt er, wie schon früher angedeutet, von den Buchhändlern Abweisungen über Abweisungen.

Manuskripte gingen ab und kamen oft ungelesen zurück und machten weitere Hin- und Rückreisen.

Manche salzige Zähre mag auf ein so weit gereistes Buch, das stets mit der größten Sorgfalt durch seine Abschreiber kopirt und von ihm durchkorrigirt war, gefallen sein.

Die Frucht des Studiums eines halben Lebens und jahrelanger, redlicher Arbeit am Schreibtisch, von der er gehofft hatte, daß sie ihren Samen fruchtbringend weiter streuen würde, wurde rücksichtslos, wie eine taube Blüthe, zertreten.

Um so schmerzlicher fühlte er dieses, weil er den Verlegern es meist gänzlich überließ, die geschäftlichen Bedingungen nach ihrem Gefallen zu regeln.

„Verdüstert" war dann seine Seele. Wie gebrochen saß er in seinem Stuhl vor dem Schreibtisch in dem großen Bibliothekzimmer, dessen Wände vom Fußboden bis zur Decke mit Büchern und Folianten bestellt waren.

Da war es denn seine herrliche Frau, die ihn liebkosend tröstete und ihn bat, auf das Urtheil von Menschen, die doch nur vielfach ihrem geschäftlichen Interesse nachgingen, nicht zu hören. „Sieh, wie herrlich die liebe Sonne durch Dein Fenster scheint, sie wird auch Dein redliches Streben einst mit ihren goldenen Strahlen beleuchten, höre unten unsere lieben Kinder herumtollen und vergiß im Denken an sie und mich Deinen Kummer."

Scheinbar ordnete sie dann geschäftig den Schreibtisch, um das Schmerzenskind, das zurückgeschickte Manuskript, unter anderen Büchern verschwinden zu lassen.

Die langen schwarzen Locken, eine damals moderne Frisur, wie man sie heute nur noch auf den Damenportraits jener Zeit sieht, strich sie von den vor Aufregung gerötheten Wangen in nervöser Hast häufig

zurück und schaute mit namenlosem Herzensweh auf den bekümmerten, geliebten Mann.

Sie trat an ihn heran, schob seine Tour zurecht, die er schon als jüngerer Mann nicht wegen Haarmangels, sondern um den Kopf vor Erkältung zu schützen, trug, und bat ihn, einen Spaziergang zu unternehmen.

Wußte sie doch, daß „ihr Hagen" in Gottes freier Natur am schnellsten sein inneres Gleichgewicht wiederfand.

Ein schwerer Seufzer, ein liebevoller Blick, ein warmer Händedruck, und er ging weit hinaus, meist seinen Lieblingsgang nach Aweiden und über Ponarth zurück.

Mit frischem, frohem Muth kam er heim und schaffte freudig weiter.

Die Mißerfolge, welche den für Kunst und Poesie begeisterten Kämpfer trafen, konnten ihn wohl beugen, aber nicht brechen.

Wenn man die alten vergilbten Briefe der Verlagsbuchhändler durchblättert, in welchen sich gänzliche Ablehnungen befinden, während in anderen ihm einige Bücher aus dem Geschäft als Honorar angeboten werden, so kann man den Mann nur bewundern, der trotz dieser Demüthigungen immer wieder frisch ans Werk ging.

Wie bescheiden er in seinen Ansprüchen war zu einer Zeit, als er sich bereits einen Namen als Kunstschriftsteller erworben hatte, ersieht man aus einem Brief, der den Verlag der Künstlernovellen betrifft.

Man wolle ihm, schreibt er ganz zufrieden, 24 Druckseiten mit sechs Thaler honoriren, außerdem sei ihm gestattet, aus der Handlung Bücher im Werthe von 50 Thaler zu entnehmen.

„Höchst erfreulich ist es mir, mit einem Buchhändler in Verbindung getreten zu sein, der am ersten das Einsehen gewinnen möchte, daß meine schriftstellerischen Leistungen auch ein buchhändlerisches Interesse gewinnen könnten."

Ein Vorwurf gegen die Theater-Intendanten wegen Abweisung seiner Dramen sollte nicht erhoben werden; denn selbst seine Freunde haben ihm oft, bei aller Anerkennung des Stoffes, eine Umwandlung der Stücke empfohlen, um sie bühnengerechter zu machen.

Mit Fug und Recht kann aber wohl behauptet werden, daß die Verleger, welche seine kunstgeschichtlichen Werke ablehnten, diese nicht richtig beurtheilt haben.

Der Beweis scheint in der Erfahrung zu liegen, daß jene Bücher neu aufgelegt und in fremde Sprachen übersetzt sind und auch jetzt noch, viele Dezennien nach ihrem Erscheinen, gelesen und vielfach benutzt werden.

In der Gedächtnißschrift[1]) Karl Gottfried Hagens ist über ein Werk desselben gesagt:

„Ihre Werke folgen ihnen nach! kann man zur Ehre vieler Bücher sagen und auch zur Ehre des Lehrbuchs der Apothekerkunst."

Dasselbe kann man von verschiedenen Büchern August Hagens sagen!

Um mit den Produktionen Hagens schließen zu können, müssen noch die vielen Gedichte und Lieder erwähnt werden, die von ihm, größtentheils auf Wunsch, zu offiziellen Festen Königsbergs gedichtet wurden:

So mußte er zu den Geburtstagen der Allerhöchsten Herrschaften, für Jubiläen, Stiftungsfeste und dergleichen das Festgedicht machen, und er that es gerne.

Eins dieser vielen Gedichte mag hier Aufnahme finden:

Zur

Guttenbergs-Feier

in

Königsberg

am 5ten Dezember 1840.

Mel. Vom hoh'n Olymp

Das Faustrecht galt, des Schreckens Burgen sprachen
Der Ordnung Hohn, da macht uns frei
Das schwarze Pulver und die Burgen brachen,
Das Land heilt' es von Barbarei:
Leuchtend bekämpfte mit künstlicher Macht
Schwarz, der Erfinder, die schwarze Nacht.

---

1) Der Medizinalrath Hagen. Königsberg 1849.

Doch trieb fortan Roms Babel seine Scherze
Mit Seelenkauf und Höllenspuk.
Es werde Licht! hieß es und Druckerschwärze
Erlöst' uns da von Geistesdruck:
Guttenberg lebe! Als theuersten Hort
Gab er den Irrenden Gottes Wort.

Das ernste Schwarz siegpranget, das mit Klarheit
Aus dunklem Schooß das Licht gebiert.
Das Schwarz auf Weiß sei Zeuge stets der Wahrheit,
Von Furcht und Arglist unberührt. —
Freiheit des Denkens, ihr schallet der Preis,
Preußen bewähre dein Schwarz und Weiß.

A. Hagen.

Im Festsaale gesetzt und gedruckt.

Unterschrift der bei dem Abdruck gegenwärtig gewesenen Buchdrucker-Prinzipale

George Friedrich Hartung, Königl. Hofbuchdrucker u. Stadtrath. Georg Greis. A. Schultz. E. J. Dalkowski. Fr. Thewing.
J. M. Kosbach.

Faktore der Hofbuchdruckerei
Lehmann.
E. L. Heller. Teubert, Setzer.
F. Jarchow, A. Bloecklein } Drucker

Spohr[1]) hat eins seiner Gedichte, „Frühlingsgedanken", gewürdigt, in Musik zu setzen. Komposition und Gedicht sollen sehr ansprechend sein. Bemerkt sei hierbei, daß Hagen zwar gern Musik hörte, aber nicht musikalisch war.

Wenn Feste in der Familie gefeiert wurden, so bat man „Onkel August", dieselben durch ein Festgedicht zu verherrlichen. Bei seiner stets liebenswürdigen Gefälligkeit unterbrach er — manchmal etwas seufzend — seine Arbeit und schrieb, brevi manu, das verlangte Gedicht auf den erhaltenen Brief, kopirte es und gab es dem Boten oft gleich mit.

In den ersten Tagen des Januar 1863, als er gerade mit der Biographie Schenkendorfs beschäftigt war, schrieb seine Schwester Johanne Bessel:[2])

---

[1]) Ludwig Spohr, Komponist, geb. 1784, gest. 1859.
[2]) Wittwe des Astronomen Bessel.

„Lieber August, Sonntag ist Elisens[1]) Geburtstag, ich will ihr einen Hut schenken, sie soll unter mehreren Hüten die Wahl haben, mache doch dazu ein launiges Gedicht, nicht zu lang, aber recht hübsch.“

Auch dieses Gedicht ist, um hier ein Beispiel anzuführen, auf die Rückseite des Briefes ohne jede Korrektur geschrieben. Ein paar Reime aus dem ziemlich langen Gedicht lauten:

Auf der Hut zu sein, thut noth
Daß der Hut auch paßt,
Nicht die Windsbraut, wenn sie droht
Neidisch ihn erfaßt.

Seiner Molly widmete er zu jedem Geburtstage ein Gedicht, und Alle, die ihm lieb und theuer waren, besang er zu deren Festtagen.

Der Braut seines jüngsten Sohnes schickte er zum Geburtstage ein Geschenk mit folgendem Gedicht:

„Ueberflüssige Einlage“
„Seiner geliebten Tochter Ella Gerlach.“

„Soldatenleben ein flüchtiges Leben,
Das liebt kein stilles Weben und Streben,
Der Häuslichkeit fehlt der rechte Besitz:
Oft ist's wie der Blitz
Der jach in den Herd durch den Schornstein fährt,
Eh' der Mittag ward dem Verlangen bescheert.
Doch eins ist tröstlich: Kamerad!
Das reimt wie nichts Anders sich auf Soldat.

Das Kommando heiße: Süd oder Nord!
Du — ziehst mir nicht fort.

Königsberg, 21. März 1857. A. Hagen.“

In dem Geburtstagsbrief an die Braut ist, wohl erläuternd, hinzugefügt: „Magst Du mit dem »Soldaten«[2]) auch ziehen nach West nach Ost, nach Süd oder Nord, aus meinem Herzen ziehst Du nimmer fort.“

---

1) Frau Konsul Elise Lorck, geb. Bessel.

2) Heinrich Hagen, Sekond-Lieutenant und Adjutant im ersten Inf. Regt.

Er besaß eine überraschende Fertigkeit im Reimen. In jedem seiner Gedichte liegt ein tiefer Gedanke, und es ist zu bedauern, daß sie nicht gesammelt sind.

Hagen hat der Kunst nicht nur durch seine Schriften über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus, sondern auch durch Hervorrufung verschiedener Vereine und Kunstanstalten genutzt. Unter eifrigster Mitwirkung bei deren Gründung hat er seiner Vaterstadt die Kunst zugeführt, ihr dort bleibende Stätten bereitet und auch dazu beigetragen, sie weit über die Grenzen der Provinz zu fördern.

Noch bevor er zum ordentlichen Professor ernannt wurde, ging er bereits mit der Absicht um, dahin zu wirken, daß die Provinzial-Kunstschule[1]) zu einer Lehranstalt zur Ausbildung von Künstlern erhoben werde.

Die Provinzial-Kunstschule war bis dahin hauptsächlich eine Zeichenschule, in welcher Handwerker und Gewerbetreibende durch den alten Maler Knorre[2]) Unterricht erhielten.

Hagen gehörte zum Vorstand[3]) der Schule und widmete ihr sein lebhaftes Interesse.

Um sich mit den Einrichtungen höherer Kunstschulen bekannt zu machen, unternahm er im Sommer des Jahres 1830 eine größere Reise.

Er hielt sich längere Zeit in München und Düsseldorf auf.

Die Reise ging bis Paris. Er legte dieselbe in Gemeinschaft mit seiner Frau, seinem Freunde Gustav Jachmann[4]) und dem Fräulein v. Brandt[5]) zurück. Die Gesellschaft fuhr im eigenen Wagen mit Extrapostpferden. In Städten der Kunst, wo Hagen sich länger aufzuhalten hatte, trennte er sich von den andern drei Reisegefährten und

---

[1]) Die Provinzial-Kunst- und Gewerbeschule wurde unter Friedrich Wilhelm II. zur Hebung des Handwerks und des Gewerbes gestiftet.

[2]) Professor Andr. Knorre, gest. 1841.

[3]) Regierungsrath Bartisius und Stadtrath Hensche gehörten ferner dem Vorstande an.

[4]) Geheimer Regierungsrath in Königsberg.

[5]) spätere Frau Ludovika v. Gostkowski auf Dulzen in Ostpreußen.

vereinigte sich später mit ihnen in Paris, wo ein langer Aufenthalt genommen wurde.

Er hätte es vorgezogen, anstatt nach Frankreich nach Italien zu gehen; aber seiner Frau zu Liebe, die ein großes Tendre für die Franzosen hatte,[1]) verschob er die Reise nach Italien auf eine spätere Zeit.

Die Kunstakademie und Gemäldegalerie in Düsseldorf hatte er am eingehendsten studirt, und diese schwebten ihm als Muster für Königsberg vor, als er die Hand später kräftig ans Werk legte.

Am 10. Dezember 1830 wurde er ordentlicher Professor der Aesthetik und Kunstgeschichte und erhielt die Aufsicht über die Königlichen Kunstsammlungen.

Diese Sammlungen zu beaufsichtigen, die sehr gering gewesen sein müssen, machte ihm weder Arbeit noch Schwierigkeiten, sie aber zu wirklichen Kunstsammlungen zu erheben, dafür setzte er seine ganze Kraft ein. Die wenigen Kupferstiche, welche er vorfand, waren nach einigen Jahren bereits zu einer Sammlung angewachsen.

Ueber ein halbes Jahrhundert hat er gesammelt. Aus eigenen Mitteln ist so mancher Stich von ihm beschafft.

Noch in den letzten Lebensjahren nannte er die Königliche Kupferstichsammlung sein Schoßkind.

Als im Jahre 1862 das neue Universitätsgebäude bezogen wurde, auf dem die Büste seines Vaters unter denen der berühmtesten Gelehrten Königsbergs[2]) prangt, erhielt er für die Sammlung daselbst eine Stube angewiesen.

Als Pfleger des Kunstsinns der Königsberger traf er die Einrichtung, das Kupferstichkabinet an jedem Montag dem Publikum zu öffnen. Stets war er zugegen, zeigte und erklärte. Noch in seinen letzten Tagen sah man ihn die schweren Mappen heben und öffnen und das Publikum auf die Schönheiten der Stiche aufmerksam machen. Jede Frage beantwortete er mit einer Liebenswürdigkeit, die wohl noch

---

[1]) Ein französischer Arzt, der 1807 bei der Mutter der Molly Hagen, geb. Oestreich, in Braunsberg im Quartier lag, hatte dem kranken Kinde das Leben gerettet.

[2]) Hamann, Herder, Kraus, Hagen, Burdach, Lachmann, Lobeck, Kant, v. Hippel, Herbart, Bessel, Jakobi.

vielen Bewohnern Königsbergs und der Provinz in angenehmer Erinnerung sein dürfte.

Nur litt er es nicht, daß ein Beschauer einem Kupferstich mit den Fingern zu nahe kam. Keine andere Hand als die seinige durfte seine zärtlich geliebten Schoßkinder berühren.

Nach unsäglichen Anstrengungen und jahrelangen Bemühungen gelang es Hagen im Jahre 1832, den „Königsberger Kunstverein" ins Leben zu rufen.

Schon bald, nachdem Hagen außerordentlicher Professor geworden war (1825), berieth er mit dem kunstsinnigen Assessor Karl Schnaase,[1]) dem späteren Kunstgelehrten, die Gründung eines Kunstvereins. Beide Kunstfreunde gaben sich die redlichste Mühe, die Königsberger für einen solchen Verein zu interessiren, fanden aber sehr geringes Entgegenkommen. Nur die beiden Freunde Hagens, Hensche und Bartisius, ferner der Stadtrath Degen und der Kaufmann Friedmann, sagten ihre Unterstützung zu.

Die Versetzung des Assessors Schnaase von Königsberg bedauerte Hagen ungemein, er glaubte seine größte Stütze verloren zu haben. Dem war aber nicht so, denn wäre Schnaase nicht im Jahre 1829 nach Düsseldorf gekommen, würde der Kunstverein wahrscheinlich nicht so bald zu Stande gekommen sein.

Schnaase trat mit dem Direktor der Düsseldorfer Akademie, Friedrich Wilhelm Schadow,[2]) in ein näheres Freundschaftsverhältniß, und diesem hatte Hagen es zu verdanken, daß schon die ersten von ihm veranstalteten Kunstausstellungen mit Werken berühmter Meister glänzen konnten.

Aus Freundschaft für Hagen hatte nämlich Schnaase den Direktor Schadow gebeten und davon zu überzeugen verstanden, die Kunstbestrebungen des jungen Kunstprofessors in Königsberg zu unterstützen. Hagen erhielt infolgedessen von Schadow die bestimmte Zusicherung, er werde, falls in Königsberg eine Gemäldeausstellung zu Stande käme, dieselbe mit guten Werken beschicken.

---

[1]) Karl Schnaase war 1826 Assessor in Königsberg.

[2]) Seit 1826 Direktor der Akademie. Begründer der neuen Düsseldorfer Malerschule.

Die meisten Königsberger wollten aber weder von einer Kunst-, noch von einer Gewerbeausstellung vorerst etwas wissen. „Dergleichen würde sich in Königsberg nicht bezahlt machen."

Hagens Kunstgefühl wurde zwar durch solche Entgegnung hart verletzt, aber sie konnte ihn nicht entmuthigen. Er glaubte bestimmt, daß seine Mitbürger sich zu einer anderen Ansicht bekehren müßten, wenn sie nur erst überhaupt einmal eine Gemäldeausstellung mit den Werken berühmter Meister gesehen haben würden.

Hagen arbeitete rüstig weiter. Er wandte sich zunächst an verschiedene Besitzer von guten Gemälden mit der Bitte, sie ihm eventuell für eine Kunstausstellung anzuvertrauen.

Großes Entgegenkommen fand er bei dem Stadtrath Degen und bei der Gräfin Dohna, geb. Gräfin Dönhoff auf Dönhoffstädt. Diese geistreiche, kunstsinnige Dame, mit der er in fortwährendem Briefwechsel stand, versprach nicht allein, aus ihrer Sammlung Gemälde zur Verfügung zu stellen, sondern erbot sich auch, in ihren Kreisen für die geplante Ausstellung zu wirken.

Im Jahre 1830 konnte Hagen mit voller Sicherheit auf eine genügende Anzahl von guten Gemälden rechnen. Es fehlte aber an Mitteln, dieselben nach Königsberg kommen zu lassen.

Die Cholera hatte im Jahre 1831 in Königsberg gewüthet. Die Noth der Hinterbliebenen war groß. Die Stadträthe sannen auf Mittel, den Nothleidenden zu helfen.

Diese Gelegenheit benutzte Hagen, um seinen lange gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Er bestimmte den Stadtrath Degen, eine Wohlthätigkeitsausstellung in Vorschlag zu bringen. Die Stadt sollte nur für ein geeignetes Lokal zu sorgen haben, während er im Verein mit seinen Gönnern und Freunden für Herbeiführung von Gemälden und Kunstgegenständen sorgen wollte.

Der Vorschlag fand Annahme. In der Altstadt wurden ausreichende Lokalitäten[1]) für die Ausstellung angewiesen. Gleichzeitig ging an alle wohlhabenden Königsberger die Aufforderung, Gemälde und Kunstgegenstände aller Art leihweise herzugeben.

---

[1]) Hökergasse in der Altstadt.

Hagen wurde von dem kunstsinnigen Herrn Busolt, dem Stadtrath Degen und den reichen Kaufleuten Friedmann und Schindelmeisser auf das Kräftigste unterstützt. Diese Herren lieferten nicht allein, was sie selbst an Kunstsachen besaßen — Stadtrath Degen stellte seine ganze nicht unbedeutende Gemäldesammlung zur Verfügung —, sondern sie wußten auch zahlreiche bekannte Familien zur Hergabe von Gemälden und Kunstgegenständen zu bewegen; es waren die Familien Tamnau, Richter, Lorck, Bessel, Simson und andere mit ihren Gemälden ꝛc. vertreten.

So kam denn endlich die erste Kunstausstellung[1]) in Königsberg zu Stande. Ein nicht unbedeutender Ertrag konnte der Stadt für die Nothleidenden überwiesen werden.

Der Anfang, den Kunstsinn der Königsberger zu beleben, war gemacht.

Bald nach dieser ersten Ausstellung (1832) konstituirte sich der Kunstverein. Als Vorstand traten an die Spitze desselben der Stadtrath H. Degen, der Kaufmann L. M. Friedmann und A. Hagen.

Der Verein nannte sich „Kunst- und Gewerbeverein“. Außer Hagen haben sich die beiden anderen Vorstandsmitglieder um denselben große Verdienste erworben, die von Hagen, dem eigentlichen Gründer des Vereins auch stets mit größter Dankbarkeit hervorgehoben sind.

Das Bestreben des Vereins war, der Anregung Hagens gemäß, dahin gerichtet, für die Stadt eine Gemäldegalerie zu gründen. Stadtrath Degen ging mit gutem Beispiel voran und schenkte der Stadt einige kostbare Gemälde aus seiner Sammlung.

Die Räume in der Altstadt reichten für die Ausstellungen, welche der Kunstverein in den nächsten Jahren veranstaltete, nicht mehr aus. Es fanden daher mehrere Jahre hindurch die Gemäldeausstellungen im

---

[1]) Aus den hinterlassenen Papieren Hagens ist nicht zu ersehen, ob auf der Wohlthätigkeitsausstellung die von Schadow zur Verfügung gestellten Gemälde der Düsseldorfer Akademie ausgestellt worden sind. Dem scheint aber so gewesen zu sein, denn auf eine bezügliche Anfrage schreibt Herr Archivrath Philippi unter dem 7. März 1897: „Ohne Hagens Freundschaft mit Schnaase in Düsseldorf wären die beiden ersten Kunstausstellungen (1831 und 1832) unmöglich gewesen, da es Schadow sonst nicht eingefallen wäre, die berühmten Werke von Lessing, Sohn, Schröder u. s. w. nach Königsberg zu schicken. — — — — Moritz Friedmann war Hagens Hauptgehilfe, was die Geschäftsseite anbelangte.“ — — — —

Musiksaal des Theaters statt. Das Licht war hier mangelhaft. Es gab nur einen geeigneten Saal in Königsberg, den Moskowitersaal über der Schloßkirche.

Der Oberpräsident von Schön wirkte im Jahre 1841, auf Veranlassung Hagens, dem Kunstverein die Erlaubniß aus, diesen Königlichen Saal, in dem bisher nur große Hoffeste gefeiert waren, zu den Ausstellungen benutzen zu dürfen.

Hier gab es Raum und Licht.

Das war eine Freude für Hagen, in dem mächtigen Saal die Gemälde zu placiren; hier konnte man sie erst genießen!

Immer war er während der Ausstellungen dort beschäftigt, erklärte den Besuchern die Bilder und sprach über deren Meister. Das Interesse für Kunst hat er auf dem Moskowiter Saal bei Vielen geweckt.

Bilder lebender Meister wurden für die Galerie angekauft. In den ersten Jahren freilich sehr spärlich, da die Mittel fehlten. Auf der ersten Ausstellung des Kunstvereins konnte nur ein Bild gekauft werden, und das machte dem Vorstande schon große Kopfschmerzen; denn es sollte etwas über 100 Thaler kosten.

Man darf nun nicht glauben, daß der Kunstverein in den ersten Jahren seines Bestehens über eine genügende Anzahl von Mitgliedern zu verfügen hatte. Aus den Korrespondenzen Hagens ist vielmehr ersichtlich, welche Mühe er sich noch im Jahre 1836 geben mußte, um durch das Werben neuer Mitglieder den Verein lebenskräftig zu erhalten und zu stärken, — und von welch geringem Erfolg seine Bemühungen begleitet waren.

Der nachstehende Brief der Gräfin Dohna-Dönhoff ist in dieser Beziehung recht bezeichnend.

„Dönhoffstädt, den 17. Februar 1836.

Mit tiefem Mitgefühl, lieber Herr Professor, habe ich das ganz zerlumpte, viel gereiste Cirkulair gelesen, das dem Kunstverein Mitglieder schaffen sollte, und damit es nicht ganz unnütz gereist ist, schrieb ich die Namen meiner Schwestern hinein. Die Hoffnung, Sie im Sommer hier zu sehen, gehört zu meinen erfreulichsten Aussichten, und recht inständig bitte ich Sie, diesen Plan nicht allzu fern hinauszuschieben. Außer dem geistigen Genuß würde es mir Freude machen,

Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin Dönhoffstädt im Frühlingsschmuck zu zeigen. Im May und Fliederschmuck gewährt es einen herzerfreuenden Anblick, und damit die Freude und der Genuß Ihres Besuches nicht bloß auf mich zurückfällt, wünsche ich, daß der ganze Zauber des Frühlings sich vor Ihnen entfalten möge."

Aus dem Schluß dieses Schreibens erkennt man die große Liebenswürdigkeit der bedeutenden Frau, die bis an ihr Lebensende Hagen in seinen Bestrebungen unterstützte. Er hat ihr stets ein dankbares Gedächtniß bewahrt. Die Gräfin ist auch als Schriftstellerin aufgetreten; denn in ihren Briefen bittet sie um die Korrektur einiger Aufsätze und frägt an, ob dieselben sich für das Kunstblatt eignen würden, vermeidet aber, sich als Verfasserin zu bekennen.

Später stellte sie ihre Gemäldesammlung „ihrem lieben Kunstverein" ganz zur Disposition. Sie bittet nur, ihren Bildern, da sie viel Licht gebrauchen, einen besseren Platz als auf der Berliner Kunstausstellung zu geben, wo sie schlecht placirt waren, „doch würde ich nicht zugeben, daß der Kunstverein allein die Kosten des Transports trüge, sondern ich will sie zur Hälfte tragen." — — —

Hagen bereiste die Kunstausstellungen anderer Städte und wirkte dort für gemeinsame Interessen, so daß mit geringeren Kosten bessere Ausstellungen, wenn auch nicht, wie in den ersten Jahren, jährlich zu Stande kamen. Während der Kunstverein zuerst jährlich eine Ausstellung veranstaltete, fanden dieselben später nur alle zwei Jahre, aber dafür in sehr vergrößertem Maße statt.

Ebenso erfolgreich, doch mit ähnlichen Mühen, rief Hagen im Lauf der Jahre durch seinen Einfluß auf Stadt und Staat das Stadtmuseum[1]) mit der Gemäldesammlung, den Gypsabgüssen nach Antiken und die Alterthumsgesellschaft „Prussia" ins Leben.

Bereits im Jahre 1836 beschäftigte er sich lebhaft mit dem Plan, für eine Kunsthalle in Königsberg zu wirken, um dort sämmtlichen Kunstschätzen einen würdigen Platz einräumen zu können. Dieselben waren in verschiedenen und dem Publikum wenig zugänglichen Lokalen untergebracht. Die für die Galerie geschenkten und gekauften Bilder

---

[1]) Die Kunsthalle wurde in Königsberg Stadtmuseum genannt.

befanden sich in dem Saal der Altstadt auch wenig günstig placirt. Es fehlte an Raum und Licht.

Hagen hatte als Hüter der Kunstsammlungen die Pflicht, für geeignete Unterbringung zu sorgen und dem Kurator der Universität, dem Oberpräsidenten,[1]) Vorschläge zu unterbreiten. Dieser wünschte selbst Hagens Bestrebungen unterstützen zu können und mag auch Versuche in Berlin gemacht haben; — aber es geschah nichts.

Seine Privatkorrespondenzen mit einflußreichen Persönlichkeiten in Berlin führten auch zu keinem Resultat.

Zur Pflege der Kunst in Königsberg war kein Geld vorhanden.

Hagen wollte das nicht glauben, er fuhr selbst nach Berlin, erbat sich eine Audienz bei seinem hohen Gönner, dem Minister v. Altenstein und hielt diesem einen Vortrag über die mangelhaften Einrichtungen in Königsberg. Die Kunst könne ohne Räume für die Sammlungen und ohne eine höhere Schule für Künstler dort nie zur Blüthe gelangen.

Der Minister sah krank und verstimmt aus. Während die Excellenz ihn sonst immer in wohlwollendster Weise empfangen hatte, wurde er dieses Mal schroff abgefertigt.

Er schreibt darüber aus Berlin am 13. Oktober 1836 an seine Frau: „Altenstein hat mir viel Kränkendes gesagt, er scheint mich gar nicht verstanden zu haben, und ich konnte ihn nicht verstehen. Er sagte mir, daß ich meine Vorschläge in Form von Klagen und Beschwerden vorbringe und ihm Vorwürfe mache — ich habe aber nichts geäußert, was ihn zum lindesten Unwillen hätte erregen können, — — — ich hielt es für ein Bedürfniß, mein Herz dem alten Nicolovius[2]) auszuschütten — — —."

Nach der unglücklichen Audienz erlebte er in Berlin trotz seiner Mißstimmung eine große Freude.

Namhafte Künstler in Berlin lobten die Königsberger Kunstausstellung mit dem Bemerken, daß diese zweimal besser als die Dresdener sei (1836). Er fuhr nach Dresden und fand das Urtheil bestätigt.

---

[1]) v. Schön.

[2]) Staatsrath Nicolovius in Berlin.

Nur um drei Portraits von Vogel,[1]) darunter Ludwig Tieck auf dem Lehnstuhl, beneidete er die Ausstellung.

Enttäuscht, aber nicht muthlos, jedoch mit der Sorge, Altensteins Wohlwollen für immer verscherzt zu haben, kehrte er von seinem längeren Aufenthalt in Berlin nach Königsberg zurück.

Dennoch ist nicht zu verkennen, daß ihn die schroffe Abweisung Altensteins bekümmert haben muß. Er schreibt den 7. März 1837, daß ihn sein Wirkungskreis an der Universität und in einer Stadt, die in Betreff der Kunst so stiefmütterlich behandelt werde, nicht befriedigen könne.

Die Mißstimmung beseitigte ein Brief vom Kultusminister im Sommer 1837:

„Für die Beschreibung der diesjährigen Gemälde-Ausstellung in Königsberg, Danzig, Stettin und Breslau bin ich Ihnen sehr erkenntlich.

Ihr verdienstliches Bemühen durch begründete erklärende Beurtheilungen der ausgestellten Kunstgegenstände das Verständniß derselben zu befördern, wird den erwünschten Erfolg und die allgemeine und dankende Anerkennung gewiß zur Folge haben.

Mit Vergnügen benutze ich diese Veranlassung Ew. Wohlgeboren die Versicherung der Ihnen gewidmeten vorzüglichen Hochachtung zu erneuern.

Berlin, den 19. Juni 1837. Altenstein.

Der Brief machte ihm Hoffnung, sich an seinem Lebensabend sagen zu können, „nicht umsonst gelebt zu haben“ — und er wirkte unermüdlich weiter für Galerie und Akademie.

Durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 10. März 1838 wurde der Bau einer vom Oberpräsidenten v. Schön beantragten Kunsthalle[2]) zur

---

[1]) Vogel von Vogelstein.

[2]) Der Jägerhof in der Königsstraße wurde 1838 abgetragen und an seiner Stelle das dreistöckige königliche Museum mit Seitenhallen erbaut. Hagen schreibt: „Dort sollte eine Stelle für die Kunst errichtet werden und diese, wie es schon der äußere Anschein lehrt, nicht mehr auf demüthige Weise gegen das Wissen zurückstehen. Eine Sammlung Gypsabgüsse, die Götter Griechenlands, die so lange in einem Thurm eingesperrt waren, zogen 1843 in die lichten Hallen ein. In dem

Aufnahme der Gemälde und der anderen Kunstsammlungen der Stadt und Universität genehmigt.

Der Bau währte mehr als drei Jahre.

Der Gemäldegalerie waren einige sechzig Bilder aus Berlin überwiesen. —

Eins der vielen Samenkörner, die Hagen gestreut hatte, war hier auf günstigen Boden gefallen. Kräftig sproßte die Pflanze hervor und kam zur Blüthe, als in demselben Gebäude eine höhere Kunstschule eine bleibende Stätte fand, aus der namhafte Künstler hervorgegangen sind.

In einem Lebensbilde des „Kunsthagen" dürfen die Namen dieser Männer, deren Lehrer er von 1845 bis zum Herbst 1878 gewesen ist, deren Fortschritte er wie die seiner eigenen Kinder verfolgte, in deren Gesellschaft ihm sein Herz aufging, nicht fehlen:

Die Maler Friedrich Kraus, Nikutowski, Rudolf Gratz, Karl Scherres, Emil Neide, Otto Brausewetter, Johannes Heydeck, Hugo Knorr, Hermann Penner, Julius Siemering, Otto Rabe, Julius Monien, Waldemar Philippi, Fritz Daigling, Georg Knorr, Julius Kleinmichel, Max Rentel, Herpel, Wentscher, Wilhelm Räuber, Louis Corinth und Gustav Naujok.

Die namhaftesten Kupferstecher, für die er sich besonders interessirte und mit deren Lehrer, dem Professor Robert Trossin, er im freundschaftlichsten Umgange stand, sind unter Anderen: Hermann Römer, Gustav Eilers, Rudolph Mauer, sein langjähriger Assistent bei der Universitäts-Kunstsammlung, und der Radirer Wilhelm Rohr.

Zu seinen Lieblingsschülern und Freunden gehörte auch der berühmt gewordene Bildhauer Rudolf Siemering,[1]) der ihm 1855 ein in Stein gehauenes Reliefbild, das beste Portrait, welches von Hagen existirt, verehrte.

Nach dem Tode Hagens wurde dieses Kunstwerk der Alterthumsgesellschaft von seinen Erben zum Andenken an den Gründer der Gesellschaft übergeben.

Hauptgebäude im obersten Geschoß wurden die Bilder des Stadtmuseums aufgestellt, das mittlere Geschoß wurde der Provinzial-Kunstschule und das Erdgeschoß der Gewerbeschule überwiesen." (N. Pr. Prov. Blätter: Band I, Heft 1.)

[1]) Rudolf Siemering, geb. 1835.

Im freundlichsten, kollegialischen und freundschaftlichen Verhältniß stand er auch mit den Lehrern der Akademie.

Nächst Trossin war ihm der viel kränkliche Landschaftsmaler Professor Berendsen[1]) lieb und theuer, nicht weniger der Professor Gemmel[2]), dessen Lehrthätigkeit über Perspektive und Architekturmalerei in sein Fach schlug. Ein besonderer Liebling von ihm war der spätere Professor Neide.

Viele andere Künstler mag er noch in sein Künstlerherz geschlossen haben, die hier nicht genannt sind.

Bis es aber zu dieser Blüthe der Kunst in Königsberg kam, oder vielmehr bis der Unterricht beginnen konnte, welcher zur Blüthe trieb, vergingen noch nach der Kabinetsordre vom 10. März 1838 sieben und ein halbes Jahr. Der erste Unterricht begann im Winter des Jahres 1845.

Als Altenstein zurückgetreten war, schien Hagen der Zeitpunkt günstig, dem Ministerium wieder die Vorschläge zu einer Kunstakademie vorzulegen, auch hoffte er auf die Fürsprache von Olfers[3]) beim Könige.

Wer wollte die Gänge zählen, die Hagen in den Jahren 1839 bis 1841 nach dem Schloß zum Oberpräsidenten, der ihm stets ein großer Gönner blieb, gemacht hat; wer die Briefe, welche er in dieser Angelegenheit nach Berlin gerichtet hat!

Die Ansichten über die Organisation einer höheren Kunstschule in Königsberg müssen unter Künstlern und Fachmännern sehr voneinander abgewichen haben.

Hagen hielt es für seine Pflicht, sich nochmals persönlich von den Einrichtungen von Kunstakademien und Kunstsammlungen zu unterrichten.

Im Jahre 1839 ging er zunächst nach Berlin, um von hier über Dresden, Weimar nach München zu fahren.

Ueber das, was er auf der Hinreise in Berlin ausgerichtet hat, liegen keine Nachrichten vor. Dennoch kann man aus späteren Briefen

1) August Berendsen, Schüler von Schirmer.

2) Hermann Gemmel.

3) Geheimrath Ignaz v. Olfers, Generaldirektor der Kunstsammlungen in Berlin.

schließen, daß ihm von irgend einer Seite Zusicherungen oder bestimmte Hoffnungen gemacht worden sind.

Es wäre sonst nicht gut begreiflich, wie er auf den Gedanken gekommen sein sollte, sich in jenem Jahr schon mit der Besetzung der Direktorstelle zu beschäftigen und bestimmte Künstler ins Auge zu fassen.

Sein mehrwöchentlicher Aufenthalt in München scheint wohl hauptsächlich dem Zweck gedient zu haben, nach Rücksprache mit Cornelius[1]) einen der genialsten Schüler dieses großen Meisters, der auch mit der Freskomalerei vertraut war, genauer kennen zu lernen, um ihn im geeigneten Moment sogleich dem Oberpräsidenten als Direktor in Vorschlag bringen zu können.

Man muß Hagen gekannt haben, um es begreiflich zu finden, daß er einen Künstler, wie Kaulbach, für Königsberg zu gewinnen hoffte.

Seine große Vorliebe für die Vaterstadt ließ ihn glauben, es müsse sich Jeder glücklich schätzen, in ihr leben zu können. Vor Allem erschien ihm aber eine selbständige Stellung, in welcher zu schaffen war, unendlich begehrenswerth. Alles Uebrige trat dagegen in den Hintergrund. Er rechnete mit anderen Faktoren, als die meisten Menschen zu rechnen gezwungen sind. Was eine Stellung an Gehalt und sonstigen Annehmlichkeiten einbrachte, erschien ihm als größte Nebensache, wenn sie eben volle Gelegenheit zum Schaffen und Wirken gab. Jedes Talent zum Geschäftsmann ging ihm ab. Das harte Leben, welches den Menschen zwingt, zu rechnen, kannte er damals noch nicht, weil ihm seine Frau Alles aus dem Wege räumte, was mit dem „verdrüßlichen Rechnungswesen“ zusammenhing.

So begeistert er von der Direktorstelle dachte, so wenig verlockend schien sie bedeutenden Künstlern. Schon der Gedanke, den sonnigen Süden mit dem kalten Osten zu vertauschen, schreckte sie ab — und nun gar noch Königsberg, von dem erzählt wurde, daß die Wölfe sich nachts aus den mit Küchenabfällen angefüllten, wenig schön duftenden Rinnsteinen ihre Nahrung suchten.

Bezeichnend für Hagens wenig praktischen Sinn in Geldangelegenheiten sind Briefe, die er auf dieser Reise im Jahre 1839 mit seiner Frau wechselte.

---

[1]) Peter v. Cornelius.

Nachdem er einige Wochen unterwegs war, schreibt er am Schluß eines Briefes:

„Heute habe ich eine böse Entdeckung gemacht; nachdem ich mir viele Bücher eingekauft hatte, überzähle ich mein Geld und finde nur 17 Tresorscheine.[1]) Da meine Reise lediglich wissenschaftliche Zwecke verfolgt, so werde ich vom Minister mir ein Reisestipendium von hundert Thalern erbitten. Die Sache ist mir aber sehr verdrüßlich und nimmt mir viel von den schönen Eindrücken, die ich gewonnen habe."

Seine Frau antwortet umgehend:

„Heute kam Dein Brief an, mein theurer Hagen. Dieses Reisestipendium von 100 Thalern hat mich sehr ergötzt. Thue mir die Liebe an und bewirb Dich nicht darum. Es würden Dir hundert Thaler zu Nichts dienen. Verzeihe meine Arroganz, — wenn Du überhaupt eine Forderung machen willst, so schiene es mir angebracht, Dich um eine Gehaltszulage zu bewerben und vergiß dabei nicht, daß Dein jetziges Gehalt 700 Thaler beträgt. Vielleicht erwächst aus einer solchen Forderung zugleich ein Nutzen für die anderen Professoren.

Nun, mein alter Hagen, schilt mich nicht; ich fühle, wie nöthig es ist, daß Du mich zur Seite hättest. Welche Arroganz! — Ich sehe Dich lächeln! Sprich nicht über die Ausgaben, unser Blechkasten[2]) hat noch einen Vorrath, genieße jeden Augenblick, und wenn Du Deinem Lieblingswunsch näher rückst und liebe Bekannte wiedersiehst, so können im Blechkasten immer einige Coupons fehlen.

Auch Bessels[3]) wegen hast Du keinen Grund, Dich zu beunruhigen, es geht ihm schon ganz gut, er hat gestern sogar wieder seine Vorlesungen begonnen.

Alle Kinder grüßen Dich, auch Julie Jensch und Adeline Renaud. Nun lebe wohl, mein altes Herz, genieße alles doppelt und dreifach. Dies ist der Wunsch Deiner treuen Molly."

---

[1]) Wahrscheinlich Ein=Thalerscheine.

[2]) Schatulle.

[3]) Astronom Bessel.

Um den geliebten Gatten von der „verdrüßlichen“ Geldangelegenheit abzulenken und heiter zu stimmen, ließ sie die drei ältesten Kinder unter ihren Brief schreiben:

„Lieber Vater, ich bin sehr gesund, bange Dich nicht zu sehr nach uns und bleibe recht gesund Deine Margarethe“.

„Lieber Vater, auch ich bin wohl und lerne fleißig Dein Hans“.

„Lieber Vater, ich bin vergnügt, lerne fleißig und bitte Dich, recht froh zu sein. Behalte lieb Deinen Heinrich“.

Von Berlin ging er nach Dresden. Sein erster Gang hier führte ihn, wie auch in früheren Jahren, an das Grab seiner Freundin.[1] Herr Arnold hatte die Schwester seiner verstorbenen Frau, Fräulein Auguste Kayser, geheirathet, die aber auch bereits verstorben war. Das Glück, welches früher der von ihm so verehrten Kayserschen Familie hold gewesen war, fand er durch Krankheit, Tod und anderes Ungemach zertrümmert.

Tieck empfing ihn wie einen alten, lieben Freund und sagte ihm viel Anerkennenswerthes über seine Künstlergeschichten. „Wehmüthig“ war es ihm, als Tieck „den gestiefelten Kater“[2]) vorlas. Die Stimme reichte nicht mehr aus. Der alte Dichter glaubte noch eben so lesen und improvisiren zu können, wie in seinen jüngeren Jahren; aber es war „peinlich“, ihn zu hören.

Gerhard[3]) und Albrecht[4]) befanden sich zufällig in Dresden. Die drei Freunde verlebten hier im Kreise der Künstler schöne Tage. Mit Rietschel,[5]) von dem Hagen schreibt: „Rauch kann sich rühmen, in Rietschel einen seltenen Künstler erzogen zu haben“, dem Maler und Kupferstecher Lutz[6]) aus München, dem Maler Vogel v. Vogelstein[7]) und dem Archäologen Dr. Braun[8]) aus Rom kamen sie täglich zusammen.

---

1) Frau Marie Arnold, geb. Kayser.

2) Der gestiefelte Kater, Kindermärchen in 3 Akten von Ludwig Tieck.

3) Professor Gerhard, Archäologe.

4) Professor Wilhelm Eduard Albrecht, (Hofrath) Rechtsgelehrter.

5) Ernst Rietschel, Bildhauer, geb. 1804, gest. 1861.

6) Peter Lutz, geb. 1799.

7) Karl Christian Vogel v. Vogelstein, geb. 1788, gest. 1868.

8) Emil Braun, geb. 1809, gest. 1856 in Rom.

In einer großen Künstlergesellschaft erhob sich Dr. Braun und sagte, er fühle sich in diesem Kreise gedrungen, auszusprechen, daß Hagens Künstlernovellen von den Künstlern in Rom dankbar aufgenommen wären. Des Verfassers Andenken sei durch die Novellen in Rom aufgefrischt, er bäte „den warmen Freund aller Künstler und Kunstfreunde", bald nach Rom zu kommen, um den Dank derselben entgegenzunehmen.

Es war dieses die „wohlthuendste" Anerkennung, die Hagen bis jetzt geworden.

In Weimar, das er sich ohne Vater Goethe garnicht denken konnte, stürmten die Erinnerungen mit Macht auf ihn ein.

Wenn die Hoffnung auch jetzt noch den Mann belebte, sich als Dichter ein Lorberblättchen zu pflücken, so war diese Hoffnung doch schon gegen damals, als Goethe den Jüngling anfeuerte, weiter zu dichten, sehr gesunken.

Schorn,[1]) mit dem er ein freundschaftliches Verhältniß angeknüpft hatte, bestimmte ihn, der Frau v. Goethe einen Besuch zu machen. Diese lud ihn wiederholt zu Tisch ein. „Wie klein sind nur die Zimmer im Goetheschen Hause, die mir vor 17 Jahren als prachtvolle Säle erschienen!"

Dieses ist einem Briefe an seine Frau entnommen. Die vielen Briefe aus Weimar sprechen viel von Schorn, er lobt ihn als Menschen und Kunstkenner. Von einer Gesellschaft, die bei diesem stattfand, schreibt er unter dem 21. September 1839 „— — unter den Gästen befanden sich der Geheimrath v. Müller,[2]) Dr. Eckermann[3]) und Ungern-Sternberg.[4]) — v. Müller, der würdigste Repräsentant des goldenen Zeitalters, unterhielt sich sehr viel mit mir. Er war die Seele der Unterhaltung. Durch ihn wird man unwillkürlich an eine großartige Vergangenheit erinnert. In dem sehr freundlichen Herrn erkennt man

---

[1]) Ludwig v. Schorn, Direktor der Kunstsammlungen in Weimar, Kunstschriftsteller, geb. 1793, gest. 1842.

[2]) Friedrich v. Müller, Weimarischer Kanzler, Schriftsteller, geb. 1779, gest. 1849.

[3]) Johann Peter Eckermann, Goethes Sekretär, Herausgeber von Goethes nachgelassenen Werken, geb. 1792, gest. 1854.

[4]) Alexander Frhr. v. Ungern-Sternberg, Schriftsteller, geb. 1806, gest. 1868.

sogleich den Hofmann, der auf äußeren Schein etwas giebt; sobald er aber spricht, enthüllt sich ein so reiches inneres Leben, das frei von jedem Schein durch volle Wahrheit unendlich wohlthuend und erhebend wirkt." Mehrere Wochen hielt sich Hagen in München auf. — Eine „wundervolle Zeit" nennt er sie, die er dort unter von Gott begnadeten Künstlern verleben durfte.

Am Tage seiner Ankunft besuchte er Cornelius[1]) in der Ludwigskirche, der dort „mit mehreren Schülern seit vier Jahren von früh bis spät arbeitet. Das jüngste Gericht hat er allein gemalt und gerade gestern (6. Oktober 1839) die letzten Figuren vollendet. — — —"

Diesem Umstande hatte Hagen es zu verdanken, daß der berühmte Meister sich ihm viel widmen konnte.

Täglich wurden Zusammenkünfte verabredet, mit Kaulbach,[2]) Schnorr,[3]) Heß,[4]) Schwanthaler,[5]) von dem er schreibt „niemand ist produktiver, ein Mann der erst 37 Jahre alt ist," mit Rottmann,[6]) Lutz, der ihm eine Wohnung gemiethet hatte, mit dem Kupferstecher Amsler[7]) und dem Dr. Marggraff,[8]) welcher sich in München als Kunstschriftsteller niedergelassen hatte.

Viele Abende verlebte er im Hause des Cornelius, der mit einer Italienerin verheirathet war. „Nachdem er seine erste Frau, eine Römerin, in Rom begraben, hat er zum zweiten Mal eine schwarzlockige Römerin geheirathet".

Die Trennungsstunde von München schlug. — Angesichts des jüngsten Gerichts[9]) nahm er von dem großen Meister und dessen Schülern Abschied. Marggraff brachte ihn zur Post.

„Nicht ohne Rührung blickte ich beim Davonfahren auf die Akademie der Künste!!!" — — „Wie sehr wünschte ich meiner Vater-

---

[1]) Peter v. Cornelius, geb. 1783 in Düsseldorf, gest. 1876 in Berlin.

[2]) Wilhelm v. Kaulbach, geb. 1805 in Arolsen, gest. 1874 in München.

[3]) Schnorr v. Carolsfeld, geb. 1794, gest. 1872.

[4]) Peter Heß, geb. 1792, gest. 1871.

[5]) Ludwig v. Schwanthaler, Bildhauer, geb. 1802, gest. 1848.

[6]) Karl Rottmann, geb. 1798, gest. 1850.

[7]) Samuel Amsler, Kupferstecher, geb. 1791, gest. 1849.

[8]) Rudolf Marggraff hielt Privatvorlesungen über Kunstgeschichte in München, geb. 1805.

[9]) Weltgericht. Das dritte große Bild der Ludwigskirche. — (Das größte Freskobild).

stadt Aehnliches!" — — — „Möchte einst in Königsberg die Kunst ähnlich blühen, wie in der Stadt, in welcher nach Angaben eines Malers der König Ludwig die doppelthürmige Kirche[1]) bauen ließ."

Es führt zu weit, um Hagen auf seiner Reise überall zu begleiten, es sei nur noch erwähnt, daß er in Stuttgart Grüneisen[2]) näher kennen lernte, mit dem er in lebhafter Verbindung geblieben ist.

„Mit frohem Muth" betrat er auf der Rückreise Berlin.

Seine Hoffnungen in Betreff der Kunstakademie erlitten hier einen starken Stoß. „Für Königsberg hat man nie Geld", schreibt er.

Ein kleines Pflaster legte man ihm auf die Wunde; denn es gelang ihm, für die Provinzial-Kunstschule in Königsberg Einiges auszuwirken. Für einen Hülfszeichenlehrer wurde ein Gehalt von hundert ganzen Thalern, und dabei auch nur vorläufig auf ein Jahr, in Aussicht gestellt und verschiedene Zeichenvorlagen und Modelle bewilligt.

Seine Mißstimmung, die ihm ein Aufenthalt in Berlin fast immer bereitete, spiegelt sich in seinen Briefen ab. Am Tage vor seiner Abreise schreibt er an seine Frau:

„Verwöhnt durch die Freundschaft und den herzlichen Empfang in Dresden, Weimar, München und Stuttgart, verlangte es mich, das Herz in Gemeinschaft mit Künstlern und Kunstfreunden in unserer Hauptstadt aufgehen zu lassen; doch außer Begas[3]) der mich wahrhaft herzlich empfing, konnte ich keine warme Theilnahme für meine Wünsche bei den Herren finden, ihre Zeit scheint ihnen knapp bemessen zu sein. Diejenigen, mit welchen ich verhandeln möchte, finde ich regelmäßig nicht zu Hause, obwohl ich von früh bis spät mich auf der Straße umhertreibe. — — — — Ein Lichtpunkt meines hiesigen Aufenthalts ist die Bekanntschaft des Geheimraths Olfers,[4]) eines Schwiegersohnes des Staatsrathes v. Stägemann. Olfers verspricht durch seine Stellung als Intendant der Kunstsammlungen ein neues Leben in die Kunst zu bringen".

---

1) Ludwigskirche. Mit Rücksicht auf die Anlage der Freskobilder des Cornelius wurde der Plan zur Ludwigskirche entworfen.

2) Karl Grüneisen, Ober-Konsistorialrath, Dichter und Kunstschriftsteller, geb. 1802, gest. 1878.

3) Karl Begas, Historienmaler, geb. 1794, gest. 1854.

4) Ignaz v. Olfers, General-Direktor der Berliner Museen.

Hagen wirkte aber rüstig weiter in Sachen einer Kunstakademie.

Als im nächsten Jahre der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, zweifelte Hagen nicht mehr an der Erfüllung des lange gehegten Wunsches.

Olfers besichtigte im Oktober 1840 die Kunstsammlungen in Königsberg.

Hagen führte ihn umher und glaubte ihn für die Errichtung der Akademie interessirt zu haben.

Im Frühjahr 1841 machte der Oberpräsident bei dem Kultusminister[1]) bestimmte Vorschläge; nach dem Muster der Düsseldorfer Akademie sollte an Stelle der Kunstschule eine Künstlerschule in den Gebäuden der Kunsthalle eingerichtet werden.

Die Vorschläge blieben unberücksichtigt. Im Herbst desselben Jahres trug Schön dem Könige die Angelegenheit selbst vor.

Durch Kabinetsordre vom 3. Juni 1842 wurden die Vorschläge des Oberpräsidenten genehmigt.

Trotzdem vergingen noch über drei Jahre, bis die Akademie ins Leben trat.

Wie es den Anschein hat, sind sowohl Eichhorn wie seine Räthe keine Freunde von der Sache gewesen. Die Verschleppung ist anders garnicht zu erklären.

Die Verhandlungen mit Künstlern behufs Annahme der Direktorstelle können unmöglich allein die Veranlassung dazu gewesen sein.

Aus einem Brief, der weiter unten folgen soll, läßt sich ersehen, daß Kugler,[2]) welcher die Sache bearbeitet hat, noch im Januar 1845 ein Gegner der ganzen Idee gewesen ist.

Hagen hat sein Möglichstes gethan, um die Eröffnung der Akademie zu beschleunigen. Mit aller Welt korrespondirte er dieserhalb. Selbst an einflußreiche Freunde, die mit den Ministerialräthen bekannt waren, schrieb er und bat um deren Fürsprache.

Professor Gerhard[3]) sucht ihn zu trösten: „Theurer Freund, Alles erreicht man nicht; es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht zum

---

[1]) Joh. Friedr. Albert Eichhorn, geb. 1779, gest. 1856, Kultusminister von 1840—1848.

[2]) Franz Kugler, geb. 1808, gest. 1858.

[3]) Archäologe Gerhard, Berlin.

Himmel wachsen! Wie Du solches bei mancher Unternehmung empfindest, geschieht es auch mir, und doch darf man sich manches Gelungenen freuen". — — —

Dieffenbach, der berühmte Chirurg, schreibt ihm:

„Mein theurer Freund — — — — — vielen herzlichen Dank für Deine Mittheilungen, sie sind mir sehr interessant und belehrend, ich wünschte nur Deine Ideen realisirt zu sehen. Ich glaube aber, mein theurer Freund, Du fehlst darin, daß Du Dich zu fern von der Hauptstadt hältst. Komm doch hierher, Du kannst dann das vielleicht bald erreichen, was Du durch Schreiben niemals durchsetzen wirst." — — — —

Beide Briefe sind im April 1844 geschrieben, also fast zwei Jahre nach jener Kabinetsordre.

Die nachfolgenden Briefe von Kugler, welche auch von kunstgeschichtlichem Interesse sind, verbreiten einiges Licht über die Verzögerungen.

„Berlin, 2. Januar 45.

Verehrter Herr und Freund!

Schon lange treibt mich's, Ihnen für Ihre Zeilen vom 29. Nov., für die darin enthaltenen Nachrichten, für Ihre beiden gütigst übersandten Vorlesungen besten Dank zu sagen;[1]) viel und mancherlei Arbeiten und mancherlei Unwohlsein haben mich nicht dazu kommen lassen. Ich nehme mir heut mit Gewalt die halbe Stunde, da es am Ende doch wohl wichtig ist, mich einmal gegen Sie über Ihre Kunst-Akademie auszusprechen. Nehmen Sie meine Ansicht als die eines

[1]) Die folgenden Zeilen finden sich am Rande des Briefes eingefügt: „Kritischer Weise muß ich es bedauern, daß Sie den Laokoon mit einem Vergleich mit Kaulbachs hohem Priester anfangen; das ist eine ganz schwache, theatralisch affectirte Figur. Die ganze Komposition als solche mißfällt mir überhaupt entschieden, und wenn ich es jetzt, meiner dermaligen Stellung gemäß, nicht vorzöge zu handeln statt zu schreiben, so würde ich den lobpreisenden Schilderungen sehr energisch entgegentreten. Für Sie hier nur Eins. Sie kennen ohne Zweifel die Gruppe der ausziehenden Christen, die im Umriß im Kunstblatt gegeben war: denken Sie an den Zerstörungsgraus, der das ganze Bild erfüllt, an den Tag des Zorngerichtes, der darin dargestellt ist: ist es nicht krasser Hochmuth, wenn dabei die Christenschaar in solcher süßen gottseligen Ruhe hinauswandelt und sich nicht einmal um die Kindlein am Wege kümmert."

Einzelnen, aber als eines solchen, der die Sache vielfach hat hin und her überdenken müssen.

Für's Erste bekenne ich offen, daß mir die ganze Idee einer dortigen höheren Kunstschule bedenklich erscheint. Wenn die Kunstschulen überhaupt nicht anders angefaßt werden, als bisher meist geschehen ist, so werden sie, ich will nicht zu entschieden sagen: Armenanstalten, aber sie laufen jedenfalls Gefahr, Halbes, Ueberflüssiges, Entbehrliches hervorzurufen, dessen Unterbringung hernach eine große Plage wird. St. hat, sich darauf beziehend, daß von ihm bereits die Rede gewesen sei, dem Minister ein Memoir eingesandt, worin er auf den Uebelstand der Verarmung der Künstler hindeutet und bei der neuen Anstalt alle halben Talente ausgeschlossen wissen will. Das ist sehr leicht gesagt, aber schwer ausgeführt und hebt das Uebel an der Wurzel keineswegs. Wer will darüber definitiv aburtheilen? H. z. B. liefert heutiges Tages sehr halbe Arbeiten, von den übergroßen Mittelmäßigkeiten und Mattheiten seiner Schüler garnicht zu sprechen. — Ihr Vorschlag, mit einer Fresko-Malerei anzufangen, war ganz gut, aber der Erfolg nicht sowohl der Arbeit an sich, als ihrer weiteren Einwirkung, war doch auch sehr zweifelhaft. Die Bonner Fresken sind deß ein mahnendes Beispiel.

Also: ich halte die ganze Sache allerdings für bedenklich, doppelt bedenklich, wenn man sie so vag auffaßt, wie es Hr. von Schön gethan hat und noch immer thut. Er meint, wenn er einen berühmten Namen gewonnen habe, so sei die Sache gemacht. Neuste Ereignisse haben uns belehrt, daß es berühmte Namen allein nicht thun; sie dürften es umso weniger, als die Berühmten ihre bereits fest stehenden Ansprüche an sich, an die Kunst und an die Welt haben und es sehr in Frage stehen muß, wie sie sich mit alledem einem noch unbearbeiteten Boden gegenüber verhalten würden. An Mendelssohn war für Alles zur höchsten Einwirkung auf sein Fach bewilligt worden, aber er sollte sich das selbst gestalten und konnte damit nicht zu Stande kommen; er zog es vor, Alles wieder im Stich zu lassen und in die Welt hinaus zu gehen. Daß H. den Ruf nach Königsberg nicht angenommen hat, ist nur, zumal nach der obigen Andeutung über ihn, ein Gewinn. Mit anderen ebenso. Ganz kürzlich hat Hr. von Schön, gegen den Minister, Kaulbachs in derselben Beziehung erwähnt, der ebensowenig zu haben ist, wie viele

andere und von dem ich auch keineswegs, selbst wenn er zu haben wäre, den erwünschten Erfolg erwarten würde.

Dennoch glaube ich an die Möglichkeit, daß die Sache gelingt und bedeutende Erfolge hat. Es ist aber jedenfalls ein Wagniß, und es wird somit vor Allem auf die Gewinnung einer „Kraft" ankommen. Ich halte dies überhaupt für ein Hauptbedürfniß unserer heutigen Kunst: ihre wesentlichsten Mängel beruhen auf dem Mangel wahrer Kraft, und ihr Heil kann nur dadurch kommen, daß eine solche sich geltend macht. Machen wir uns nur die Bedeutung dieses Wortes klar. Ich verstehe unter künstlerischer Kraft nicht Reichthum an Geist, nicht vielgestaltige Erfindungsgabe, dergl. ist gut und vortrefflich, aber nicht das Wesentliche. Unter den Manieristen, alter und neuer Zeit, finden wir die geistreichsten, die schöpferischsten, die fruchtbarsten Talente. (Manche Kunsturtheile des heutigen Tages werden unsere Nachkommen ansehen, wie wir die von Schriftstellern der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.) Mir scheint es vor allen Dingen darauf anzukommen, wie der Künstler ein Ding bis in dessen letzte Fasern hinein beleben und doch in seiner vollen Totalität zu fassen und harmonisch in sich und mit seiner etwaigen Umgebung auszubilden versteht. In dieser inneren Nachhaltigkeit der Produktion sehe ich die künstlerische Kraft; das ist es auch, warum uns der Einzelste Gegenstand eines holländischen Bildes so unendlich mehr zusagt, als die geistreichsten Gedanken, die poesievollsten Gefühle, die keinen lebenden Körper gewonnen haben. Das scheint so trivial, und dennoch ist es, als ob diese einfachste Wahrheit heute gar keine Stätte mehr hätte.

Gewinnen Sie einen Künstler der Art, so sind Sie sicher, auch eine gesunde Schule zu ziehen. Das Halbe wird dann schon von selbst abfallen und bedarf es für diesen Fall wenigstens keiner Präcautionen. (Dies Halbe auf anderer Stufe zu einem Ganzen zu machen — nicht dasselbe mit Füßen zu treten — ist eine meiner Hauptsorgen; es gehört aber nicht hierher.) Sie werden dann auch ebenso versichert sein, daß Ihre Kunstbestrebungen die unmittelbarste Einwirkung auf das Leben ausüben. Fangen Sie mit dem Einfachsten an: das Portrait wird ein wahres Kunstwerk sein und die nächste Anleitung zur Bildung des Kunstsinnes geben. Ich stelle wenigstens ein gutes Portrait so hoch, wie nur ein Kunstwerk stehen kann; warum auch bezahlen wir die

Portraits alter Meister so hoch, da uns doch die Personen, die sie darstellen, gar nicht interessiren? Zugleich aber ist von dem Portrait bis zum idealsten Gegenstande bei solcher Auffassung nur eine zusammenhängende Kette.

Aber der Künstler von wahrhaft kräftigem, gesundem Naturell oder Talent ist es noch nicht allein; es kommt zugleich darauf an, wie er sich den gegebenen Verhältnissen gegenüber verhalten wird. Ich meine einfach: er muß, neben all der erforderlichen Ausbildung noch diejenige Jugend haben, um sich völlig in diese Verhältnisse hineinleben zu können. In der Ausführung ist die Sache doch so ganz einfach nicht: es handelt sich um eine Doppelwirkung der Verhältnisse auf den Künstler und des Künstlers auf die Verhältnisse; ein bloßes Sichfügen thut's auch nicht.

Dies endlich führt unmittelbar auf den dritten Hauptpunkt, der wahrlich nicht minder wichtig ist, als die vorigen: Der Künstler, den Sie berufen, muß sich von vorn herein in Ihrer geistigen Atmosphäre heimisch fühlen. Ihr Herren in Ostpreußen seid ein wenig spröde; Ihr habt Eure bestimmten Tendenzen, Absichten, Bestrebungen. Wehe dem, der da mit einer Tendenz einträte, die Ihr und wohl auch noch andere mit Euch, als reaktionär bezeichnet! Der Minister Eichhorn, von dem die Königsberger so oft Verkehrtes zu berichten wissen, sagte entschieden: er wolle Ihnen einen Mann hinschicken, wie er gerade Ihrer dortigen Richtung entsprechend sei.

Rosenfelder (den ich eigentlich nur erst bei dieser Gelegenheit kennen gelernt habe) hat sich öffentlich nicht als ein vielschöpferisches Talent gezeigt. Vielleicht ist er es auch nicht; unter Umständen halte ich das jedoch mehr für ein Lob als einen Tadel. Dagegen hat er — und hierbei berufe ich mich auf das Urtheil der Künstler, wie namentlich Rauchs, mit dem ich über ihn gesprochen — vollkommen innere Rüstigkeit und dasjenige Streben nach unbedingt künstlerischer Durchbildung, das sich mit einem oberflächlichen Abschälen poetischer Ideen auf keine Weise begnügt. Er ist jung, aber nicht zu jung, hat seine entschiedene Richtung und ist, wie er mir wenigstens erschienen, bescheiden, willig und fügsam. Endlich ist seine Richtung entschieden offen, historisch, nationell und rationell (wenn Sie diesen vornehmen

Ausdruck wollen)[1]) und somit ganz das in der Kunst, was in Königsberg sich in Wissenschaft und Leben geltend zu machen sucht. — Wie er dort einschlagen würde, kann ich freilich immer nicht voraus wissen, da er ein Mensch ist. Ich habe aber viel über die Sache nachgedacht und kann auf mein Gewissen versichern, daß ich unter denen, die zu haben sein würden, keinen besseren weiß. Ich würde es übrigens nicht bedauern, wenn er nicht nach Königsberg gehen sollte, da die Zeit kommen wird, wo wir ihn auch hier sehr brauchen können.

St., den ich auch nur aus seinen Worten kenne, zeigt ein höchst liebenswürdiges Talent. Aber schon von früh an hat es diesem Talent an vollerer Energie gefehlt. Sehen Sie z. B. seine anmuthige Madonna mit dem Kinde an, die aus dem Hause tritt, welche Grazie, Lieblichkeit und welche Zahmheit! Eine solche Richtung ist nicht zeugungsfähig. Nur in einigen Märchen-Idyllen hat er sehr Reizendes geschaffen, und doch fehlt es auch hier an energischer Unmittelbarkeit, fühlt man auch hier eine Produktion, wo zwischen dem Gedanken und der Darstellung eine Kluft ist. In der letzten Zeit hat er symbolische Bilder gemalt; und hier ist diese Kluft sehr empfindlich und die Form der Darstellung zum Theil beträchtlich matt geworden. Ob er sich bei Ihnen acclimatisiren, sich den Verhältnissen gemäß stellen würde, weiß ich nicht. Das weiß ich aber, daß seine Zahmheit, seine mysteriöse Symbolik den Königsbergern wenig zusagen würde. — Man erzählt mir, in Königsberg sei bedeutende Opposition wegen der vorläufigen Wahl des Ministeriums in Betreff Rosenfelders. Die Opposition ist zuweilen blind und es ist hier (falls das Gerücht an sich richtig ist) ebenso, wie bei meiner Berufung in den akademischen Senat, die auch ministeriell war, aber auch nur Jugend und Vorwärtsschreiten wollte, während ....[2]) .... (es ist) höchst unvorsichtig gewesen, daß er die vorläufigen Eröffnungen von Königsberg nicht für sich behalten hat. Daß man seine angebliche Berufung jetzt in allen Zeitungen liest, ist nicht empfehlend. Wir haben hier in Betreff Rosenfelders, dem ich auch nicht im Entferntesten etwas zugesichert, durchaus reinen Mund gehalten.

[1]) An dieser Stelle findet sich das Folgende nachträglich eingefügt: „Ich bitte, mich bei dem Worte rationell nicht mißzuverstehen. In Bezug auf die Kunst kann ich natürlich nur die ursprüngliche Bedeutung des Wortes meinen."

[2]) Das Folgende ist aus dem etwas beschädigten Briefe nicht zu entziffern.

Sie halten St.'s Wahl besonders deshalb wünschenswerth, weil er Historie, Genre und Landschaft zugleich vertrete. Mir scheint es, verzeihen Sie mir, hierauf nicht so sehr anzukommen, als überhaupt auf jenes höhere künstlerische Element, und vor Allem auf Durchbildung in der Darstellung der menschlichen Gestalt. Wenigstens würden sich Historie und Genre (zumal bei einer künstlerischen Richtung wie R.'s) hierbei gleichmäßig ergeben, während es in Betreff der Landschaft immer sehr wohl ausführbar blieb, nach R.'s Vorschlag einen Landschafter als Hülfslehrer zu berufen.

Und nun verzeihen Sie mir zum Schluß all meine breite Exposition und all die Weisheit, die ich Ihnen hier ausgekramt habe. Nehmen Sie eines auch nicht übel, daß ich so offen und unumwunden meine Meinung, vielleicht in zu scharfem Gegensatz gegen die Ihrige, ausgesprochen habe, und erhalten Sie mir auch im neuen Jahr Ihr freundliches Wohlwollen. Ergebenst der Ihrige

F. Kugler."

Die nachstehenden im Kopfe des Briefes vermerkten Zeilen sind einen Tag später noch hinzugefügt: „Den 3. Januar. Ich hatte den Brief schon eingesiegelt, bekam aber trotz der Schlußklausel Gewissensbisse, ob Sie sich nicht vielleicht dennoch verletzt fühlen möchten. Ich habe ihn noch einmal durchgelesen, wüßte aber in der Sache mich nicht anders auszusprechen. Auf die Ausdrücke des sehr flüchtigen Schreibens bitte ich Sie, nicht zu achten."

„Berlin, den 12. März 1845.

Ich kann Ihnen, verehrtester Freund, erst jetzt auf Ihre freundlichen Zeilen vom 21. v. Mts., die mir Herr G. überbracht hat, antworten, da sich erst jetzt ein bestimmterer Einblick in die künftige Gestaltung Ihrer Kunstverhältnisse gewinnen läßt. Eben erst ist nämlich die Königliche Kabinetsordre eingegangen, durch welche die Wahl Rosenfelders zum „Direktor und ersten Lehrer der in Königsberg zu begründenden höheren Kunstschule" bestätigt wird, die anderweitige Organisation der neuen Anstalt aber noch bis auf fernere Vorschläge vorbehalten bleibt. Ich beeile mich nun, Ihnen diese Nachricht zu bringen, da der offizielle Gang natürlich nicht so rasch sein wird. Ich bin über die Königliche Bestätigung überaus erfreut

und, glauben Sie es mir, noch in weiteren Rücksichten, als diejenigen sind, von denen Sie zunächst ausgehen müssen. Ich kann es Ihnen nur wiederholen, daß ich unsre ganze heutige Kunst — natürlich bis auf sehr ehrenwerthe Ausnahmen, die ganz besonders die Berliner Sculptur betreffen, — nicht mit rechter, voller Freudigkeit ansehen kann. Ich finde, daß ganz allgemein ein Element vorherrscht, was ich, selbst bei sehr namhaften Meistern, nicht wohl anders denn als Dilettantismus bezeichnen kann. Es herrscht das Geistreiche im Gedanken oder im Gefühl vor, während die Sache, die man vorstellen will, nicht zur vollen, unwiderstehlichen Gegenständlichkeit gebracht wird; man fühlt sich oft hingerissen von diesen genialen Blitzen, und man wird sehr kalt, wenn die erste Wirkung vorüber ist. Bei den alten Bildern ist das nicht der Fall; zu Anfang frappiren sie meist wenig, man weiß oft nicht, warum der Holländer dies oder jenes dumme Ding gemalt hat, und je länger man das Bild betrachtet, je mehr fühlt man sich gefesselt, je mehr erkennt man die Wahrheit, die Anmuth, die innerliche, beruhigende Lebensweisheit, die oft in dem unscheinbaren Gegenstande steckt. Sie haben hier mein ganzes künstlerisches Glaubensbekenntniß: nach meiner Ansicht muß unsre Kunst vor Allem zu jener Naivetät, zu jener klaren Objectivität, die die Alten groß gemacht hat, zurück. — Wir hätten ohne Zweifel einen oder den andern gefunden, der geistreicher in seinen Arbeiten gewesen wäre als Rosenfelder: ein ernsterer, kräftigerer unter denen, die die Wahl angenommen hätten, war mir nicht bekannt. Zuletzt noch habe ich vermuthet, daß von Schorn höheren Orts die Rede sein möge: auch den muß ich ungleich mehr für geistreich als für innerlich durchgebildet halten Sie können dort (und Sie werden es, so Gott will) eine Kunstschule gewinnen, wohlgeeignet, ein neues Lebenselement auf unsre ganze Kunst zurückströmen zu lassen.

Ich hoffe, daß Sie meinem Vorschlage, wenn Sie erst den frischen und schlichten jungen Mann dort haben und ihn vor seiner großen Leinwand hantieren sehen, Ihren Beifall schenken werden; aber ich wünsche auch aufs Lebhafteste — soweit mir nun dabei noch etwas zu thun obliegt — daß Sie der künftigen Anstalt und dem jungen Meister Ihre ganze Unterstützung widmen. So

günstig es auf der einen Seite ist, daß Rosenfelder in Königsberg ein ganz freies Feld findet, so muß ihm die Bearbeitung desselben doch nach Möglichkeit erleichtert werden. Die Hauptsache ist natürlich: künstlerische Aufträge, und wo möglich solche, an denen der Meister mit Zuhülfenahme der Schüler arbeiten muß. Für die Schule selbst halte ich es für ganz besonders wünschenswerth, ja unerläßlich, daß Sie nächst Abgüssen von Antiken, deren Sie ja aber auch wohl schon besitzen, für die Anstalt einige gute Musterbilder von alten Meistern in Colorit erwerben; bei der Isolirtheit Königsbergs in künstlerischer Beziehung, glaube ich, daß dies einer der Lebenspunkte der ganzen Anstalt sein wird, und es dürfte nicht leicht ein Opfer zu groß sein, um dies möglich zu machen. Wenn sich also nicht andere und bessere Mittel für diesen Zweck ergeben sollten, so denken Sie doch ja daran, dies bei dem künftigen Etats-Titel wegen Anschaffung von Hülfsmitteln für den Unterricht im Voraus zu berechnen. Dann gehört hierher auch die Sache wegen Berufung eines zweiten Lehrers. Nach meinem Dafürhalten wird es hierbei zunächst und vorzugsweise auf den Vorschlag Rosenfelders ankommen. Es wird sich wohl erst bei seiner Ankunft dort ergeben können, ob dazu am besten ein Historienmaler, oder, nach seinem früheren Vorschlage, ein Landschaftsmaler gewählt wird. Die Wahl des letzteren scheint allerdings, gerade wegen der eigenthümlichen Stellung der künftigen Anstalt, Vieles für sich zu haben. Nach meinem Dafürhalten muß es dann aber auch ein Künstler sein, der sein Fach unbedingt beherrscht. Und dies, verzeihen Sie mir, wenn ich mich offen ausspreche, dürfte doch bei G. noch bezweifelt werden können. So liebenswürdig G. mir schon früher erschienen ist, einen so lebendigen Geist er hat, so anerkennenswerth seine architektonischen Bestrebungen sind und so nützlicher Gebrauch hiervon für andere Beziehungen zu machen sein würde, so scheint mir für den in Rede stehenden Fall doch jene Rücksicht einer entschiedenen energischen Meisterschaft in der eigentlichen Landschaft (zur Vermeidung alles Dilettantistischen) vorzuherrschen. Möglicher Weise dürfte es aber später ausführbar werden können, G. auf eine andre Weise mit der Anstalt in Verbindung zu bringen. Soviel ich weiß, reflectirt Rosenfelder auch schon auf einen andern ausgezeichneten jungen Landschafter.

Ich habe Rosenfelder schon vertraulich von der Allerhöchsten Bestätigung in Kenntniß gesetzt, so daß er nun seine Einrichtungen treffen kann. Natürlich wird er, da er Familie hat, seinen Umzug nicht im Augenblick, sondern wohl erst zu Johanni bewerkstelligen können. (Er hat auch sonst noch Verpflichtungen, die nicht im Augenblick aufgelöst werden können.) Die Zwischenzeit wird er übrigens noch sehr vortheilhaft benutzen können. Vor Allem wird er nun schnell noch gründliche Versuche im Freskomalen und in andern Methoden der Wandmalerei machen. So habe ich ihm gerathen, sich auch im Radiren und sonst allerlei Techniken zu versuchen, für die er in Königsberg keinen Rückhalt finden dürfte. Ueberhaupt wird er in dieser Zwischenzeit noch allerlei zu beschaffen und zu sammeln und Verbindungen anzuknüpfen haben, um dort, bei etwaigem Mangel an Hülfsmitteln, nicht sofort in Verlegenheit zu gerathen. Auch wird er sich nun überhaupt über die Sache aussprechen und es möglich machen können, Schüler oder Mitstrebende dort mit hinzuziehen, wozu er nicht ganz ohne Hoffnung ist.

Und somit einstweilen und mit dem herzlichsten Wunsche, daß dies Alles sich zur erfreulichen Folge gestalten möge

der Ihrige

F. Kugler."

Aus diesen Briefen ist ersichtlich, daß Hagen mit der Wahl des Direktors für die Akademie nicht zufrieden gewesen ist, oder doch andere Künstler dem Oberpräsidenten in Vorschlag gebracht hat.

Die Hoffnung, Kaulbach zu gewinnen, dessen Statuette später in der besten Stube seines Hauses einen Ehrenplatz einnahm, war wohl längst von ihm aufgegeben; denn er hatte schon andere Künstler für die Direktorstelle empfohlen.

Ob Hagen oder Kugler in der ganzen Akademieangelegenheit einen richtigeren Blick gehabt hat, können nur Fachgelehrte entscheiden.

Hier ist nur bekannt, daß Hagen mit Rosenfelder,[1]) welcher durch Kabinetsordre vom 7. März 1845 zum Direktor der Akademie

[1]) Ludwig Rosenfelder; geb. 1813, gest. 1881; Dir. der Kunstakademie von 1845—1874.

ernannt wurde und seine Stelle im Winterhalbjahr antrat, in gutem kollegialischen Einvernehmen stand.[1])

Hagen interessirte sich lebhaft für die Geschichte seiner heimathlichen Provinz und deren Alterthümer. Schon als Student hatte er zwei längere Forschungsreisen durch die Provinz gemacht, eine derselben in Begleitung des Professors Voigt.[2])

Bereits Mitte der dreißiger Jahre faßte er den Plan, in Königsberg eine Gesellschaft zu gründen, deren Aufgabe es sein sollte, nach Alterthümern in der Provinz zu forschen.

Er hoffte dadurch nicht allein eine Sammlung von Alterthümern zu gewinnen, sondern auch unter den Bürgern Königsbergs einiges Interesse für die Geschichte der Vaterstadt und der Provinz zu wecken.

Schon im Jahre 1840 gab er sich Mühe, Herren für sein Unternehmen zu gewinnen, die Zeit und Geld übrig hatten, um Exkursionen zu unternehmen und nach Alterthümern zu forschen. Sogar schon früher suchte er einen Herrn v. Madeweiß[3]), Adjutanten beim General-Kommando des ersten Armeekorps, der als Schwager des Professors Jakobi[4]) mit den Professoren bekannt geworden war, für seinen Plan zu interessiren.

Als Friedrich Wilhelm IV., von dem für Kunst und Wissenschaft viel zu hoffen war, zur Regierung kam, besprach er die Angelegenheit mit Olfers,[5]) der bei der Krönung Friedrich Wilhelms IV. bei Hagen logirte.

Der ihm stets wohlgesinnte Olfers konnte ihm anscheinend nicht helfen, wenigstens nicht mit einem Fonds; denn erst 1844 gelang es Hagen, die Alterthumsgesellschaft, welche er „Prussia" nannte, zu gründen.

---

[1]) Aus einem von A. Hagen verfaßten Aufsatze: Die höhere Kunstschule in Königsberg (S. N. Pr. Prov. Bl. Band 1, Heft 1. 1846, Seite 71) geht hervor, daß Hagen sich mit der Wahl Rosenfelders zum Direktor vollständig ausgesöhnt haben muß, denn er nennt sie „eine glückliche Wahl".

[2]) Johannes Voigt, geb. 1786, gest. 1863.

[3]) Ein eifriger Mineraloge und wissenschaftlich sehr gebildeter Offizier, später Kommandant von Memel.

[4]) Karl Gustav Jakobi, Mathematiker, geb. 1804, gest. 1851.

[5]) Generaldirektor der Berl. Museen.

Bis es aber soweit kam, stieß Hagen auf Schwierigkeiten aller Art. Da er nicht nur in seinen Kreisen, sondern auch außerhalb derselben, sich um Mitglieder bewarb, so wurde er oft garnicht verstanden. Was sollte es für einen Zweck haben, altes „Gerümpel" aus den staubigen Winkeln der Lucht,[1]) wo es hundert Jahre unbenutzt gelegen hatte, hervorzuholen? Und nun gar diese alten verräucherten und zersprungenen Oelbilder, mit den von Holzwürmern zerfressenen Rahmen — nicht ein Düttchen[2]) werth! — Als Hagen einst eine Urne zeigte, die er am Ostseestrande ausgegraben hatte, und von der abweichenden Form sprach, die diese habe, da konnten Einige das Lachen nicht zurückhalten. „Herrje! so'ne alte Scherben!" Recht mitleidig sahen Manche den Professor da herumwirthschaften und Nummern auf die „Scherben", die er wie rohe Eier anfaßte, kleben, und Einer raunte dem Andern zu: „Erbarmen Sie sich, Trautsterchen, mit dem Kunst-Hagen ist es nicht richtig!" —

Der einzige Königsberger, welcher seine Bemühungen lebhaft unterstützte, war der Maler Knorre.[3]) Dieser ging ihm zur Hand und stöberte in Trödlerläden und alten Häusern nach alten Möbeln, Büchern und Bildern herum. Er schleppte so manches schöne Stück „seinem verehrtesten hohen Gönner", wie Knorre Hagen zu nennen beliebte, ins Haus. Alle diese Sachen, sowie die, welche Hagen schon vorher gesammelt hatte, übergab er später der „Prussia".

Im Jahre 1844 schlossen sich ihm zu Liebe seine Freunde Hensche und Bartisius, sowie sein Neffe Reusch an. Onkel und Neffe standen in dem freundschaftlichsten Verhältniß — und die „Prussia" feierte ihren ersten Geburtstag im Winter des Jahres 1844.[4])

Hagen lag nun sehr daran, recht viele Mitglieder zu erwerben. Durch den Kunstverein hatte er schon einige Uebung in dem Werbegeschäft erlangt. Damals hatte er, um recht stattliche Mitgliederlisten veröffentlichen zu können, seinen Familienmitgliedern die Bitte unter-

---

[1]) Bodenkammer.

[2]) 12 Pfennigstück ($\frac{1}{30}$ Thaler).

[3]) Kunstmaler Julius Knorre, Schüler von Wach und W. v. Schadow.

[4]) Hagen benutzte die gehobene Stimmung „der alten Herren" bei der 300jährigen Jubelfeier der Albertina, um mit seinem lang gehegten Plan hervorzutreten.

breitet, auch für die Frauen Mitgliedskarten zu lösen. Er ging mit gutem Beispiel voran und zeichnete unter seinen Namen den seiner Frau, Molly Hagen, geb. Oestreich.

Mit dieser Bitte war er aber allgemein nicht durchgedrungen, und so beschloß er, bei diesem Verein durch ein geringes Eintrittsgeld die Königsberger Herren zur Theilnahme zu veranlassen. Nicht leicht konnte sich der Vorstand über die Höhe des Eintrittsgeldes und über die Statuten einigen.

Hagen wollte, um das Unternehmen nicht zu gefährden, jeden Zwang durch Bestimmungen, welche den Mitgliedern unbequem werden könnten, vermeiden; er sprach sich sogar dafür aus, vorläufig keine Statuten aufzusetzen, „jeder Zwang wirke abstoßend". Er fügte sich schließlich in dieser Beziehung seinen Freunden, und Regierungsrath Bartisius entwarf die Statuten. Einen noch lebhafteren Kampf rief die Normirung des Eintrittsgeldes unter den Herren des Vorstandes hervor. Hagen wollte durchaus nicht über einen Achtehalber[1]) gehen. Endlich einigte man sich auf einen halben Gulden.[2])

Was aus der Gesellschaft „Prussia" durch Hagen und Bujack und dessen Nachfolger allmählich geworden ist, ist nicht nur in Königsberg, sondern auch in weitesten Kreisen bekannt.

Bei der Feier des fünfzigjährigen Bestehens der „Prussia", die man auch ein „Schoßkind" Hagens nennen kann, hat man seiner nicht vergessen.

Ueber diese Feier, welche am 19. November 1894 stattfand, ist mitgetheilt:[3])

„— — — — den ersten Theil der Feier bildete ein Festakt ......, für welchen die Drei-Kronen-Loge gütigst ihren schönen Festsaal eingeräumt und reich mit grünen Gewächsen dekorirt hatte. Das Podium desselben schmückten die Büste Seiner Majestät und das dem hiesigen Kupferstichkabinet gehörige Brustbild E. A. Hagens, des Stifters der Gesellschaft."

---

1) 1/12 Thaler.

2) 1/6 Thaler. — Sehr bald wurde der jährliche Beitrag auf 1 Thaler erhöht. 1846 zählte die Prussia 30 Mitglieder.

3) Sitzungsbericht der Alterthumsgesellschaft „Prussia", 19. Heft. Königsberg. 1895.

Herr Professor Dr. Bezzenberger[1]) hielt eine Festrede. Die Auszüge, welche Hagen betreffen, mögen hier folgen:

„Diese Stifter waren die Herren Regierungsrath und Stadtrath Bartisius, Professor E. A. Hagen, Stadtrath Hensche, Kunstmaler Knorre und Oberlandesgerichts-Assessor Reusch, so jedoch, daß Hagen die eigentlich treibende Kraft war, dem die übrigen nur folgten. Ueber ihn sagt Prutz in seinem Werk:[2]) „Die Königliche Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. im 19. Jahrhundert (Königsberg, 1894), S 132": Die von Lachmann bekleidete Professur erhielt nach dessen Fortgang im Mai 1825 der seit 1821 habilitirte, aber erst nach längerer, durch eine Studienreise nach Berlin, Göttingen, Dresden, München, Florenz und Rom veranlaßter Abwesenheit 1823 zum Lesen gekommene Dr. Ernst August Hagen, indem er zugleich zur Erleichterung Lobecks ein- für allemal mit dessen Vertretung als akademischer Redner beauftragt wurde. Ein jüngerer Sohn Karl Gottfried Hagens, hatte sich dieser in Königsberg unter Johannes Voigt geschichtlichen Studien gewidmet, seinen Lehrer auch als Hülfsarbeiter auf den Reisen begleitet, die er mit Staatshülfe unternahm, um für die Geschichte Preußens unter der Herrschaft des deutschen Ordens Oertlichkeiten und Denkmäler zu studiren. Die liebevolle Beschäftigung mit den letzteren führte Ernst August Hagen allmählich zur Kunstgeschichte hinüber. In erfolgreichster, bis in das höchste Alter fast jugendlich frischer und von beglückender Begeisterung getragener Thätigkeit hat er einem Königsberg bisher ganz fremden Studienzweige hier die Stätte bereitet und über die akademischen Kreise hinaus Bürgerrecht erworben, indem er bei den Gebildeten überhaupt dafür Interesse und Theilnahme erweckte und rege erhielt. Ende 1830 zum Ordinarius für Kunstgeschichte und Aesthetik ernannt, brachte er mit verhältnißmäßig geringen Mitteln geschickt und glücklich in dem von ihm angelegten und verwalteten Kupferstichkabinet ein kolossales Anschauungsmaterial und Unterrichtsmittel zusammen, das er in liberalster Weise auch den bürgerlichen Kreisen der Stadt zum Zweck kunstgeschichtlicher und ästhetischer Bildung zu-

[1]) Dr. Adalbert Bezzenberger, ord. Professor an der Kgl. Albertus-Universität.
[2]) Dr. Hans Prutz, Professor der Geschichte in Königsberg, geb. 1843.

gänglich machte. Auch an der späteren Errichtung einer Kunstakademie in Königsberg war er in hervorragender Weise betheiligt und ist ihr als Lehrer der Kunstgeschichte allezeit treu geblieben. Er starb am 16. Februar 1880."

Herr Professor Bezzenberger fuhr dann in seiner Rede fort:

„Auf Hagens Antreiben hin erfolgte also die Bildung der »Prussia«. — — — — — — — Professor Hagen, von welchem die Idee zu einer solchen Gesellschaft ausgegangen war, ergriff zuerst das Wort, setzte die Aufgabe, welche der Verein nach seiner Ansicht sich stellen müsse, in Kürze auseinander und forderte die Anwesenden auf, ihre etwaigen Bedenken und Bemerkungen vorzutragen. Man bestimmte nach längerer Diskussion den Zweck der Gesellschaft dahin, „daß sie sich mit Erforschung der Geschichte, mit Sammlung der Volkslieder und Sagen Preußens, mit Aufsuchung und Erhaltung der Preußischen Alterthümer und Kunstwerke jeder Art beschäftigen, dabei aber ganz besonders Königsberg berücksichtigen wolle". — —

Der Zusatz zu den Bestimmungen — Königsberg wolle man besonders berücksichtigen — wurde aus praktischen Gründen gemacht. Um lebensfähig zu werden, brauchte die Gesellschaft Mitglieder, die vorläufig nur aus Königsberg zu erhoffen waren, man glaubte daher, durch diesen Zusatz eine lebhaftere Betheiligung der Einwohner Königsbergs zu erzielen.

Hagen hat bei allen seinen Unternehmungen von vorn herein größere Ziele verfolgt. Ihm genügte es nicht, nur für einen engen Kreis zu schaffen.

Er wollte nicht nur für die Universität, nicht nur für Königsberg und die Provinz schaffen — weiter ging sein Blick, weit hinaus über die Grenzen Ostpreußens.

Er hoffte, daß andere Städte seines großen Vaterlandes, in welchen die Kunst noch eben so brach lag, wie sie in seiner heimathlichen Provinz gelegen hatte, dem Beispiel Königsbergs folgen würden.

Von so manchem Freunde, dem er seine hochfliegenden Ideen vertraute, ist er gewarnt, nicht nach zu hohen Zielen zu streben — wie Gerhard ihm sagt: „Alles erreicht man nicht, es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen"; — aber durch seine Energie wurde das vorgesteckte Ziel mit der Zeit erreicht.

Es ist bekannt, daß schon nach wenigen Jahren, nachdem der Königsberger Kunstverein ins Leben getreten war, in anderen großen Städten sich nach demselben Muster Kunstvereine bildeten, die mit dem Königsberger Verein zusammenwirkten; diesem Zusammenwirken in Westpreußen, Pommern und Schlesien sind die großartigen Kunstausstellungen zu verdanken. Durch Wort und Schrift hat er unermüdlich dafür gewirkt, was auch Allerhöchsten Ortes anerkannt wurde.

Ebenso ist bekannt, daß im Laufe der Jahre sich in vielen Städten ähnliche Gesellschaften wie die „Prussia" gebildet haben, die mit ihr in regen wissenschaftlichen Verkehr getreten sind und Bildung über das ganze Vaterland verbreiten. Wie belächelt wurde damals jene Sammlung „alter Scherben", und heute nennt man sie eine „weltberühmte"[1]) Sammlung. Zu einer weltberühmten hat sie Hagen nicht gemacht; aber er hat das feste, unerschütterliche Fundament zu ihr gelegt, und sein Freund, Professor Bujak, der den Greis so gerne in den Sälen der „Prussia" herumführte, hat das Gebäude aufgeführt, das ihm bei Stiftung der Gesellschaft vorschwebte.

Bei allen seinen Unternehmungen kann man es verfolgen, wie er immer bescheiden sich zurückzog, wenn sie in Blüthe traten; er überließ jüngeren Kräften dann den weiteren Ausbau.

Es war ihm auch ganz klar, daß seine Nachfolger praktischere Einrichtungen in geschäftlichen Angelegenheiten treffen würden.

Den Plan zu einem Bau konnte er geben und den Aufbau leiten; aber den Mörtel zu mischen überließ er gerne Anderen.

Nicht befremden könnte es, wenn Hagen als jüngerer Professor infolge seiner Bestrebungen, welche viele Vorschläge und Anträge im Gefolge hatten, den Universitätskuratoren[2]) und den älteren Kollegen unbequem geworden wäre und sich hieraus eine Mißstimmung gegen ihn entwickelt hätte.

Dem ist aber nicht so gewesen. Sein großer Takt, verbunden mit einer rührenden Bescheidenheit, haben nie einen Mißton aufkommen lassen.

---

[1]) Siehe Sitzungsbericht der Alterthumsgesellschaft „Prussia". Königsberg i. Pr., 1895. Seite 196. Märk. Prov.-Museum in Berlin.

[2]) Die Oberpräsidenten der Provinz.

Drei Oberpräsidenten haben seine Bestrebungen kräftig unterstützt. Schön erkannte schon in dem jungen Mann die treibende Kraft, und Horn ehrte den Greis, der noch mit jugendlicher Kraft arbeitete.

Der Oberpräsident v. Horn sprach bei dem Begräbniß zu dem jüngsten Sohn des Entschlafenen erhebende Worte über den edlen Vater, als die hartgefrorenen Erdschollen auf den Sarg dumpf, mark- und herzerschütternd aufschlugen.

Das Verhältniß mit seinen Kollegen hat nie eine Trübung erfahren. Wenn Hagen auch nicht mit vielen einen intimen Verkehr pflegte, so stand er doch mit allen im freundschaftlichsten Einvernehmen.

Dinter,[1]) Burdach,[2]) Voigt und Lobeck waren noch seine Lehrer gewesen und er ehrte sie als solche besonders hoch. In wissenschaftlicher Beziehung stand er Voigt und Lobeck nahe. Letzteren besuchte er häufig und holte sich oft Rath von ihm. Auf seine Bitte entwarf auch Lobeck oder übersetzte vielmehr die von Hagen entworfene Inschrift für das Gebäude der Kunsthalle, die von den Königsbergern „Stadtmuseum" genannt wurde.

Jene Inschrift „Artium operibus condendis, artificibus instituendis",[3]) welche jetzt dort mit großen Lettern prangt, haben Lobeck und Hagen verfaßt.

Die Königliche Genehmigung zur Anbringung derselben wurde durch den Oberpräsidenten nachgesucht.[4])

Hagen, der ein vortrefflicher Zeichner war, konnte mit wenigen Strichen das eckige Gesicht des alten Lobeck sprechend ähnlich, ohne eine Linie zu krümmen und ohne zu karikiren, wiedergeben.

Mit Geheimrath Schubert[5]) führten ihn die Preußischen Provinzialblätter, die beide Herren zusammen herausgaben, zusammen.

Professor Albrecht,[6]) ein Altersgenosse Hagens, war, als dieser Dozent wurde, sein intimster Umgang. Zu seinem Leidwesen folgte dieser dem Ruf nach Göttingen.

---

[1]) Gust. Friedr. Dinter, geb. 1760, gest. 1816.

[2]) Karl Friedr. Burdach, geb. 1776, gest. 1847.

[3]) Der Darstellung von Kunstwerken und der Bildung von Künstlern.

[4]) Die Inschrift wurde durch Kabinetsordre vom 14. März 1841 genehmigt.

[5]) Friedr. Wilhelm Schubert, Prof. der Geschichte und Staatskunde, geb. 1799.

[6]) Wilh. Eduard Albrecht.

Drei Kollegen, sein Vater nicht mitgerechnet, waren nahe Verwandte Hagens. Sein Bruder, der Kameralist Karl Hagen und seine beiden Schwäger, der Astronom Bessel und der Physiker Neumann.[1])

Das geschwisterliche Verhältniß der beiden Brüder, des „Kumst-"[2]) und „Kunsthagen" ließ nichts zu wünschen übrig. Ihre Neigungen waren aber sehr verschieden. Karl Hagen begeisterte sich weder für Poesie noch Kunst, war eine praktisch angelegte Natur, vergrub sich in Akten und seufzte über die schwere Last seines Amtes.

Wie glücklich sich aber August Hagen in seinem Beruf fühlte, geht aus einem Brief hervor, den er nach einem Besuch bei seinem Bruder Karl an seine Frau schreibt, die sich im Seebad Neukuhren aufhielt: „Karl seufzte heute viel über seine Arbeitslast, die mir im Vergleich zu meiner Arbeit wie Sklavenfrohn vorkommt. Ist meine Beschäftigung auch unbegrenzt, so ist sie doch frei, ich nehme das vor, wozu mich meine geistigen Kräfte auffordern und fühle mich durch solche Arbeit erfrischt und erheitert".

Manche Stunde verplauderte er hier im Hause seines Bruders, wenn dieser seine Akten abarbeitete, mit seiner Schwägerin Doris,[3]) die gern über Litteratur sprach.

Ein schweres Leben hat die allgemein verehrte Frau gehabt. Ihr Gatte wurde vom Schlage gerührt und nicht nur körperlich, sondern auch geistig gelähmt. Sieben Jahre pflegte sie ihn, bis er 1856 von seinen Leiden erlöst wurde.[4])

Ein inniges Freundschaftsverhältniß verband Hagen mit seinem väterlichen Rathgeber und „Bruder" Bessel. Dieser war oft kränklich. Die ganze Familie Hagen, welche mit Stolz auf den berühmten Gelehrten sah, hat oft um ihn gesorgt. Bessels selten begabter Sohn Wilhelm,[5]) den Hagen sehr liebte, starb in der Blüthe der schönsten Jahre; ein Schicksalsschlag, von dem sich Bessel nicht mehr erholen konnte.

---

1) Das Portrait von Neumann in der Berliner Nationalgalerie hat Steffeck gemalt, Direktor der Königsberger Kunstakademie.

2) Karl Hagen wurde von den Studenten „Kumsthagen" genannt.

3) Geheimräthin Doris Hagen, geb. Link.

4) Geheimrath Karl Hagen ruht im Grabgewölbe der Kirche zu Seeligenfeld bei Königsberg (Kuppnersches Gewölbe).

5) Wilhelm Bessel starb am 26. Oktober 1840 in Berlin.

Es ist ein weiter Weg von der Ziegelstraße[1]) nach der Sternwarte; dennoch besuchte Hagen, sobald es seine Zeit erlaubte, den verehrten Bruder Bessel, und viele Thränen hat er ihm nachgeweint, als dieser am 14. März 1846 seinem tief betrauerten einzigen Sohne folgte.[2])

Bessels Verdienste wurden in der Rede zur Gedächtnißfeier, gehalten im Auditorium Maximum der Königlichen Albertina-Universität am Tage nach Bessels Begräbniß, den 24. März 1846, eingehend gewürdigt; der Professor Karl Rosenkranz sagte unter Anderem:

„.... Zum dritten Mal ist es, ehrwürdige Versammlung, daß die Astronomie in unserer Provinz zu hohem Ruhm gelangt ist. Das erste Mal durch Copernikus, der 1543 starb. Das zweite Mal durch Kant, dessen Naturgeschichte des Himmels von ihm 1755 Friedrich dem Großen gewidmet ward, ein Werk, welches der Popularastronomie bei uns die Bahn brach und in welchem Kant nicht nur die Asteroiden zwischen dem Mars und Jupiter, sondern auch noch einen Planeten jenseits des Saturn postulirte und dieselbe Theorie der Kosmogonie aufstellte, welche später Laplace vortrug. Das dritte Mal durch Bessel, der in den Gürtel der Sternwarten von Petersburg bis Paris unser Königsberg als würdige Nebenbuhlerin einreihete. Sehen wir in der Geschichte unserer Universität für das Gebiet der Astronomie auf Kants des Philosophen Bemühungen, die Bessels als des strengen Fachmanns folgen, so ist man versucht, ein Wort von Novalis anzuwenden, unter dessen Fragmenten nämlich wir diese Parallele lesen: »Metaphysik und Astronomie sind Eine Wissenschaft. Die Sonne ist in der Astronomie, was Gott in der Metaphysik ist; Freiheit und Unsterblichkeit sind wie Licht und Wärme. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit werden einst die Basen der geistigen Physik eben so werden, wie Sonne, Licht und Wärme die der irdischen Physik sind.«

War Bessel aber nur der große Gelehrte? Haben wir in ihm nur den schweren Verlust eines genialen Forschers zu beklagen? Ach nein! Wir haben durch seinen Tod auch einen der reinsten, liebenswürdigsten Menschen verloren, der auch mit Kant sagen konnte, daß

---

[1]) Hagen wohnte seit 1831 in der Ziegelstraße Nr. 5.

[2]) Der Name „Bessel" lebt in der Hagenschen Familie fort. Die Söhne des zu Berlin verstorbenen Stadtraths Adolf Hagen, der mit der jüngsten Tochter Bessels, Johanna, verheirathet war, führen den Namen „Bessel-Hagen".

der Anblick des gestirnten Himmels über ihm und das Bewußtsein des moralischen Gesetzes in ihm das Erhabenste sei, was für ihn existire. Seine Pflichttreue, seine Redlichkeit, sein Wohlwohlen, seine bereitwillige Aufopferung, seine Freundlichkeit, seine Bonhommie werden bei uns sich immer ein segensvolles Andenken bewahren. Nicht minder auch die Unerschrockenheit, die mannhafte Offenheit, mit welcher er auch seine gegnerische Ueberzeugung aussprach, die hartnäckige, nur in den letzten Jahren zuweilen schroffer sich äußernde Tapferkeit, mit welcher er sie verfocht. Er war eben ein Charakter. Man wußte, wie man mit ihm daran war, und diese rückhaltlose Entschiedenheit, die alles heuchlerische Kokettiren mit gerade beliebten Tagesmeinungen haßte, mußte ihm auch Den versöhnen, der sich etwa zu ihm für diesen oder jenen Punkt in diametraler Opposition befand. Sein warmer patriotischer Sinn umschloß alle Interessen unseres Staates mit regster Theilnahme. — — — — — — — — — — — — — — —

Nicht also die Familie allein, nicht allein die Universität, nicht allein die Stadt und Provinz, nein, das Vaterland hat in ihm einen Freund verloren; ja, was für Beide gleich ehrenvoll, unser erhabener König und Rektor selbst hat in Bessel einen wahren innigen Freund [1]) verloren.

---

[1]) In einem Aufsatz „Berichte über Gegenstände der Kunst" Neue Preuß. Provinzial-Blätter, Königsberg 1846 (Seite 317), der über das Portrait des Königs Fr. Wilhelm IV., von F. Krüger, dem Geschenk Seiner Majestät an Bessel, spricht, liest man:

„Bessel schrieb in der Zeit der Leiden*), die ihn erbarmungslos zu Tode folterten, einen Brief an den Staatsminister v. Humboldt, den dieser für geeignet hielt J. J. M. M. dem König und der Königin am Theetisch vorzulesen. Aus dem Dunkel der Qualen, so ließ er sich etwa klagend vernehmen, blickte er wie zu glänzenden Sternen, zu den Bildern seiner ruhmwürdigen Freunde, die die heitern Wände des Studirzimmers in Büsten und Statuetten, in Gemälden und Kupferstichen verzierten, und erquickt und getröstet fühle er sich in ihrer Gemeinschaft weniger unglücklich; in dreifacher Darstellung begrüße er ihn, an den er die Zeilen richte. — Der König war von den Worten ergriffen und erklärte, durch sein eigenes Bildniß das Museum des Kranken vergrößern zu wollen.

Der Hofmaler und Professor Franz Krüger erhielt den Befehl, das Bild zu malen. —

Der Künstler löste auf das Glücklichste die ihm gestellte Aufgabe und malte den König, man möchte sagen in dem Moment, da er in huldvoller Liebe Bessel seinen Freund nennt. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

*) 1845.

So lebe er denn wohl, unser Kollege, unser Freund! Eines Denkmals, damit wir seiner nicht vergessen, bedarf es nicht. Unsere Zeit ist denkmalsüchtig, und oft hat es den Anschein, als käme es mehr auf die Sache an. Aber Bessel hat sich auch selbst schon sein Denkmal erbaut. Wenn die Schiffe Schwedens, Norwegens, Rußlands, Dänemarks, Hollands, Hamburgs, Englands, Nordamerikas den Pregel herauf segeln, da leuchtet es ihnen vom grünenden Hügel mit schloßartiger Miene und doch mit phantastischen auf ganz besondere Zwecke deutenden Außenwerken entgegen — die Sternwarte. Sie ist seine Schöpfung."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein gleich freundliches Verhältniß, wie mit Bessel, verband Hagen mit seinem Kollegen und Schwager, dem Physiker Neumann; wenn er diesem auch nicht ganz so nahe stand wie seinem Bruder Bessel, so hatten sich beide doch gern, und Hagen verehrte in ihm den Gatten der innigst geliebten Schwester Flore.

Die Liebe zu dieser spricht sich noch in Briefen aus, die er an Geburtstagen derselben an seine Tochter Elise[1]) als Greis schrieb. Da liest man unter dem Datum „den 31. März": „Geburtstag meiner lieben, lieben Schwester Flore". Mit zitternder Hand steht von ihm im Familienverzeichniß bemerkt — Gestorben 29. Dezember 1838 um 11 Uhr Abends. — — —

Die Liebe zur Schwester Flore übertrug er auf deren einzige Tochter Luise Neumann, die ihren Vater, den alten Geheimrath, den fast 100 jährigen Herrn, mit hingebendster Kindestreue pflegte und auf Schritt und Tritt begleitete.

Welch ein rührend schönes Bild gewährte es, wenn der alte Herr mit dem eisernen Kreuz im Knopfloch, von der Tochter behütet, vom Tragheim nach Herzogsacker pilgerte, und der alte Veteran die Uebungen der Grenadiere mit großem Interesse verfolgte!

Viel und oft saß Hagen in seinen letzten Jahren bei der Tochter der geliebten Schwester und sie, eine Künstlerin, hat den alten „Onkel August" so oft angeschaut, daß sie sein Portrait auf die Leinwand zaubern konnte.

---

[1]) Geheimräthin Martins, geb. Hagen.

Es ist das Bild, welches gegenwärtig im Kupferstichkabinet der Universität hängt und in mehreren Kopien den Kindern Hagens von der verehrten Cousine geschenkt wurde.

Als Rosenkranz[1]) 1833 nach Königsberg kam, schloß er sich an Hagen an. Die Frische und Lebhaftigkeit des geistreichen Mannes, die gerade Offenheit, mit der er seine Ansichten verfocht und die Anderer, wenn sie mit seinen nicht übereinstimmten, bekämpfte, berührten Hagen sehr wohlthuend. Seine Frau, welche alle frohen und aufrichtigen Menschen liebte und von des jungen Gelehrten sprühender Unterhaltungsgabe, die durch Gedankenblitze fesselte, entzückt war, hoffte, daß sich zwischen beiden Herren ein engeres Freundschaftsverhältniß knüpfen würde.

Wenn Hagen als Verehrer Schellings auch nicht mit den Ansichten des jungen Philosophen übereinstimmen konnte, so hatte er doch zu dem jüngeren Mann ein solches Vertrauen gefaßt, daß er ihm einige seiner Arbeiten mit der Bitte übergab, sie zu kritisiren.

So entspann sich zwar ein angenehmer Umgang; aber zu einer Freundschaft kam es nicht.

Mit den Jahren wurden die Besuche von Rosenkranz seltener. Es ist möglich, daß seine Kränklichkeit dieses veranlaßte; aber wahrscheinlich trugen auch die sehr verschiedenen Ansichten der beiden Männer mit dazu bei, ein innigeres Verhältniß nicht aufkommen zu lassen.

Hagen hat die vielseitige Bildung des hervorragenden Gelehrten und den vortrefflichen Menschen dennoch sehr hoch geschätzt und aufrichtig getrauert, als der weit jüngere Mann nach vielem Leiden ihm voranging. Die Büste von Rosenkranz erhielt einen Ehrenplatz in Hagens Wohnung.

Einer seiner liebsten Kollegen, mit dem er auch in ziemlich gleichem Alter stand, war ihm der Professor Lehrs.[2]) Der Tod dieses allgemein beliebten Gelehrten ging ihm sehr nahe. Unter dem 15. Juli 1878 schreibt er über Lehrs an seine Tochter Elise:[3])

„— — — — unter solchen Umständen ist meine Absicht,[4]) durch

---

[1]) Karl Rosenkranz, geb. 1805, gest. 1879.

[2]) Karl Lehrs, geb. 1802, gest. 1878.

[3]) Geheimräthin Martins, geb. Hagen.

[4]) Hagen wollte einen Ausflug nach Neuhäuser unternehmen.

energische Motion die Alterslast für längere Zeit abzuschütteln, eine verfehlte zu nennen. Das fühle ich um so mehr, als ich gestern am Grabe des trefflichen Lehrs stand, eines Gelehrten, wie er der Universität kaum wieder zu Theil werden wird, eines selten edlen Mannes, voll Charakterstärke und treuer Freundschaft — ich habe viel mit ihm verloren — — — —."

In der schon früher genannten Gedächtnißschrift „Der Medizinalrath Hagen" liest man:

„Karl Gottfried Hagen machte das Erscheinen von zwei Privatdozenten, den Doktoren Dove und Neumann, nachdenklich, da sie vom Ministerium nach Königsberg gesandt waren, um über Physik und Mineralogie Vorträge zu halten; denn er glaubte darin zu erkennen, daß man in seine Kraft Mißtrauen zu setzen anfange."

Ein solches Gefühl hat August Hagen, der sich dem sechzigsten Lebensjahre näherte, nicht beschlichen, als Dr. Friedländer nach Königsberg berufen wurde.

Es scheint sogar Hagens Wunsch gewesen zu sein, einen Kollegen, dessen Fach mit seinem im Connex stand, zu erhalten. Aus seiner Korrespondenz mit Gerhard[1]) ist dieses zu schließen.

Dieser schreibt ihm unter dem 13. Mai 1854: „Friedländer muß nun wohl bald aus Italien zurück sein, ich darf voraussetzen, daß er seine Zeit dort gut benutzt und schätzbare Anschauungen für Euch aufgenommen haben wird."

Von einer Verstimmung Hagens über den neuen Zuwachs für sein Lehrfach hat man nie etwas wahrgenommen, im Gegentheil rühmte er die Liebenswürdigkeit und den Takt des Herrn Professors Friedländer[2]) dem alten Mann und Gelehrten gegenüber.

Dieses wird hier erwähnt, weil man aus einer Stelle des Nachrufes von Herrn Richter-Schwarzort auf ein gespanntes Verhältniß der Kollegen vielleicht schließen könnte. Hagen hat weder mit jüngeren noch älteren Kollegen auf gespanntem Fuße gestanden. Ebenso gern, wie

---

1) Der Archäologe Professor Gerhard.

2) Herr Professor Friedländer hat im Auftrage und Namens des Senats den im Anhange abgedruckten Nachruf verfaßt. Aus der Wärme desselben läßt sich schon auf die gegenseitige Verehrung der beiden Gelehrten schließen.

er jüngere mit seinen Kenntnissen und Hülfsmitteln auf Verlangen unterstützte, ebenso gern lernte er von ihnen.

„Lehren und lernen" war und blieb bis zu seinem letzten Athemzuge sein Wahlspruch.

Als er schon in den Sechzigern stand, gewann er in dem Professor Nitzsch[1]) einen lieben, treuen Freund.

Unter dem 22. September 1872 schreibt er an seine Tochter Elise: „Gestern war ich auf einem Abschiedsfest für Professor Nitzsch. Ein solches wird auch ihm, meinem theuren Freunde, zu Ehren in diesen Tagen bei uns stattfinden. In ihm verliere ich einen meiner liebsten Kollegen, mit dem ich viele Spaziergänge gemacht habe. Der treue Nitzsch hat als Historiker hier 10 Jahre in Ehren gewirkt und ist nun an die Berliner Universität berufen."

Von Hagens älteren und jüngeren Freunden und Bekannten in Königsberg, mit welchen er in wissenschaftlichem Verkehr stand, sind hier nur bekannt: der Professor Schulrath Dr. Lukas, Professor Sanio, Dr. Töppen, Professor Simson, Maler Löschien, seine intimen Freunde, der Stadtrath Hensche, Regierungsrath Bartisius und Pfarrer Heinel, sein Neffe Rudolf Reusch, die Pfarrer Gregor und Gebser, Gymnasial-Direktor Möller, Dr. Minden, Dr. Seemann, Dr. Meckelburg, v. Hasenkamp, Dr. v. Mülverstedt, Dr. Bujack, der Hagen in Sachen der Prussia oft besuchte, Staatsarchivar Philippi, Bibliothekar Dr. Reicke und viele Künstler, deren Namen, soweit sie bekannt, schon genannt sind.

Hagen war Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften; unter anderen Mitglied der Königlichen Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen (seit 13. Juli 1833), korrespondirendes Mitglied der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Kultur zu Breslau (seit 4. Mai 1836), Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig (seit 6. August 1873).

Hagen betrachtete jedes Unternehmen, jede seiner Beschäftigungen, die auch nur im losen Zusammenhange mit seinen wissenschaftlichen Bestrebungen standen, als seinen „Dienst".

[1]) Karl Wilhelm Nitzsch, geb. 1818, gest. 1880.

Zu diesem rechnete er daher nicht nur seine Vorlesungen an der Universität und Kunstakademie, sondern auch die vielen Privatvorlesungen, welche er im Laufe der Jahre vor Damen und Herren gegen ein Eintrittsgeld hielt. Die ganze Einnahme verwendete er grundsätzlich für wohlthätige und kunstwissenschaftliche Zwecke.

Prutz sagt in seinem Werk über die Albertus-Universität,[1]) Hagen habe sich in Königsberg über die akademischen Kreise hinaus Bürgerrecht erworben, indem er bei den Bewohnern der Stadt Interesse und Theilnahme für Kunst erweckte.

Ein solches Bürgerrecht hat er sich auch in zweiter Linie durch die Unterstützungen, welche er Wohlthätigkeitsanstalten Königsbergs zufließen ließ und die mit seinem „Dienst“ außer Zusammenhang standen, erworben.

Sein Wohlthun in dieser Beziehung dürfte um so mehr anzuerkennen sein, als er auch darin fortfuhr, nachdem seine Vermögensverhältnisse sehr zurückgegangen waren.

Das Herz des Wohlthäters schlug besonders warm für jene armen, unschuldigen Wesen, die taub oder blind zur Welt kommen.

Von den in seinem Nachlasse vorgefundenen Dankschreiben mag folgendes hier Aufnahme finden:

„Ew. Hochwohlgeboren haben die Güte gehabt, zum Besten unseres Vereins in diesem Winterhalbjahre eine Reihe öffentlicher Vorträge zu halten. Durch Ew. Hochwohlgeboren geneigtes Wohlwollen für unsern Verein ist das Interesse für denselben bei einem großen Theile unserer Mitbürger mit dem besten Erfolge angeregt.

Wir erfüllen eine für uns ehrenvolle Pflicht, indem wir Ew. Hochwohlgeboren für die große Güte unsern Dank ehrerbietigst aussprechen.

Königsberg, den 10. Februar 1860.

Der Vorstand des Preußischen Provinzial-Vereins
für Blinden-Unterricht.

Reimer. Wiener.“

---

[1]) Die Albertus-Universität zu Königsberg in Pr. im 19. Jahrhundert. Königsberg 1894.

Hagen rechnete zu seinem „Dienst“ auch seine Reisen, seinen Umgang mit Gelehrten, Künstlern und Kunstfreunden.

Die Korrespondenzen mit diesen Herren und seine Reiseaufzeichnungen sonderte er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit von privaten Briefen und Papieren.

Jedes Privatinteresse mußte sich dem „dienstlichen“ beugen.

Daher ist es auch in seinem Lebensbilde versucht worden, hauptsächlich erst seinen Dienst zu besprechen.

Werfen wir nun zum Schluß noch einen Blick in sein privates Leben. —

Nach dem Tode seiner Eltern kaufte er deren Haus auf dem Burgkirchenplatz, in welchem sie ihr gesegnetes Leben beschlossen hatten.

Es wurden ihm in diesem Hause drei Kinder geboren, Margarethe,[1]) Hans[2]) und Heinrich.[3]) Eine im Jahr 1826 geborene Tochter, mit dem Namen Gertrud,[4]) starb, zum großen Schmerz des jungen Paares, einige Wochen nach der Geburt.

Im Jahr 1833 zog er in das Haus Ziegelstraße Nr. 5. Hier hat er bis zu seinem Tode, 47 Jahre hindurch, gelebt, gestrebt, gewirkt, gedichtet und viel Freude, aber auch schweres Leid erfahren.

Trotz seiner schwer besetzten Zeit widmete er nicht wenige Stunden seinen vielgeliebten Kindern.

Zu den drei genannten kamen noch zwei Mädchen, Klara[5]) und Elise[6]) hinzu.

Als die Kinder noch klein waren, gab es für sie in jeder Woche einen sogenannten „Flausentag.“ Mit Scheere, Pappe, farbigem Papier und Kleister wurden Häuser mit rothen Dächern und weißen Schornsteinen, Kirchen mit zierlichen Thürmen hergestellt, Schiffchen aus Papier gekniffen, Schattenbilder ausgeschnitten und dergleichen.

Die beiden jüngsten Mädchen durften nicht müßig zuschauen. Väterchen, mit dem freundlichen Gesicht, unter den jubelnden Kindern,

---

1) Geb. 26. August 1827.
2) Geb. 28. Juli 1829.
3) Geb. 19. Mai 1831.
4) Geb. 23. Juli 1826.
5) Geb. 14. Juni 1833.
6) Geb. 20. November 1835.

machte eine Zeichnung, legte sie auf ein Kissen und mit der Stecknadel mußten Donna „Clarissa“ und „Lisel“ die Umrisse des Bildes fein säuberlich ausstechen.

In späteren Jahren unternahm er mit den Kindern oft weite Spaziergänge, mit den Söhnen mehrtägige Fußtouren an die See, nach Rauschen, Neukuhren und dem schönen Warniken mit der alten hohlen Eiche. Wie Keiner verstand er es, die Kinder auf die Naturschönheiten aufmerksam zu machen. Die Namen der Bäume und Blumen, der Saaten, der Vögel u. s. w. waren den Knaben und Mädchen schon in ganz jungen Jahren geläufig. Spielend wußte er ihnen das beizubringen, nie docirte er dabei, immer ging er mit seinen Kindern wie ein Kamerad, wie ein Freund, um. Wollte er doch, daß sie in ihm den treusten Freund erkennen sollten; und welch treuer Freund ist er ihnen gewesen!

Für die Erziehung der Kinder wurde kein Opfer gescheut.

Hagen war es schwer geworden, französisch sprechen zu lernen. Den Kindern sollte das erleichtert werden. Französische Gouvernanten, die, wenn sie aus Frankreich kamen, kein Wort Deutsch konnten, wurden gehalten. Musik-, Mal- und Zeichenlehrer gaben den Mädchen Unterricht, Hauslehrer den Knaben Nachhülfestunden.

Die großen Ferien verlebte die Familie auf dem Lande,[1]) meistentheils in Rauschen oder Neukuhren am Ostseestrande.

Doch auch in den Ferien ruhte nicht der „Dienst“. Viele Bücher, ein großer Vorrath von Papier, eine „Bouteille“ Tinte und ein Bund Gänsefedern, sowie Bleifedern, Zirkel und Lineal wurden in einer großen Kiste auf den hoch bepackten Möbelwagen gelegt, der über Eichenkrug und Pobethen dem herrlichen Strande zufuhr. Möbel, Betten und Küchengeräth, selbst Lebensmittel mußten mitgenommen werden.

Logirhäuser gab es nicht; sie verdrängten erst später die idyllischen Wohnungen der kleinen freundlichen Fischerhäuser mit den frisch getünchten Wänden. Vor einem solchen Häuschen mit Strohdach wurde ein großes Zelt aufgeschlagen, in dem man, umweht von der kräftigen

---

[1]) Einige Sommer in Seßlacken bei Insterburg auf dem Gut des Landraths Burchard.

Seeluft, die Mahlzeiten einnahm, wohnte und die Besuche der Nachbarn empfing.

Gelang es hier Hagen unter den Badegästen Theilnahme für Kunst und Poesie zu wecken, so wurde sein Zelt, von dem man auf das blaue Meer schauen konnte, zum Auditorium. Viele Vorlesungen hat er dort gehalten und der Kunst Freunde zugeführt.

Gingen die Wellen noch so hoch oder war das Wetter noch so kalt, am frühen Morgen, bevor er Kaffee getrunken hatte, nahm er das Bad. Furcht vor irgend einer Gefahr war ihm fremd, immer strebte er dahin, seinen Körper abzuhärten. „Wer sich verweichlicht, macht sich abhängig, — Unabhängigkeit ist mehr als alles Andere werth!“

In der Regel führte er auf seinen Gängen ein Skizzenbuch mit. Viele Badegäste erhielten von ihm ihr Häuschen oder die Umgebung desselben als Bleifederzeichnung verehrt. Ein auf die Gabe bezüglicher Vers fehlte nimmer. Dichten war nun einmal seine Passion.

Mit verschiedenen Badegästen wurde ein freundschaftlicher Umgang in der Stadt fortgesetzt.

Der rege gesellschaftliche Verkehr im Hagenschen Hause, den die lebensfrohe Frau mit großer Vorliebe unterhielt, fand zwar nach Verlust des Oestreichschen Vermögens einige Einschränkung; aber es verging selten ein Tag ohne Besuch.

Verwandte, Freunde der Söhne und Freundinnen der Töchter fanden sich fast jeden Sonntag ein.

Vier- auch achthändig wurde oft auf zwei Flügeln gespielt, oder „Tante Molly“ spielte zum Tanz. Die Jugend tanzte und walzte, sang und sprang, während Hagen oben in seiner Studirstube arbeitete.

Weder die Musik, noch der freudige Lärm, der bis oben hinaufschallte, störten ihn — im Gegentheil, er hörte gern das frische Lachen seiner Kinder und Gäste —; er brauchte heitere Menschen und heiteren Himmel, um fröhlich schaffen zu können.

Er bewohnte für seine Person die oberste (zweite) Etage viele Jahre ganz allein. Hier befanden sich zwei stille Stuben, mit der Aussicht nach dem großen Garten, welche er als Bibliothek und Studirzimmer benutzte. Durch einen Flur getrennt lag das Auditorium, in

dem er bis zum Jahr 1862 die Vorlesungen vor Studenten und Kunstakademikern gehalten hat.

Später hielt er die Vorlesungen in dem neuen Universitätsgebäude.

Um den großen Garten, der zum Hause gehörte, benutzen zu können, kaufte er, besonders auf Wunsch seiner Frau, das Grundstück.[1]) Diese verwandelte das wüste, verwachsene Stück Land mit Hülfe eines Gärtners und einiger Arbeiter in wenigen Jahren in einen freundlichen, duftenden Garten. Hagen las hier in einer wenig schattigen Laube nach Tisch Journale und Zeitungen. Je greller die Mittagssonne brannte, je wohler fühlte er sich. Durch seine Energie hatte er es erreicht, sich auch unabhängig von Hitze und Kälte zu machen. Bei 25° Hitze ging er munteren Schrittes nach Neuhausen, bei 25° Kälte spazierte er auf dem Pregel nach Kosse.

Bald nachdem das Grundstück gekauft war, ließ er sich in seiner Etage aus großen Bodenräumen eine Studirstube ausbauen. Dieses, nach Süden gelegene Zimmer, mit schönem Licht, anmuthiger Aussicht und gesunder Lage, hat viel dazu beigetragen, seine Gesundheit zu erhalten und sein Leben zu verlängern.

Das zufriedene und glückliche Leben im Hagenschen Hause erlitt durch die Krankheit der von den Eltern innigst geliebten Tochter Klara einen gewaltigen Stoß.

Diese, ein frommes, seelenvolles, liebes Geschöpf, mit den dunklen Augen und dem Frohsinn der Mutter, von unbeschreiblicher Herzensgüte, erkrankte, als sie kaum erwachsen war, an einem schleichenden, qualvollen Nervenleiden.

Die Königsberger Aerzte, so viele ihrer auch an das Krankenbett gerufen wurden, konnten keine Hülfe bringen.

So vergingen Jahre in qualvollem Schmerz und bitterer Sorge um das gemarterte Kind, welches, Gott ergeben, die schwer bekümmerten Eltern zu trösten suchte. Plötzlich verlor sie zudem die Sprache. In diesem Zustande schreibt sie an ihren Bruder Heinrich:

---

[1]) Ziegel-Straße Nr. 3, 4 u. 5.

„Königsberg, 5. und 6. Mai 1854.

Der Brief ist nur für Dich.

Mein guter lieber Heinrich, schon so lange wollte ich an Dich schreiben, die Kräfte reichten aber nicht aus, auch heute muß ich Dich, meinen liebsten guten Bruder, um Nachsicht anflehen. Keinen Augenblick bin ich ohne Schmerzen, das wollte ich aber schon ertragen, wenn nur die Sprache wiederkäme. Dieser Zustand ist entsetzlich. Gott hat mir aber schon oft beigestanden und so hoffe ich, daß Er mir auch jetzt gnädig sein wird. Lieber, guter Heinrich, glaube mir, es wäre aber besser gewesen, wenn Gott mich erlöst hätte; sei mir doch nur nicht böse, daß ich klage, ich möchte aber doch so gerne einmal aussprechen, was ich fühle. Denke nur an die Lieben, die mich pflegen, die arme Mutter hat viel auszuhalten, und Elise! und das gramvolle Gesicht vom Vater! — — Du glaubst nicht, wie ich mich zusammennehme, den Lieben die Pflege zu erleichtern, aber leider kann man nicht immer so ganz Herr seiner Stimmung werden.

Lieber guter Heinrich, für mich sind die Leiden schon sehr quälend, aber meine Umgebung, von der ich mit größter Liebe und Aufopferung gepflegt werde, ist noch viel mehr zu bedauern. Meine Kräfte reichen nicht aus, meine Stimmung zu verbergen und daher kommt es, daß ich den Lieben noch mehr zur Last falle. Verzeih' mir, lieber Junge, daß ich so klage, aber vergiß nicht, wie lange ich nun schon so schrecklich zu leiden habe — aber freilich ist es ein Unrecht, über die Leiden, die Gott uns schickt, verzagt zu sein. Muß doch gewiß jeder Mensch eine Prüfung bestehen! Da wir ja doch nicht für dieses Leben bestimmt sind — — und dann sind die körperlichen Schmerzen gewiß noch dem Seelenleiden vorzuziehen und so bin ich vielleicht noch von Gott bevorzugt. Vergieb, mein trautster Junge, die langen Reden, man wird aber mit der Zeit so ernst — — — Keinem darfst Du von meiner Stimmung etwas mittheilen, nur Du — nur Dir konnte ich sie nicht verschweigen."

Die Sprache kam wieder; aber weder längere Landaufenthalte noch Seeluft brachten Erleichterung der qualvollen Leiden.

Auswärtige Aerzte wurden empfohlen. Jahre lang reiste die schwer geprüfte Mutter mit der Leidenden, in Begleitung der jüngsten Tochter Elise, von Stadt zu Stadt, von Bad zu Bad.

Allopathen und Homöopathen konnten keine Linderung schaffen. Zuletzt klammerte sich die unglückliche Mutter, wie der Ertrinkende an den treibenden Strohhalm, an die Reklameanzeigen von Magnetiseuren und Wunderdoktoren.

Hagen konnte, seines Amtes wegen, Frau und Töchter auf den Reisen nicht begleiten. Die älteste Tochter, Magarethe, hatte bereits den Assessor v. Zander[1]) geheirathet. Beide Söhne standen in auswärtigen Garnisonen.

So war denn der von Gram gebeugte Vater ganz allein in dem großen öden Hause, und jeder Brief brachte herzbrechende Nachrichten.

Die Arbeit wurde dem einsamen Mann schwer und er flüchtete oft von ihr zu seinen Geschwistern, der Schwester Bessel und seinem Bruder Fritz.[2])

Diesen treuen Mann, den biedern, herzensguten Fritz, wie sehr hat er ihn geliebt!

Immer war einer seiner liebsten Gänge zu dem Lieblingsbruder, der in dem alten Vaterhause[3]) wohnte. Wie heimelte ihn der Duft der Kräuter und Medikamente an, wenn er in das liebe Haus trat! Hatten die Räume der Hofapotheke auch ein neues glänzendes Kleid erhalten, so war doch der Platz, auf dem sein theurer Vater mehr als ein halbes Jahrhundert gewirkt hatte, derselbe geblieben.

Bei jeder Stufe, die er auf der kunstvoll geschnitzten Treppe emporstieg, gedachte er seiner verehrten Mutter, die ihn hier als schwachen Knaben behutsam herauf und herunter geleitet hatte.

Sein Vaterhaus betrachtete er als das Stammhaus seiner Familie. Als später einst die Rede davon war, es würde, da keiner

---

1) Julius Theodor Maximilian Friedrich v. Zander, Regierungsrath und Kreishauptmann des Kreises Liebenburg, geb. 22. Juli 1824 in Marienwerder, gest. 3. Dezember 1880 in Wöltingerode im Harz.

2) Johann Friedrich Hagen, geb. 1788.

3) Hofapotheke in der Junkerstraße.

der Söhne seines Neffen Fritz M. Hagen Pharmacie studirt habe, in fremde Hände übergehen müssen, zeigte er sich tief bekümmert.[1])

Ein Besuch bei seinem Bruder Fritz und dessen zartfühlender Frau Henriette, seiner Jugendgespielin in Kommau, brachte ihm Trost in jenen schweren Jahren. Im Sommer wanderte er auch öfters nach dem Gut Rachsittenthal, dem Tuskulum seines Bruders Fritz, und erfrischte sich auf dem anmuthigen Platz unter der alten Akazie im Gespräch mit den Geschwistern.

In den letzten Jahren der Krankheit seiner Tochter stand die Hofapotheke bereits unter dem Sohn seines Bruders, Fritz M. Hagen.[2]) Dieser war mit einer Freundin der Töchter Hagens, Marie Gerhards,[3]) verheirathet; sie, sowie ihre Schwester Elise Gerhards, junge Damen von auffallendem Liebreiz, hatten die frohen Abende im Hagenschen Hause noch mit erlebt. Hier wurden sie mit zwei Neffen Hagens, Hermann[4]) und Fritz M. Hagen[5]) bekannt und schlossen mit ihnen den Bund fürs Leben.

Hagen suchte hier öfters in jener schweren Zeit bei dem jungen glücklichen Paar in der Hofapotheke Zerstreuung. Fand er doch ein warmes mitfühlendes Herz bei der Freundin seiner kranken Tochter.

Der Magnetiseur in Dresden hatte seine Kunst gleichfalls vergeblich an der Kranken versucht. Auf Anrathen einer befreundeten Familie wurde in Berlin der berühmte Frauenarzt Dr. Karl Mayer konsultirt. Dieser gab Hoffnung.

Das Befinden besserte sich mit jedem Tage. Innerhalb eines Jahres war die Kranke scheinbar ganz hergestellt. Der Sohn ihres Arztes, Dr. Louis Mayer[6]) bat sie um ihre Hand.

---

[1]) Der Sohn dieses Neffen, der Gerichtsassessor und Hauptmann der Reserve Fritz Hagen, studirte als Assessor Pharmacie und übernahm, nach abgelegtem Examen, die Hofapotheke von seinem Vater am 1. Januar 1891.

[2]) Karl Friedrich Moritz Hagen, geb. 19. November 1824, übernahm die Hofapotheke von seinem Vater am 1. Januar 1850.

[3]) Tochter des Hauptmanns Gerhards.

[4]) Doktor der Medizin.

[5]) Hofapotheker.

[6]) Dr. Carl Emil Louis Mayer, Geheimer Sanitätsrath, geb. 1829, gest. 1889.

Das Ganze erschien wie ein Wunder. Als glückliche Braut kehrte sie in die Arme ihres Vaters zurück.

Im Mai 1856 fand die Vermählung statt.

Freude war wieder in das Hagensche Haus eingezogen; doch die Trauer folgte ihr auf dem Fuße.

Schon nach wenigen Monaten traten bei der jungen Frau ähnliche Krankheitserscheinungen, wie vor ihrer Verheirathung auf. Mutter und Schwester eilten zu ihr nach Berlin. Eine Operation wurde von den Aerzten für nöthig gehalten. Dieser folgten noch mehrere, welche die Qualen der Bejammernswerthen nur vermehrten.

Am 7. November 1856 wurde sie erlöst.

Einige Wochen vor ihrem Tode richtete sie bei den qualvollsten Schmerzen ein rührendes Schreiben voller Ergebung in ihr Schicksal an den Vater. Nach Ausspruch der Aerzte sollte dieses, unmittelbar von der Kranken nach einer Operation abgefaßt, den Tod beschleunigt haben.

Der bekümmerte Vater hat jenen Brief, in welchem sich die treueste und zärtlichste Kindesliebe ausspricht, gelesen und wieder gelesen und noch nach vielen Jahren bittere Thränen über ihn vergossen.

In einer Aufzeichnung, die in jenen Tagen des tiefsten Schmerzes von ihm gemacht ist, liest man: „Luthers Tischreden 4 S. 261. Als Luther seine Tochter Magdalene 1542 betrauerte" — —

261. Ach Du wirst wieder aufstehen und leuchten, wie ein Stern, ja wie die Sonne. 262. Ich hab' einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen — ja ich hab ihrer zween (Elisabeth † 1528) hingeschickt."

Hagen scheint das Nachfolgende einige Tage später geschrieben zu haben.

„Nächst der Eltern Tod, sagt Luther an einer Stelle der Tischreden, empfindet man keinen anderen schmerzlicher, als den der Kinder."

In seinem Schmerz um das eben verlorene Kind, scheint er dem Ausspruch Luthers nicht zugestimmt zu haben. Aus dem Nachfolgenden geht hervor, daß er seiner Schwägerin Henriette,[1]) die vor vielen

[1]) Henriette Hagen, geb. Mahraun.

Jahren die einzige Tochter verloren hatte, sein Herz ausschüttete, wohl weil ihm sein zartes Gewissen Vorwürfe machte, den Tod des Kindes schmerzlicher zu fühlen als den seiner theuren Eltern.

Mit kleiner Schrift steht unter den Bemerkungen über Luthers Tischreden:

„Schwägerin Jettchen sagte mir heute, die ihren Vater über Alles liebte, der Schmerz über den Tod eines Kindes wäre unvergleichlich härter, wie der um die geliebtesten Eltern."

Am 6. August 1858, zwei Jahre nach dem Tode seiner Tochter, steht von dem noch immer tief trauernden Vater auf ihrem Abschiedsbrief vermerkt: „Indem Du, mein Kind, an Deinen Vater dachtest und schriebst, führtest Du schneller die Scheidestunde für immer herbei. — Meine Klara, wie viel verlor ich, da sich Dein Auge schloß"! — —

Beide, Vater und Mutter, haben schwer gelitten und ihr ganzes Leben an dem Schmerz getragen.

Der treuen Schwester der Verstorbenen, der von dieser so innig geliebten Elise[1]) war die Jugend geknickt. Nachdem sie diese qualvollen Leiden täglich vor Augen gehabt hatte, konnte sie nie wieder recht froh werden. Aus dem fröhlichen Kinde war in wenigen Jahren eine ernste Jungfrau geworden, ein Hausmütterchen, die Stütze ihrer tief gebeugten Eltern. —

Schwere Jahre folgten. Frau Sorge hatte wohl schon früher einige Male den Blick in das Haus der glücklichen Familie geworfen — jetzt nahm sie ganz von ihm Besitz.

Die jahrelange Krankheit der Tochter, verbunden mit den theuren Reisen, hatte viel gekostet. Die Ausstattungen von zwei Töchtern waren beschafft. Die hohe Rente an die Schwiegermutter in Braunsberg wurde zur drückenden Abgabe.

Die trauernde, durch die Pflege erschöpfte Frau rechnete und rechnete, sorgte und grübelte, wie aus den Verlegenheiten herauszukommen sei. Das Gehalt ihres Mannes betrug 1200 Thaler.[2]) Das noch vorhandene Vermögen steckte in dem Grundstück.

---

[1]) Später heirathete Elise Hagen den Wittwer, den Mann ihrer verstorbenen Schwester, den Dr. Louis Mayer. Die Ehe wurde 1872 getrennt.

[2]) Das Gehalt wurde 1871 auf 1500 Thaler erhöht.

Der Hausstand war schon vor mehreren Jahren bedeutend verkleinert, die Gouvernante längst entlassen, der Diener und die sogenannte Dritte[1]) abgeschafft. Gesellschaften wurden, schon der Trauer wegen, nicht gegeben und nicht besucht.

Um die Einnahmen zu erhöhen, kam die Frau, welche ihrem Gatten so wenig wie möglich von den schweren Sorgen mittheilte, auf die Idee, einen Theil der Wohnung zu vermiethen. Einige Jahre geschah das, aber ohne nennenswerthen Erfolg.

Es mußte auf ein anderes Mittel gesonnen werden, und so beschloß sie, junge Mädchen in Pension zu nehmen.

Der Hausstand wurde nun wieder vergrößert. Bei den vielen Widerwärtigkeiten, die mit der ganzen Angelegenheit verbunden waren, hatte sie wenigstens das große Glück, in einer Verwandten, dem Fräulein Elise Janowski, eine Gesellschafterin zu finden, die ihr eine liebe Freundin und treue Beratherin wurde.

Die immer um ihren Mann besorgte Frau fürchtete, daß ihm die Gesellschaft der Pensionärinnen bei den Mahlzeiten, die gleichzeitig seine Erholungsstunden waren, nicht angenehm sein würde.

Darin hatte sie sich nun getäuscht. Er liebte die jungen Damen bald wie seine eigenen Kinder, und die Mehrzahl verehrte ihn wie einen Vater. Die lebhaften Tischgespräche drehten sich um Kunst und Poesie. Er stand mit einigen bis zu seinen letzten Lebensjahren in Briefwechsel. Einem Geschwisterpaar, Fräulein Antonie und Wally Langenstrassen, welches sich lebhaft für Kunst interessirte, dedicirte er sogar eine Künstlergeschichte „Acht Jahre aus dem Leben Michael Angelo Bonarrotis."

Die hinter dem Titelblatt gedruckte Widmung lautet: „Den Schwestern A. L. und W. L., seinen lieben Freundinnen."

Die Besorgniß seiner Molly traf demnach in dieser Beziehung nicht zu; aber gründlich hatte sie sich auch darin getäuscht, daß das Unternehmen den Finanzen aufhelfen könnte.

Eine unglaubliche Mühe, Last, Arbeit und Verantwortung hatte sie sich auferlegt, aber keinen pekuniären Vortheil gezogen.

---

[1]) Jungfer.

Als treuester Freund des Hauses bewährte sich auch in diesen Jahren, wie in der langen Schmerzenszeit der Krankheit der Tochter, der Kreisrichter Ludwig Burchard.[1]) Hagen hatte sich des fünfzehn Jahre jüngeren Mannes als Schüler und Student mit großer Liebe angenommen. Burchards großes musikalisches Talent trug dazu bei, ihn zum stets gern gesehenen Hausfreunde zu machen.

Alles, was er Gutes im Hagenschen Hause genossen hat, ersetzte er tausendfältig in späteren Jahren durch die selbstlosesten Freundschaftsdienste. Nicht nur war er der treue Berather in allen pekuniären Verhältnissen von August und Molly Hagen, sondern auch der väterliche Freund ihrer Kinder, die ihn, obgleich nicht verwandt, Onkel Ludwig nannten. Der „gute Onkel Ludwig" wurde von ihnen bei allen erdenklichen Fällen zu Rath gezogen, und er wußte immer zu helfen. Er hatte eine der jungen Damen, die im Hagenschen Hause Aufnahme gefunden, Fräulein Therese Gutzeit, geheirathet. Die innigste Freundschaft und gegenseitige Hochachtung verband die beiden Ehepaare.

Burchard, als Verwalter des Vermögens in alle Verhältnisse eingeweiht, sah klar, daß die Wirthschaft bei Hagens zum gänzlichen Ruin führen müsse. Der Freund hielt es für seine Pflicht, Hagen vorzuschlagen, das Grundstück zu verkaufen und in eine kleine Miethswohnung zu ziehen.

Wenn es dem Gelehrten auch nicht verborgen geblieben war, daß seiner Molly das Rechnungswesen oft Sorgen bereitete, so erfuhr er doch erst jetzt von Burchard die trostlose Vermögenslage.

Hagen erklärte sich sofort bereit, dem wohlmeinenden Rath des Freundes zu folgen. Die Frau dagegen bat, noch abzuwarten, es könnte doch irgend ein Glückszufall — sie dachte an ihr Dombau-Lotterielos — Alles zum Guten wenden. Wußte sie doch, wie ihr Hagen an seiner Studirstube hing; sie ihm nehmen, wäre mehr wie ein Nagel zu seinem Sarge.

Dem treuen Burchard gelang es aber, freilich erst nach Jahren, einen Ausgleich zu schaffen, der alle Theile in hohem Maße befriedigte.

---

[1]) Amtsgerichtsrath Ludwig Burchard, geb. 14. Mai 1812, gest. 23. Januar 1886.

Das Haus wurde günstig verkauft, und die bisher benutzte Wohnung konnte gegen Zahlung einer Miethe beibehalten werden.

Nach einigen Jahren beschränkte sich das alte Paar auf die oberste Etage. Die einst so reiche Erbin fühlte sich zufrieden und wohl in den kleinen Mansardenstuben. Waren doch alle Verpflichtungen gelöst und vor Allem — ihr Mann hatte seine Studirstube behalten.

Ein Theil der alten schönen Möbel fand keinen Platz in den kleinen Stuben und wurde auf die Böden gebracht; Kronleuchter wurden verpackt und Bilder fortgestellt.

Auffätze und Untersätze von Spiegeln und hohen Möbelstücken mußten der niedrigen Stuben wegen abgenommen werden.

Der große Flügel, das Lieblingsstück der Frau, konnte in den Stübchen nicht untergebracht werden. Er wurde verkauft.

Bei ihrem Sinn, eine Wohnung mit den geringsten Mitteln heimisch einzurichten, sah bald jeder Raum wie ein Putzschächtelchen aus. Auch in dieser kleinen bescheidenen Wohnung wußte sie noch immer für Kinder und Großkinder, wenn diese die alten Eltern besuchten, Platz zu schaffen.

Leicht wird der Frau dieser Wechsel in der Einrichtung nicht gewesen sein, aber sie zeigte es nicht; sie wollte dem Mann und den Kindern das Herz nicht schwer machen. Der Gelehrte dagegen wird den Wechsel kaum empfunden haben.

Der liebende Gatte aber empfand es schmerzlich, daß seine Molly nicht mehr musiciren konnte. So überraschte er sie denn mit einem Pianino, und sie spielte, trotz der etwas steif gewordenen Finger, mit demselben Eifer, mit leuchtenden Augen und hoch gerötheten Wangen, wie vor vierzig Jahren. —

Das Kriegsjahr 1866 fiel noch in die sorgenschwere Zeit der Familie.

Die Söhne rückten ins Feld. Als der jüngste Sohn, Rittmeister bei den Litthauischen Dragonern, von dem alten Vater Abschied nahm, äußerte der Neunundsechzigjährige, er würde ihn gerne in den Krieg begleiten, aber nicht als Offizier — zu kommandiren verstände er nicht — sondern als Pfleger und Hüter seiner Söhne; er setzte noch

hinzu: „damals[1]) sollte ich zu jung und schwach sein, heute bin ich zu alt, aber nicht zu schwach, um Gewehr und Tornister zu tragen.“

Die Mutter bat den Sohn, ein theures Andenken, ein Vierkleeblatt, zu sich zu stecken; er möge sie nicht für abergläubisch halten; aber wenn er es erblicke, so würden seine Gedanken zur alten Mutter schweifen und sich immer mit den ihrigen begegnen. Das alte Vierkleeblatt, welches wohl in Neuhausen[2]) gepflückt sein wird, hat den Sohn 1866 und 1870/71 begleitet.

Die Feldpostbriefe der Söhne copirte die Mutter sofort und schickte sie dann erst dem Schwager Neumann, der als alter Feldsoldat an den Kriegsereignissen den allerregsten Antheil nahm. —

Der Geheimrath Neumann trat im April 1815, 16 Jahre alt, als freiwilliger Jäger ins Kolberger Regiment zur Kompagnie des Hauptmanns Bagenski. Erst zwei Monate Soldat, wurde er am 16. Juni bei Ligny schwer verwundet. Eine Gewehrkugel durchbohrte ihm die linke Wange, zerschmetterte die ganze linke Zahnreihe, verletzte auch die rechte und nahm ihren Weg hinaus durch Nase und Lippe. Leider hatte die Kugel noch größeres Unheil angerichtet, die halbe Zunge war verloren. Der Schwerverwundete brachte einige qualvolle Tage ohne jede Pflege zu.

Es fand sich endlich eine mitleidige Seele, die sich des Jägers mit dem zerschmetterten Knabengesicht annahm. Man schaffte ihn nach Düsseldorf. Hier wurde er von Damen, die sich dem Lazareth als Pflegerinnen zur Disposition gestellt hatten, mit liebevollster Sorgfalt gepflegt. Noch in seinen letzten Lebenstagen, nach Verlauf von 80 Jahren, hat der Geheimrath Neumann von seinen Lebensretterinnen mit größter Dankbarkeit gesprochen.

Der sorgfältigen Pflege hatte er es zu danken, daß die schweren Wunden in verhältnißmäßig kurzer Zeit heilten. Anstatt als Reconvalescent nach Berlin zu gehen, begab er sich zu seinem Truppentheil und focht weiter mit bis zum Friedensschluß.

Nach diesem vertauschte er den Jägertornister mit der Schultasche und besuchte, wie vor seinem Eintritt, das Berliner Gymnasium. Der

---

[1]) 1815.

[2]) In Neuhausen verlobte sich A. Hagen mit Molly Oestreich.

Schnurrbart, welcher ihm mit den Jahren wuchs, verdeckte die starken Narben an Nase und Mund. —

Alle jene vielen Feldpostbriefe, besonders die seines Pathenkindes, des Rittmeisters Heinrich Hagen, der als persönlicher Adjutant des Prinzen Albrecht (Vater),[1]) des berühmten Reiterführers, vielfach Gelegenheit hatte, Interessantes vom Kriegsschauplatz zu berichten, wurden von dem alten Veteranen Neumann mit Wonne gelesen.

Nach dem Tode der Geheimräthin Hagen fand man die Briefe wohl geordnet, mit Seidenbändern umschnürt, in ihrer Toilette; die Abschriften, sämmtlich von ihrer Hand, in einem anderen Raume der Wohnung aufbewahrt. Jedenfalls hat sie durch diese Aufbewahrung an verschiedenen Stellen dem Verlust der Kriegsbriefe vorbeugen wollen. —

Die Universitätsferien verlebte das alte Paar gern bei den Kindern in Berlin, Kassel und Wöltingerode im Harz. Den Landaufenthalt zogen die beiden Naturfreunde vor, und so wurde Wöltingerode besonders begünstigt. Hier, unweit Harzburgs, wohnte ihr herzensguter Schwiegersohn, der Regierungsrath, Kreishauptmann Fritz v. Zander, der mit ihrer ältesten Tochter Margarethe seit dem Jahre 1851[2]) verheirathet war.

Die Dienstwohnung des Kreishauptmanns war früher ein Nonnenkloster; sie lag mitten im duftigen Garten, umgeben von den Ausläufern des Harzes. Es gab in dem alten Kloster prächtige Wohnräume, die von der Frau v. Zander, welche den Schönheitssinn von ihrem Vater geerbt hatte, vielfach ausgebaut und geschmackvoll eingerichtet waren.

Hier feierte Hagen auch im Kreise seiner Kinder am 19. August 1871 sein fünfzigjähriges Doctor-Jubiläum.

Es war eine andere Feier, wie die zum Jubiläum seines Vaters, still und geräuschlos; aber so wollte er es haben. Von ihm durfte selbst an diesem Ehrentage kein Aufheben gemacht werden, keinem Menschen wollte er Umstände und Unbequemlichkeiten verursachen.

---

[1]) Prinz Friedrich Heinrich Albrecht von Preußen, geb. 4. Oktober 1809 zu Königsberg i. Pr., gest. 14. Oktober 1872 zu Berlin. Bruder des Großen Kaisers.

[2]) 12. April 1851.

Der älteste Sohn, der Major Hans Hagen, hielt mit warmen Worten die Festrede.

Der Jubilar war bewegt und nickte jedem der Kinder freundlich zu.

Kaum war das Hoch verhallt, als viele Glückwunschschreiben eintrafen. Seine Majestät hatte ihm den rothen Adler-Orden zweiter Klasse mit Eichenlaub verliehen.[1]) Als er den Orden sah, sagte er: „Es ist derselbe, den mein Vater erhielt; eine solche Auszeichnung habe ich nicht verdient."

Da erhob sich sein Schwiegersohn, der Kreishauptmann v. Zander, und sprach mit seiner starken Stimme: „Verzeihe, lieber Vater, Du unterschätzest Dein Verdienst. Schon allein für Deine nie versagende Pflichttreue, ganz abgesehen von allen Deinen anderen Verdiensten, hast Du die Auszeichnung verdient. Du giebst ein Beispiel von Pflichttreue, wie es nicht herrlicher zu denken ist. Niemals wird es uns, Deinen Söhnen, gelingen, Dir darin gleichzukommen — obgleich Du Dein freier Herr bist, thun und lassen kannst, was Du willst, von keinem Vorgesetzten beaufsichtigt wirst — während wir Offiziere und Beamte unter fortwährender Kontrole stehen."

Während Zander noch sprach, hingen die anderen Kinder dem Jubilar den Orden um. Rührung übermannte ihn, er stand auf, ging in die Nebenstube und kam nach wenigen Minuten mit freundlich lächelndem Gesicht wieder an den Tisch. Den Orden hatte er abgelegt.

Von Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit dem Kronprinzen erhielt er aus England folgendes Glückwunschschreiben:

„Osborne — Insel Wight, den 12. August 1871.

Es gereicht mir zur besonderen Freude, Ihnen zu Ihrem Ehrentage — an welchem Sie mit inniger Befriedigung auf eine 50jährige segensreiche Wirksamkeit zurückblicken dürfen — auch meinen aufrichtigsten und theilnahmvollsten Glückwunsch aussprechen zu können und dabei in dankbarer Anerkennung der großen Verdienste zu gedenken, welche Sie sich während eines langen Zeitraums als Lehrer und Förderer der Kunst, sowohl um unsere Königsberger Hochschule,

---

[1]) Hagen erhielt 1835 den rothen Adler-Orden 4. Klasse, 1844 den rothen Adler-Orden 3. Klasse mit der Schleife, 1869 den Charakter als Geheimer Regierungsrath.

wie um die heimathliche Provinz, erworben haben. Möge es Ihnen vergönnt sein, noch lange in voller Kraft und Geistesfrische thätig zu bleiben. Ich verbleibe Ihr ergebener

Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

An den Geheimen Regierungsrath und ordentlichen Professor an der Universität zu Königsberg Herrn Dr. Hagen."

Es folgen zwei Glückwunschschreiben der Universität:

„Königsberg i. Pr., den 19. August 1871.

Hochverehrter Herr College!

Das akademische Erinnerungsfest, das wir mit Ihnen in der Feier Ihres fünfzigjährigen Doctorjubiläums heute begehen, ist für die beiden Seiten, nach denen die Wirksamkeit unserer Albertus-Universität sich gleichmäßig entwickelt hat, von gleich erfreulicher Bedeutung. In der Geschichte unserer Hochschule vereint sich ja die schöpferische Betheiligung an den letzten und größten Aufgaben des allgemeinen wissenschaftlichen Lebens mit der segensreichen Wirksamkeit für das bescheidene und doch so anziehende und beachtenswerthe Culturleben unserer Provinz in so eigenthümlicher Weise, wie wohl kaum in der einer anderen deutschen Universität.

Und in diesem Sinne dürfen wir Sie vor Allem einen wahren Schüler und Meister unserer Anstalt nennen.

Die glückliche und so seltene Verbindung einer allseitigen Gelehrsamkeit, rastlosen Fleißes und wirklich künstlerischer Productivität, hat es Ihnen möglich gemacht, nach jenen beiden Seiten hin so Erfreuliches und Ausgezeichnetes zu leisten, daß Ihr Name in dem weiten Kreise allgemeiner kunsthistorischer und künstlerischer Interessen mit derselben warmen Anerkennung gefeiert wird, wie in dem engeren unserer Preußischen Kunst- und Geschichtsstudien.

Die Albertus-Universität empfindet daher um so mehr das Bedürfniß, Ihnen die Gefühle wärmster Anerkennung und collegialischer Hochachtung am heutigen Tage auszusprechen, je deutlicher ihr die Schwierigkeit der doppelten Aufgabe entgegentritt, sowohl hier in unserem armen und abgelegenen Norden der Kunst und ihren Aufgaben einen wissenschaftlichen Boden zu bereiten, als auch überall in

dieser Zeit reinen Fachwissens und reiner Fachinteressen die ideale Seite künstlerischen Schaffens wissenschaftlich festzuhalten und zur Geltung zu bringen.

Im Rückblick auf eine solche Thätigkeit, reich an Arbeit und Entsagung, aber auch an den erfreulichsten Erfolgen und immer neuen Aussichten, werden Sie, hochverehrter Herr Jubilar, noch weiter Ihres Schaffens froh werden! Möge es noch lange für uns und unsere Universität der Gegenstand dankbarer Verehrung, aufrichtiger Hochachtung und der herzlichsten collegialischen Theilnahme sein, mit welcher wir zeichnen

Euer Hochwohlgeboren
ergebenste
Der Prorector und das Concilium generale
der Königlichen Albertus-Universität

Leyden. A. Müller. Hopf. Schirmer. Güterbock.
Nitzsch. Maurenbrecher. Rosenkranz. E. Burdach. W. Cruse.
Luther. Lehrs. Nesselmann. Schade. Ilse. Friedländer.
Frhr. v. d. Goltz. Moser.

An den Königlichen Geheimen Regierungs-Rath, Ritter p. p.
Herrn Professor Dr. A. Hagen
Hochwohlgeboren hier."

„Königsberg i. Pr., den 19. August 1871.

Hochverehrter Herr College!

Sehr selten ist es der Facultät vergönnt, einem ihrer Mitglieder das von ihr ertheilte Doctordiplom zu erneuern. Um so aufrichtiger und lebhafter ist unsere Freude, uns durch diesen Act an der Feier Ihres Jubiläums betheiligen, Ihnen zu diesem Feste unsere innigsten Glückwünsche darbringen zu können.

In Ihnen haben wir von jeher einen berufenen Vertreter der idealen Richtungen verehrt, die von unserer großen Litteraturepoche ausgegangen sind, und deren Fortwirken uns für unsere Zeit um so wichtiger und segensreicher erscheint, je mehr deren Bildung durch die ungeheure Vervielfachung der Interessen der Gefahr der Zerstreuung und Verflachung und den verderblichen Einflüssen der Banausie und des Materialismus ausgesetzt ist. Sie haben die

Abendröthe des goldenen Alters unserer Poesie noch geschaut, und die Eindrücke jener unvergleichlichen Zeit, in empfänglicher Jugend aufgenommen, haben Sie zu einem poetischen Schaffen angeregt, dem unser größter Dichter eine warme Theilnahme geschenkt hat.

Aus Ihrer späteren schriftstellerischen Thätigkeit, die sich so glücklich auf den Grenzgebieten der Wissenschaft und Kunst bewegt hat, sind Schöpfungen von nicht gewöhnlicher Anmuth hervorgegangen, die nicht blos zu dem liebgewordenen Besitz der gebildeten Kreise Deutschlands gehören, sondern die auch fremde Nationen sich angeeignet haben. Nicht minder dankbar als für diese Productionen aber sind wir Ihnen für die unendlich liebevolle Arbeit, die Sie der Erforschung und Darstellung des künstlerischen Lebens in unserer Provinz und deren hervorragenden Erscheinungen gewidmet haben.

Diese warme Anhänglichkeit an die Heimath mußte immer ganz besonders werthvoll für die Wirksamkeit eines Lehrers an einer Hochschule sein, die in so eminentem Sinne eine Provinzialuniversität ist. Mit nie ermüdendem Eifer haben Sie in dieser Stellung seit fünftehalb Decennien das Interesse für die bildenden Künste, das hier durch manche Ungunst der Verhältnisse gedrückt wird, in engeren und weiteren Kreisen gepflegt, gefördert und gehoben und die Liebe des Schönen in viele Hunderte empfänglicher Geister gepflanzt.

Das Kupferstich-Kabinet der neuen Albertina wird auch in Zukunft Allen, die seine heiteren Räume zu ihrer Bildung und Erbauung betreten, das Andenken seines Gründers werth machen.

Möchte es Ihnen, hochverehrter Mann, noch lange vergönnt sein, wie bisher in jugendlicher Rüstigkeit und Frische Ihre so edle Wirksamkeit fortzusetzen und uns, an der Liebenswürdigkeit Ihres Geistes und Herzens uns zu erfreuen!

Die philosophische Facultät der Albertina:

Hopf. Rosenkranz. Luther. Lehrs. Nesselmann. Nitzsch. Schade. Ilse. Friedländer. Frhr. v. d. Goltz. Moser. Maurenbrecher.

An
den Königlichen Geheimen Regierungs-Rath,
Ritter p. p.
Herrn Professor Dr. A. Hagen
Hochwohlgeboren."

Von der „Prussia“ traf das nachstehende Glückwunschschreiben ein:

„Den Ehrentag, welchen Sie, verehrter Herr, heute feiern und der Veranlassung giebt, Ihrer mannigfachen Verdienste nach jeglicher Richtung hin zu gedenken, kann auch die Alterthums-Gesellschaft Prussia nicht unbeachtet vorüber gehen lassen; denn von Ihnen ging nicht nur — vor jetzt bald sieben und zwanzig Jahren — die Anregung zur Gründung dieser Gesellschaft aus; Sie vor allen Andern waren auch in der Folgezeit bemüht, die Bestrebungen derselben durch Wort und That zu fördern, so daß die Bibliothek wie die Sammlung recht eigentlich Ihnen und Ihrer Mühewaltung den jetzigen, nicht mehr bedeutungslosen Umfang zu verdanken haben.

Daher müssen Sie, verehrter Herr, es sich schon gefallen lassen, wenn der Vorstand — im Namen der Gesellschaft — solches bei dieser Gelegenheit zur Anerkennung zu bringen und Ihnen gleichzeitig für Ihre fortdauernden Bemühungen ganz besonderen und aufrichtigen Dank auszusprechen sich erlaubt.

Mögen auch Ihre ferneren Lebensjahre ungetrübt für Sie dahinfließen! Mögen Sie noch recht lange auf die Werke hinschauen können, welche Sie mit Liebe errichtet, mit Treue gepflegt haben.

Königsberg, am 19. August 1871.

Die Alterthums-Gesellschaft Prussia:

Minden. Meckelburg. Wessel.“

Außer diesen Beglückwünschungen erhielt Hagen noch viele andere Gratulationsschreiben von Gönnern und Freunden. Der Brief seines alten Freundes Argelander möchte gleichzeitig auch noch von wissenschaftlichem Interesse sein:

„Bonn, d. 17. Aug. 1871.

Lieber alter Freund!

Wenn Du diesen Brief erhältst, sind 50 Jahre verflossen, seitdem die Philosophische Facultät unserer alma mater Albertina Dir die Doctorwürde ertheilte, 50 Jahre, ein halbes Jahrhundert! eine kurze Spanne Zeit im Weltenleben, aber wie bedeutend im Leben des einzelnen Menschen! Damals traten wir voll Lebenslust in's Leben ein, glühend für unsere Wissenschaften, voll von Träumen

für die Zukunft; manche sind in Erfüllung gegangen, viele geblieben, was sie waren, Träume.

Freud und Leid sind in den 50 Jahren auch über Dich hingegangen, aber wenn Du die Summe ziehst, kannst Du Dich doch mit Dank gegen Gott zu den Glücklichen zählen, die Er bevorzugt hat.

Nimm, alter Freund, meinen herzlichen, innigen Glückwunsch zu diesem Deinem Jubeltage mit der freundschaftlichen Gesinnung auf, mit der ich ihn Dir darbringe! Gott erhalte Dich noch lange den Deinen, der Wissenschaft und Deinen Freunden!

Aber weißt Du auch wohl, daß übermorgen für die Hagensche Familie noch ein anderer Jubeltag ist?

Am 19. August 1821 beobachtete Dein unvergeßlicher Schwager Bessel seine erste Zone und begann damit eines seiner großartigsten Unternehmen, das ihn fast 12 Jahre lang beschäftigt, und der Astronomie, wie alle seine Arbeiten, die wichtigsten Dienste geleistet hat und noch fortwährend leistet und leisten wird. Du kannst also Deiner verehrten Schwester, wenn sie Dir zum Jubeltage gratulirt, auch einen Jubelglückwunsch erwidern.

Grüße mir Deine liebe Molly und Deine Kinder recht herzlich und erhalte mir die treue Freundschaft, die uns länger als 50 Jahre lang verbunden hat, auch ferner.

Dein aufrichtiger alter Freund
Fr. Argelander."

Die allgemeine Anerkennung, welche Hagen an seinem Ehrentage erlebte, hatte ihm sichtlich wohlgethan.

Eine Woche nach dem Jubiläum wurde in Wöltingerode der Geburtstag der Frau v. Zander gefeiert. Das Festgedicht durfte nicht fehlen:

„Meiner lieben Tochter Margarethe 26. August 1871.

Was gestern gegolten, gilt heute nicht mehr,
Was sonst, ist nicht jetzt mehr im Schwange —
Die Mauern der Burgen stehn wüst umher,
Vor Raubrittern ist uns nicht bange.

Wo eingepfercht in die Zelle vordem
Sich die arme Nonne[1]) kasteite,
Da lebt es zur Stunde sich gar bequem
Und die Lust führt das Glück im Geleite.

Wo einst die Äbtissin mit saurem Gesicht
Nur sann auf reizlose Feste,
Da weiht sich die Hausfrau der wirthlichen Pflicht
Und freut sich der Kinder und Gäste.

Sie lebe, die heute den Werdetag
Im Kreise der Fröhlichen feiert,
Die das Kloster aus der Verwahrlosung Schmach
Kunstvoll zum Palast erneuert:

Die das Jubelfest, das sich Stille erkor,
Laut ließ zu den Bergen erschallen
Und all die Lieben als jubelnden Chor
Aufnahm in die stattlichen Hallen.

Was gestern gegolten, gilt heut nicht mehr,
Was sonst, ist jetzt nicht mehr Mode,
Doch leuchte der Glücksstern licht und hehr
Für immer in Wöltingerode."

Ein Lieblingswunsch Hagens war, nachdem er 50 Jahre sein Amt bekleidet hatte, daß einer seiner Großsöhne sein Fach ergreifen möchte. Sein Augenmerk richtete er zuerst auf den zweiten Sohn seiner Tochter, Max v. Zander,[2]) der im Jahre 1872, schon mit 18 Jahren, die Universität bezog. Der Gelehrte wollte sich in einem der Großsöhne den Nachfolger erziehen, der in seinem Sinne das Begonnene weiter führen sollte. Als Max v. Zander aber anstatt zur Feder zum Schwerte griff, wünschte er einen Enkel seines Namens in sein Studium einzuführen. Dieser Wunsch ist leider unerfüllt geblieben.

Fünf Jahre nach dem Jubiläum, am 27. September 1875, feierte Hagen die goldene Hochzeit. Auch zu dieser Feier verließ er Königsberg.

Beide Eltern waren stets bemüht, kein Kind dem andern nachzusetzen. Gleiche Liebe und Fürsorge wurde jedem zu Theil.

---

[1]) Das Wohnhaus in Wöltingerode war früher ein Nonnenkloster.

[2]) Friedrich Maximilian v. Zander, Hauptmann im Magd. Füsilier-Regt. Nr. 66, geb. am 30. Januar 1853.

Da das fünfzigjährige Doctor-Jubiläum bei dem ältesten Kinde gefeiert war, so sollte bei dem zweiten, dem ältesten Sohne, Hans Hagen, derzeit Direktor der Kriegsschule in Kassel, die goldene Hochzeit stattfinden.

Sämmtliche Enkel hatte Hagen zu diesem Fest nach Kassel kommen lassen. Alle Kinder und Schwiegerkinder waren zugegen.

Die Frau Kriegsschuldirektorin, Olga Hagen,[1]) hatte ein volles Haus. Trotz ihrer großen Familie verstand aber die liebenswürdige, thätige Frau, Mutter von acht Kindern, es jedem der vielen Gäste bequem und gemüthlich zu machen.

In der Stunde, als vor 50 Jahren Hagen seiner Molly die Hand fürs Leben reichte, spielte die Kapelle vom Hessischen Infanterie-Regiment Nr. 83 im Treppenhause der Kriegsschule einen Choral, dem heitere Weisen folgten.

Das Jubelpaar saß oben an der Treppe. Auf jeder Stufe stand eines der Großkinder, geschmiegt an die Säulen des Treppengeländers. Die Musik schallte prächtig durch die hohen Räume. Ein gar schönes Bild gewährte es, wie das ehrwürdige Paar, umgeben von Kindern und Schwiegerkindern, auf die lieblichen Enkel blickte.

Die Festfreude wurde durch das Bekanntgeben der Verlobung der Tochter Elise mit dem Geheimrath Martins[2]) noch erhöht.

Körperlich und geistig frisch erschien das Jubelpaar. Die frohen glänzenden Augen schienen der Diamanthochzeit entgegen zu leuchten.

Der jüngste Sohn bat die Eltern, nicht zu vergessen, daß er beim nächsten Fest an die Reihe käme, daß daher bei ihm die Diamanthochzeit zu feiern sei.

Die Mutter schüttelte mit dem Kopf. Die Frau mit dem jungen Herzen fühlte, daß ihre Körperkräfte aufgerieben waren.

Schon nach 8 Monaten, am 10. Mai 1876, mittags 12 Uhr, starb die edle Frau nach kurzer Krankheit. Die treue Hand ihres „Hagen“ hielt sie umfaßt, als sie schmerzlos hinüberschlummerte.

Der schwer getroffene Greis zeigte sich auch bei diesem Schicksalsschlage als ganzer Mann.

---

[1]) Tochter des Professors Dietz.

[2]) Geheimer Archivrath Ferdinand Hermann Martins, geb. 1813, gest. 23. November 1880.

Die aufopferndste Gattin und zärtlichste Mutter wurde am 15. Mai 1876 auf dem katholischen Kirchhof begraben.

Als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, flötete eine Nachtigall schwermüthige, abgebrochene Töne und schlug dann laut ihr Lied: Ave candidissima anima! pia! — pia! — pia! rief der Verklärten der Frühlingsbote nach, dem sie im Leben stets mit Entzücken gelauscht hatte. — — —

Hagen fuhr mit seinen Kindern vom Kirchhof in das verödete Haus zurück — „mir ist's, als wenn ich in ein fremdes Haus trete", entrang es sich seiner Brust, als er langsam die Treppe emporstieg. Er lenkte seine Schritte nach der Studirstube. Die Kinder baten ihn, dort nicht allein sich seinem Kummer hinzugeben. Gütig antwortete er: „Verzeiht, Ihr meint es gut; aber ich weiß, was mir besser ist — nur Arbeit kann mich wieder aufrichten."

Am 18. Mai 1876 hat er niedergeschrieben:

In der Gräber schweigendem Gebiet
Unterbrach die stillen Klagen
Laut der Nachtigalle Schlagen,
Ihr verkündigte das Lied
Einen Lenz, der nie verblüht.

Dort harrst Du mein, dort werd' ich heiter landen!

Keine Vorlesung, kein „Dienst" wurde ausgesetzt. Von der Universität wanderte er nach dem Grabe, sorgte dort für Aufstellung eines Marmorkreuzes und eines Grabgitters. Die Lieblingsblumen seiner Molly ließ er auf den Grabhügel pflanzen.

Fräulein Emma Steuer, die Gesellschafterin seiner Frau, machte es zu ihrer Lebensaufgabe, dem Wittwer im Sinne der Verklärten den Hausstand weiter zu führen. Mit vieler Liebe und großer Treue hat sie ihre Mission — so nannte sie selbst ihr Wirken — erfüllt und überlebte „ihren lieben Herrn Geheimrath" nur wenige Wochen.

Sie war bereits im Jahr 1866 an Stelle des Fräuleins Elise Janowski ins Haus getreten. Diese, welche Hagen in seinen Briefen die „unvergeßliche Freundin" nennt, erlag in dem Kriegsjahr 1866 der Schwindsucht.

Von den Geschwistern Hagens lebte nur noch seine ältere Schwester, die Geheimräthin Bessel.

Es war einsam um den alten Mann geworden. Sein geliebter Bruder Fritz[1]) hatte ihn längst verlassen, die von ihm so verehrte Schwägerin Henriette[2]) war ihrem Mann noch vorangegangen, seinen lieben Neffen Rudolph Reusch, seine Freunde Heinel und Bartisius hatte er verloren.

Auch in seinem Vaterhause war schon vier Jahre vor dem Tode seiner Frau tiefe Trauer eingezogen. Sein Liebling, die Gattin seines Neffen, des Hofapothekers Fritz M. Hagen,[3]) erlag einer Operation, nachdem schon jede Gefahr gehoben schien.

Und es ist das Loos gefallen
Und die Leuchte ist nicht mehr,
Schmerz und schwarze Kleider wallen
In dem Vaterhaus' umher.

Lieb' und Freundschaft war Ihr Blick,
Engelmild und liebreich — —

Hier bricht der Gesang ab. Man erkennt aus den wenigen Versen seine Liebe zu dieser Frau, die er nicht allein verehrte, weil sie auf dem Platz seiner seligen Mutter wirkte, sondern in gleich liebreicher Weise wie seine Eltern das Band der Liebe um die ganze Familie zu schlingen wußte.

Was in Hagens Kräften stand, that er, um dieses Band zu erhalten. Wenn die Sonne dem einsamen Mann nicht mehr genügendes Licht für seinen Schreibtisch spendete, suchte er oft einen seiner Verwandten nach dem anderen auf. Gern ging er zu den „Condehnern": seinem Neffen Julius Hagen[4]) und dessen liebenswürdiger Frau Nanny.[5]) Ueber Beide spricht er oft in seinen Briefen voller Bewunderung, wie die schwer geprüften Menschen herbe Schicksalsschläge mit stiller Ergebung tragen. In Verbindung mit Julius Hagen

[1]) † 10. Juni 1865.

[2]) † 5. April 1864.

[3]) Marie Hagen, geb. Gerhards, geb. 27. April 1834, gest. 13. Mai 1872.

[4]) Julius Hagen, Rittergutsbesitzer auf Condehnen in Ostpreußen, geb. 21. März 1816, gest. 26. Mai 1889.

[5]) Nanny Hagen, geb. Kuhn, geb. 15. Juli 1818.

erwähnt er öfter dessen jüngeren Bruder Karl Hagen[1]) und nennt ihn den hochherzigen Mann mit dem wahren Bruderherzen.

Er fühlte sich überhaupt zu den Söhnen seines Bruders Fritz besonders hingezogen und hätte die Gebrüder Fritz[2]) und Franz Hagen[3]) wohl öfter aufgesucht, wenn er nicht befürchtet hätte, sie in ihren Beschäftigungen zu stören.

Wie schon früher erwähnt, bewegte er sich gern in Gesellschaft von Damen. Daher besuchte er mit Vorliebe seine Nichten und konnte sich bei der Frau v. Besser,[4]) geb. Reusch, und deren Schwester Auguste Reusch, die mit ihrem Bruder Herrmann Reusch[5]) zusammen wohnten, leicht festplaudern.

Die Töchter seiner beiden Schwestern, Frau Elise Lorck,[6]) geb. Bessel, und Fräulein Luise Neumann[7]), waren ihm liebe Freundinnen geworden.

Seine Schwester, die Wittwe des Astronomen Bessel, hatte in jenen Jahren ihr Augenlicht fast gänzlich verloren. Als treuer Bruder leistete er ihr oft Gesellschaft.

Dieselbe wohnte in der Junkerstraße, gegenüber dem Vaterhause.

Ein Gedicht, welches er der erblindeten Schwester zu ihrem Geburtstage, dem 21. März, gewidmet hat, befindet sich in seinen hinterlassenen Papieren.

„Seiner innigst geliebten Schwester Johanne Bessel:

Es kommen Jahre, Jahre fliehn,
Der Zeitentanz hält keine Pause,
Doch alte Liebe rankt sich grün
Herüber von dem Vaterhause:
Läßt sie des Hauptes Edelweiß
Auch nicht als Frühling mehr erblüh'n,
Sie giebt Dir Lebensmuth und leis
Siehst Du das Weh' vorüberziehn.

---

1) Dr. Karl Hagen, Rittergutsbesitzer auf Davidshof in Preußen, geb. 27. Dezember 1821, gest. 1. Juli 1881.

2) Fritz M. Hagen, Hofapotheker, geb. 19. November 1824.

3) Franz Hagen, Justizrath, geb. 7. Juni 1827.

4) Wittwe des Regierungsraths v. Besser, geb. Elise Reusch.

5) Amtsgerichtsrath Herrmann Reusch, geb. 1821, gest. 4. August 1895.

6) Frau Konsul Elise Lorck, geb. 4. Januar 1820.

7) Luise Neumann (Tochter des Physikers).

Mag auch in unserm Lebenskranz
Sich manches frische Blatt entfärben,
Die alte Liebe laß uns ganz
Auf Kind und Kindeskind vererben,
Sie schenkt Dir Kraft und Seelenruh,
Dem Siechthum standhaft zu begegnen,
Sie führt Dir treue Herzen zu,
Mit frommem Dank Dein Wohl zu segnen."

Hatte Hagen seine Besuche in der Junkerstraße gemacht, so pflegte er nach dem nahen Königsgarten zu gehen, um dem treuen Burchard und dessen Frau, die er in den Briefen an seine Kinder oft „die himmlisch gute Frau" nennt, sein Herz auszuschütten. Hier fühlte er sich ganz heimisch und ließ sich auch gern erbitten, den Abend mit den treuesten Verehrern seiner seligen Frau zu verleben.

Hagen schlief die sechs Stunden, welche er seinem Körper nur gönnte, immer gut.

Im Sommer 1877 verbrachte er dagegen unter Fiebererscheinungen eine fast schlaflose Nacht. Er glaubte, der Tod klopfe an, stand bei Tagesgrauen auf, um seine letzten Bestimmungen zu treffen.

Er unterstützte fortlaufend ein taubstummes Mädchen, eine Verwandte seiner Frau. Es war sein Wunsch, daß nach seinem Tode der Staat für die Taubstumme sorgen sollte. Dem entsprechend schrieb er ein Gesuch[1]) mit dem Bemerken, es nach seinem Tode an die Adresse zu befördern.

Demnächst bestimmte er, sein Begräbniß so einfach und geräuschlos wie möglich anzuordnen und traf Bestimmungen für Instandhaltung des Grabes seiner Frau.

„Ich setzte dieses nach einer Nacht auf, der nach meiner Empfindung der Tod folgen dürfte," schreibt er und trifft Bestimmungen für den Fall, daß sein Gesuch für das taubstumme Mädchen nicht genehmigt werden sollte.

Auf dem Umschlag dieser Papiere steht:

---

[1]) Das Gesuch ist nach seinem Tode abgeschickt und genehmigt.

„Schriftstücke
meinen viel geliebten Kindern — mehr nach dem Sinn
als den Worten zu verstehen.
27. Juli 1877.

Ich danke meinem Gott, so oft ich Eurer gedenke.

Phil. 1, 3.

In demselben Sommer besuchte er seine Kinder, war liebevoll und gütig wie immer, aber weicher gestimmt. Seine körperliche Rüstigkeit und geistige Frische fielen allgemein auf.

In Hofgeismar führte sein Sohn,[1]) Kommandeur des Rheinischen Dragoner-Regiments, dem alten Herrn das Regiment im Parademarsch vorüber.

Es war ein kalter Morgen. Der Wind brauste über den Meßhagen.[2]) Der Greis saß mit seiner Schwiegertochter[3]) während der Parade im offenen Wagen.

Als der Sohn salutirte, erhob sich der Geheimrath im Wagen und nahm den Hut ab. Das weiße Haar flatterte im Winde. Keine Bitten halfen, er bedeckte sich erst, als der letzte schließende Offizier vorübergeritten war.

Von dieser Reise nach Königsberg zurückgekehrt, ordnete er seine Bibliothek und traf Bestimmungen über den Verbleib seiner Bücher. Er bestimmte, daß die Bibliothek nach seinem Tode verkauft werden solle, und schrieb auf, wie der Verkauf zu bewerkstelligen sei, um einen hohen Erlös zu erzielen.

Wie bitterschwer mag es dem Gelehrten geworden sein, zu verfügen, diese Sammlung kunstgeschichtlicher Werke, an der er mit so großer Liebe hing, auseinander zu reißen!!

Er wollte das Erbtheil seinen Kindern durch eine andere Bestimmung über die Bibliothek nicht schmälern. — In viele Bücher, die seinen Kindern und Großkindern von Werth sein konnten, schrieb er die Namen derselben.

---

1) Heinrich v. Hagen.
2) Exerzirplatz in Hofgeismar.
3) Ella v. Hagen, geb. Gerlach.

Er gab sich Mühe, Exemplare seiner „Norika“, die gänzlich vergriffen war, bei Antiquaren aufzukaufen, um jeder seiner Großtöchter ein Exemplar zu hinterlassen. Neben dem, welches für seine Großtochter Klara[1]) bestimmt war, lag ein Gedicht: Sie war als 14jähriges Mädchen einen ganzen Winter bei den Großeltern gewesen und hatte das Schlittschuhlaufen auf dem Schloßteiche für das herrlichste Vergnügen erklärt, ein Genuß, den der staubige Sommer nicht bieten könne. Das Gedicht trägt kein Datum. Nach der Handschrift zu urtheilen, die mit jedem Jahr kleiner wurde, hat Hagen es in der letzten Zeit seines Lebens aufgeschrieben:

Kann es mir behagen
Auf der staub'gen Bahn?
Mit den Wintertagen
Fängt das Leben an.

Auf des Schloßteichs Eise,
Wie es leicht sich wiegt!
Wenn umher ich kreise,
Bin ich erst vergnügt.

Ohne Zaum und Zügel
Stell' ich an den Zug,
An den Fuß den Flügel,
Schweb' ich hin im Flug.

Es fehlt unter dem letzten Vers seine Unterschrift „A. H.“, also sollte wohl noch ein Vers folgen.

So hat der Greis mit dem Tode im Herzen bei dieser saueren Arbeit des Ordnens der Bibliothek dennoch an jeden seiner Lieben gedacht und ihnen ein Liebeszeichen hinterlassen.

Nachdem er den Winter über mit rastlosem Fleiß diese Liebesarbeit besorgt hatte, zog es ihn im Frühjahr des Jahres 1878 mit Gewalt nach Italien. Den heiligen Boden, auf dem er die genußreichste und ersprießlichste Zeit seines Lebens zugebracht hatte, wollte er vor dem Scheiden aus dieser Welt noch einmal betreten.

Eis und Schnee lagen noch auf den Straßen Königsbergs, als er in aller Stille und Verschwiegenheit sich zur Reise rüstete.

---

[1]) Klara Niendorf, geb. v. Hagen, in Spaatz bei Rhinow.

Ohne Begleitung, ohne Diener machte sich der 81 jährige Greis auf den Weg. Um billig zu reisen hatte er sich der Stangenschen Reisegesellschaft angeschlossen.

An seine Schwiegertochter[1]) in Hofgeismar schreibt er aus Rom:

„Roma, 24. April 1878.

Meine geliebte Ella!

Sei ohne Sorge! ich befinde mich durchaus wohl, wenn es auch beim Reisen nicht ohne Beschwerde abgeht. Mit Italien dürfte ich meine Ferien-Ausflüge abschließen. Die in allen Theilen mir zusagende Reisegesellschaft begegnet mir mit rücksichtsvoller Freundlichkeit. Ich bin zufrieden, diese Reise, welche Vielen als ein abenteuerliches Unternehmen erscheinen muß, gemacht zu haben. Wenn man Alles auch im Fluge sieht, so ist dies doch so herrlich und großartig im Scheine des beinahe ungetrübt schönen Wetters, daß ich meinen Entschluß nie bereuen werde. Heini[2]) und Magda[3]) meinen Glückwunsch zu den errungenen Würden; meinen Gruß an Kurt,[4]) auf den das rasche, straffe Wesen von Heinrich[5]) übergegangen zu sein scheint“. —

Auf der Rückreise besuchte er in Berlin seine Tochter Elise, die mit ihrem guten Mann, dem Geheimrath Martins, in glücklicher Ehe lebte. Sie fand den Vater sehr gealtert und von der anstrengenden Reise übermüdet.

An seinen Sohn Heinrich schreibt er unter dem 15. Juni 1878: — — — „zu angegriffen, um die Vorlesungen zu halten, die ich angekündigt, beschränke ich mich nur noch auf eine, und auch künftig dürfte ich schwerlich wie sonst wirken. — — — Meine Reisegenossen erinnern sich meiner auf's Freundlichste und schreiben mir dankbare Briefe, sie durch meine Gespräche der Kunst zugeführt zu haben. Herr Labmer hat mich durch ein werthvolles Buch über Kunst-Vervielfältigungs-Methoden erfreut. Zwei Damen, Elise Polter und Marie

---

1) Ella v. Hagen, geb. Gerlach.

2) Heinrich v. Hagen jun., Premierlieutenant im Magdeb. Feld-Artillerie-Regiment Nr. 4.

3) Magdalene Wühlisch, geb. v. Hagen, auf Lieskau.

4) Kurt v. Hagen, Generaldirektor der Deutsch-Neuguinea-Kompagnie in Stephansort.

5) Heinrich v. Hagen sen., Generalmajor z. D., zweiter Sohn von A. Hagen.

Steib, bitten mich in schmeichelhaften Briefen, ihnen Bücher über italienische Kunst zu empfehlen. So erwirbt man Studenten im Auslande, während ich die hiesigen aufgeben muß.“ — — —

Aus diesem Brief ist zu ersehen, wie Hagen noch in seinem höchsten Alter, wo er sich auch aufhielt, bestrebt war, zu lehren.

Im November 1878 befiel ihn während einer Vorlesung auf der Universität ein so starkes Unwohlsein, daß er sich gezwungen sah, auch diese abzusagen.

Seine Thätigkeit an der Universität beschränkte er von jetzt an auf die Verwaltung des Kupferstichkabinets.[1])

Im Sommer des Jahres 1879 machte der Greis seine letzte Reise, um seine Kinder noch einmal zu sehen.

Zuletzt besuchte er seinen Sohn in Hofgeismar. Dieser brachte ihn in Begleitung seiner Frau auf den Bahnhof nach Kassel. Es war der 2. August, ein schwerer Abschied — der Abschied fürs Leben.

Hagen fuhr in Königsberg fort, sein Haus zu bestellen.

Er ordnete seine Briefe, die in unglaublicher Anzahl von ihm aufbewahrt wurden. Das Briefgeheimniß war ihm heilig. Viele mag er vernichtet haben. Die Briefe von Leuten, welche noch lebten, verpackte und verschnürte er, versah sie mit der Adresse des Briefstellers und dem Vermerk:

„Portofrei an den Adressaten nach meinem Tode zu schicken.“

Es waren Packete darunter, die viele Pfunde wogen.

Die litterarischen Arbeiten ruhten nicht, während der Greis Bibliothek und Briefe ordnete. Nachdem er an dem Trauerspiel „Eduard III.“ viel gefeilt hatte, schickte er das Manuskript 1878 an den Verleger. Im letzten Jahre seines Lebens forschte er den Lebensgängen von Michael Kongehl,[2]) Ludwig Pörschke[3]) und William

---

[1]) Siehe Sitzungsbericht der Alterthumsgesellschaft Prussia vom 20. Februar 1880, Seite 26. Zu dem „akademischen“ Kupferstichkabinet legte Hagen den Grund, indem er 300 Thaler aus eigenen Mitteln zu den ersten Ankäufen von Kupferstichen verwandte (1831). — Im Jahr 1865 erhielt auf Hagens Antrag die Sammlung die Bezeichnung — Universitäts-Kupferstich-Sammlung.

[2]) Michael Kongehl, geb. 1646, gest. 1710.

[3]) Karl Ludwig Pörschke, Professor der Dichtkunst an der Königsberger Universität, geb. 1752, gest. 1812.

Motherby[1]) nach, drei Ostpreußen, Verehrer Shakespeares, die den „Shakespeare-Kultus“ gefördert haben.

Ferner sammelte er Material in der Absicht, seinem Freunde, dem Pfarrer Eduard Heinel,[2]) als Geschichtschreiber und Dichter ein litterarisches Denkmal zu setzen.

An seine Kinder schrieb er bis zu seinen letzten Lebenstagen die gütigsten Briefe, ohne über seine zunehmende Altersschwäche besonders zu klagen. In mehreren Briefen dankt er seiner Schwiegertochter Ella für die Zeitungsausschnitte über Kunst, von welchen er eine Anzahl den Kollektaneen einverleibt hätte. Nur in einem dieser seiner letzten Briefe schreibt er von seiner Person: — — „das Alter, wie es mir bescheert ist, ließ sich schon ertragen, wenn nur nicht ein langes Leben ein Ueberleben wäre. Das Leben kann nur erfreuen, wenn man dem Beruf zu genügen vermag“. — — —

In den letzten Wochen des Jahres 1879 schrieb er einen Aufsatz „Shakespeare und Königsberg“. Im Januar 1880 ging ihm eine günstige Beurtheilung desselben zu, er äußerte sehr vergnügt zu seiner Gesellschafterin, Fräulein Steuer:

„Achtzehnhundert und achtzig
Die Sache — macht sich.“

Der Gesellschafterin war die zunehmende Körperschwäche des Greises nicht entgangen. Sie hatte durch die alte Köchin Luise erfahren, daß er ohne deren Hülfe die Stiefel nicht anziehen könne, eine Fußbank brauche, um ins Bett zu steigen und ein Tuch an den Bettpfosten befestigt habe, um sich aufrichten zu können. Der alten Luise war von ihm verboten, darüber zu sprechen.

In dem letzten Jahr seines Lebens hatte der alte Herr die Freude, seinen ältesten Großsohn, den Referendarius Werner v. Zander,[3]) bei sich zu haben. Es war dies der einzige Verwandte, welcher beim Hinüberschlummern des Greises zugegen war.

Unheimliches Wetter war im Februar 1880 in Königsberg. Der Nordostwind fegte durch die engen Gassen über den hoch gefallenen,

[1]) William Motherby, Schüler Kants, geb. 1776, gest. 1847.

[2]) Eduard Heinel, geb. 1798, Verfasser der Geschichte Preußens.

[3]) Friedrich August Werner v. Zander, Doktor der Rechte, Polizeipräsident in Stettin.

von den Lastwagen aufgemahlenen und schmutzig gefärbten Schnee; die Bürgersteige waren mit Eis und Schnee bedeckt.

Hagen wußte, daß seine Stunde bald schlagen würde. Wollte er, was er liebte, noch einmal sehen, so durfte er das böse Wetter nicht scheuen.

So machte er täglich einige Besuche. Sein warmes Künstlerherz verleugnete sich auch nicht in seinen letzten Lebenstagen; er ging von Atelier zu Atelier und nahm im Herzen Abschied von den Künstlern, mit welchen ihn seine Wissenschaft so enge verband, daß er treue Kameradschaft für sie fühlte.

Wie vielen Künstlern hat er in seinen Werken einen Denkstein gesetzt!

Jede Aufmerksamkeit von diesen erfreute ihn besonders. Einen poetischen Gruß, der ihm von einem Künstler aus Berlin kurz vor seinem Tode zu Theil wurde, hatte er zu theuern Andenken gelegt:

„Herrn Professor Dr. E. Aug. Hagen.
Das stille Abendroth umglänze
Du Theurer, Dein geweihtes Haupt,
Und mit dem Schmuck der Ehrenkränze
Sei unverwelklich Du umlaubt!
Was mich auf mühevollen Wegen
Mit linder Hand zur Kunst geführt;
Getröstet hat mit seinem Segen,
Mit Blumen meinen Pfad geziert:
Hat »Norika« »Ghiberti's« Streben
Durch Deinen Geist mir einst gegeben.

Dankbar ergebenst
(Unterschrift des Künstlers.)"

Zu Freitag, den 13. Februar, lud er die meisten seiner Familie zu sich zum Abend ein. Er las ein dramatisches Stück vor.

Es war sein Schwanengesang.

Beim Abendbrot hat er mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit den Wirth gemacht, sich heiter und ruhig unterhalten und Jedem etwas Liebes gesagt.

Sonnabend, den 14. Februar, sah ihn Fräulein Steuer mit großer Besorgniß ausgehen. Es war sein letzter Gang.

Mit müden Schritten, durch Husten gequält, schleppte sich der Greis nach Königsgarten, um von der Albertus-Universität, der er 63 Jahre als Schüler und Lehrer mit innigster Liebe und Treue jetzt angehörte, einen stillen Abschied zu nehmen und auf das Kupferstichkabinet, „sein Schoßkind“, den letzten liebenden Blick zu werfen.

Die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag hörte die alte Köchin ihn viel husten, er gestand ein, schlecht geschlafen zu haben.

Fräulein Steuer bat ihn, den Kirchgang auszusetzen und zu Bett zu gehen. Er lächelte freundlich und sagte, er wolle gehorsam sein; an seine Kinder aber dürfe weder telegraphirt noch geschrieben werden.

Während sein Bett bereitet wurde, trat er in seine frühere Studirstube. Heiter beleuchtete die Morgensonne das von seiner Molly als Wohnstube eingerichtete Gemach.

Fräulein Steuer hörte ihn sagen:

„Und scheint die Sonne noch so schön,
Für mich ist sie im Untergehn.“

Es wurde eine barmherzige Schwester zur Pflege angenommen.

Seinen Assistenten, den Kupferstecher Mauer, ließ er an sein Bett bitten und theilte ihm mit, daß Papiere, welche zum Kupferstichkabinet gehörten, auf seinem Schreibtisch lägen, er solle sie dort suchen, wenn das zu Erwartende einträte.

Zu der barmherzigen Schwester war er sehr freundlich, scherzte, sie würde ihn schon bald gesund machen.

Die Nacht vom Sonntag zum Montag brachte er schlaflos zu; keine Klage ist über seine Lippen gekommen.

Des Morgens verlangte er aufzustehen. Als er gebeten wurde, im Bett zu bleiben, äußerte er, gestern wäre er gehorsam gewesen, heute beanspruche er Gehorsam.

Er stand auf, blieb aber in der Schlafstube, seinem früheren Auditorium.

Vormittags besuchte ihn die Amtsgerichtsräthin Burchard. Sein Athem ging hörbar, er schien aber keine Schmerzen zu haben. Er sah heiter aus, sprach mit der treuen Freundin von seinen Kindern, zeigte auf einen Kupferstich, eine Ansicht von Dresden[1]) und sagte lächelnd,

[1]) Vue de Dresde prise du côté de Nord-est (C. G. Hammer).

das Pendant, den Findlater[1]) hat mir Heinrich für seinen Prinzen[2]) ausgeführt.

Im Verlauf des Vormittags brachte ihm Fräulein Steuer eine Tasse Bouillon. „Schmeckt sie auch, Herr Geheimrath?“ fragte sie theilnehmend. „Sehr schön, wie Alles schön ist, was Sie mir geben und Liebes erweisen“ antwortete er freundlich.

Der Athem des Greises wurde immer hörbarer. Als er sich unbeachtet glaubte, hörte Fräulein Steuer ihn sprechen: „Ist das schon das Todesröcheln? Es hilft Nichts, es muß durchgekämpft werden“.

Er bat um Papier und Bleifeder und sagte zu Fräulein Steuer: „Jetzt will ich meinem Freunde Heinel noch ein Denkmal setzen.“

Emsig schrieb er auf seinem Stuhl bei röchelnder Brust, Seite auf Seite. Mitten in einem Wort glitt der Stift ab und entsank seiner Hand. Deutlich markirt sich der zitternde Bleifederstrich auf dem Papier. Bis um 5 Uhr nachmittags hatte er ununterbrochen geschrieben, im besten Stil, klar und druckreif.[3])

Keine Klage kam über seine Lippen, freundlich blickte er auf seinen Großsohn, der neben ihm saß. Dieser hatte bereits morgens an sämmtliche Kinder den hoffnungslosen Zustand des Großvaters telegraphirt.

Als es Abend wurde, verwirrten sich die Gedanken des Kranken, er wurde unruhig, verlangte Ueberrock und Stock, „er müsse zur Bahn eilen, der Zug ginge ab.“

Seinen Großsohn bat er freundlich, seinetwegen ja nichts zu versäumen und seine Arbeit nicht zu unterbrechen.

Diesem wollte fast das Herz brechen, als er den Großpapa in fieberhafter Aufregung in der Stube auf- und abgehen sah. Zander sagte ihm, um ihn zu beruhigen, der Zug ginge erst in zwei Stunden

---

[1]) Frühere Besitzung des James Earl of Findlater Seafield bei Dresden, jetzt Schloß Albrechtsberg.

[2]) Prinz Albrecht von Preußen (Vater).

[3]) Gedruckt im „Sitzungsbericht der Alterthumsgesellschaft Prussia, 1879—1880“, Seite 50. Königsberg (L. Spach).

ab, und bat ihn, sich so lange zu ruhen. Es gelang so, den Greis ins Bett zu bringen. Der röchelnde Athem wurde leiser und leiser und ohne Kampf schlief er hinüber.

Es war Montag, den 16. Februar, $9^1/_4$ Uhr abends. — — —

Die Kinder[1]) des Verklärten waren sofort nach Empfang der Depesche abgereist. Dienstag morgens lief der Zug in Königsberg ein. Noch bevor er hielt, sahen sie ihren Neffen Werner v. Zander auf dem Perron mit dem Trauerflor um den Hut. Sie hatten den besten Vater verloren und mit ihm den treuesten Freund.

Mit einem unbeschreiblich seligen Gesicht lag der ehrwürdige Greis auf seinem Todtenbett. Um dem Kopfe Halt zu geben, hatte die alte Luise ihm einen Band von Goethe unter das Kinn gelegt.

Die treuen Hände lagen übereinander, wie er sie im Leben gewöhnlich hielt. Aber eisig kalt waren sie, als die heißen Lippen der weinenden Kinder die Vaterhände küßten.

„Was weint Ihr, meine Kinder?“ las man aus dem verklärten Gesicht; „habe ich doch einen herrlichen Kampf gekämpft und blicke nun vereint mit Eurer Mutter segnend auf Euch herab!“

Freitag, den 20. Februar, stand der Metallsarg mit der Leiche, hochbedeckt mit Blumenspenden und Lorberkränzen in der Stube, in welcher er seine „Norika“ geschrieben hatte.

Superintendent Fauck hielt die Trauerrede. Die Stube konnte die Leidtragenden nicht fassen. — Der Himmel weinte mit ihnen, als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde.

August Hagen schlummert auf dem Altroßgärtschen Kirchhof dicht neben seinem geliebten Bruder Fritz und seiner theuren Schwägerin Henriette, wenige Schritte vom Grabe seiner Eltern.

Einfach und ohne Gepränge, so hatte der Verklärte es bestimmt, sollte sein Begräbniß sein. In seinem Sinne wäre es auch nicht gewesen, das Grab mit einem Denkmal zu schmücken.

---

[1]) Geheimräthin Elise Martins geb. Hagen konnte wegen schwerer Erkrankung ihres Mannes nicht reisen.

So bezeichnet denn die Ruhestätte des edlen Mannes, des frommen Christen, seines Königs und Kaisers treuen Dieners, der bis zum letzten Lebenshauch in hingebendster Treue für seine Wissenschaft und Mitmenschen lebte und kämpfte, ein einfaches Schild mit seinem Namen, auf den seine Nachkommen mit Stolz, seine Schüler mit Ehrfurcht blicken.



Nachruf.

Die unterzeichnete Universität hat durch den am 16. d. M. erfolgten Tod des Geheimen Regierungs-Rathes

Ernst August Hagen,

eines ihrer ältesten Mitglieder, einen sehr schmerzlichen Verlust erlitten. Der Verstorbene, seit 1825 außerordentlicher, seit 1831 ordentlicher Professor der Kunstgeschichte in der philosophischen Facultät, hat zu seiner mehr als fünfzigjährigen akademischen Thätigkeit unter dem Druck sehr ungünstiger Verhältnisse mit nie ermüdender Ausdauer und sich nie genugthuender Pflichttreue gestrebt, Sinn und Verständniß für Kunstschönheit nicht bloß unter den hiesigen Studirenden, sondern auch in weiteren Kreisen zu wecken und zu pflegen. Auch sonst hat er seine treue Anhänglichkeit an unsere Provinz durch eine ebenso vielseitige und rastlose als erfolgreiche und verdienstvolle Thätigkeit für ihre Cultur und Geschichte bewährt: in der Begründung des Kunstvereins, des Stadtmuseums, der Alterthumsgesellschaft „Prussia“, der vieljährigen Herausgabe der Preuß. Provinzialblätter. Auch ein Theil seiner sehr zahlreichen litterarischen Arbeiten hat ein vorzugsweise provinzielles Interesse, doch einige derselben, vor allen die „Norika“, haben seinen Namen zu einem in und außerhalb Deutschlands populären gemacht. Mit einer sehr umfassenden Gelehrsamkeit und einem seltenen Fleiß verband er eine herzgewinnende Liebenswürdigkeit. Sein edler, ganz auf das Ideale gerichteter Sinn, seine selbstlose Bescheidenheit, seine milde, friedliche Natur, sein liebevolles Gemüth, werden ihn uns unvergeßlich machen.

Königsberg, den 17. Februar 1880.

Prorector und Senat
der Königlichen Albertus-Universität.

Nachruf.

Die Königliche Kunstakademie allhier betrauert den Verlust ihres ältesten Lehrers und Freundes, des Geheimen Regierungsraths, Professors

Dr. August Hagen.

Die Liebe und Verehrung, durch welche wir Mitglieder der Kunstakademie dem Verewigten verbunden waren, treibt uns, zu seinem Gedächtniß des Verhältnisses zu gedenken, in welchem er zur Kunst und uns Künstlern stand.

Es war nicht allein sein Lehramt, welches ihn mit der Akademie seit ihrem Entstehen vor fünfunddreißig Jahren in nahe Verbindung setzte, es war mit diesem eng verknüpft die Theilnahme und warme Freundschaft, welche er seinen Schülern und uns Künstlern im Allgemeinen spendete. In demselben Maße, wie er als Lehrer der Kunstgeschichte dem Unterrichte der jüngeren Künstler eine unermüdliche Thätigkeit widmete, war er auch bemüht, sich ihnen außerhalb der Unterrichtsstunden anregend zu nähern. Getrieben durch sein warmes Gefühl für die bildende Kunst, verschmähte er es nicht, mit immer gleicher Liebenswürdigkeit und trotz seines hohen Alters unsere Werkstätten aufzusuchen und unsern Arbeiten Aufmerksamkeit zu schenken. Er wußte mit seltener Toleranz auch solchen Kategorien der modernen Kunst, die seiner specifisch classischen Richtung ferner lagen, Interesse abzugewinnen.

Diese Liebenswürdigkeit bei so hoher Gelehrsamkeit war es, die ihn stets zum Gegenstand allgemeiner Verehrung unter uns machte. Auch nachdem er sein Lehramt vor fast einem Jahr bereits niedergelegt hatte, blieb er mit uns freundschaftlich verbunden, und als ob er es geahnt, daß seine Stunde geschlagen, hat er noch in den letzten Wochen viele Künstler in ihren Ateliers aufgesucht und sich mit ihren Arbeiten aufs Wärmste beschäftigt.

Theilnahme am Schaffen und Wirken Anderer ist ein Charakterzug großer und reiner Seelen; die seinige strebte dem Idealen zu; er hatte erkannt die Gesetze, die, unabhängig von aller Mode, die Grundlage des menschlichen Gemüths bilden; die Gesetze des Guten und

Schönen, welche zeitweise scheinbar verschlungen vom Staubwirbel des täglichen Getriebes doch immer wieder emportauchen und welche die Pfeiler sind, auf denen das Gebäude der sittlichen Menschheit ruht.

Gesegnet sei sein Andenken!

Der Director i. V.
und das Lehrer=Collegium der Königlichen Kunstakademie.

Nachruf der Königsberger Allgemeinen Zeitung. Nr. 43. Königsberg, den 20. Februar 1880:

„Der Geheime Regierungsrath Professor Dr. August Hagen ist vor wenigen Tagen in die Ewigkeit eingegangen. Der Namen des Verstorbenen hat einen guten Klang in der deutschen belletristischen Literatur. Seine bekanntesten Werke gehören einer früheren Periode dichterischen Schaffens an, sie sind: »Olfrid und Lisena. Ein romantisches Gedicht in 10 Gesängen. Königsberg 1820 (Kommissions=Verleger: Michelsen in Leipzig)«, »Gedichte. Königsberg 1822 bei Gebr. Bornträger,« »Künstler=Geschichten, enthaltend: die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des 15. Jahrhunderts. Nach dem Italienischen, 2 Bdchen. Leipzig 1833 bei Brockhaus«, vor Allem aber die reizende »Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts herausgegeben. 2 Bdchen. Breslau 1829 bei Max & Co.« Alle diese Schriften zeichnen sich durch gediegene Kunstkenntniß, sinnige, poetische Auffassung, ideale Darstellung und reinen, künstlerischen Styl aus. August Hagen hat alsdann kleine Brochuren in Menge und zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften geliefert, namentlich über örtliche und provinzielle Kunstwerke und Kunstgeschichte in der »Altpreußischen Monatsschrift« (früher Preußische Provinzial=Blätter.) Unter der letzteren Kategorie nennen wir besonders die durch mehrere Hefte gehende, gediegenste und zuverlässigste Geschichte des Theaters in unserer Stadt und Provinz. Und wie so manchem vor ihm dahingegangenen theuren Angehörigen dieser Stadt hat er mit liebevoller Hand einen Gedenkstein in den »Provinzialblättern« gesetzt! — August Hagen gehörte einem der ältesten Patricier=Geschlechter unserer Stadt an, das viele namhafte Gelehrte hervor=

gebracht hat. Sein Vater war der durch seine »Botanik der Provinz Preußen« bekannte Professor und Hofapotheker Hagen. Von seinen Brüdern lebt nur noch der durch seine »Wasserbaukunst« berühmte Landesbaudirektor; ihm in das Jenseits vorausgegangen sind von den Brüdern: der Geheime Oberregierungsrath und Professor, der Oberlehrer am Friedrichs-Collegium, Professor Erhart Hagen, und der Hofapotheker, Sohn des vorhingenannten und Vater des jetzigen Hofapothekers. Seine Neffen sind u. A. der einst vielgenannte ehemalige Abgeordnete und Kämmerer der Stadt Berlin, Adolph Hagen[1]) und der jetzt in Amerika weilende bedeutende Entomolog Professor Dr. Herman Hagen,[2]) beide Söhne des verstorbenen Regierungsraths. Zum Unterschiede von diesem, der an unserer Universität Cameralia las, nannte der Studentenwitz August Hagen den Kunst-Hagen und den Regierungsrath den Kumst-Hagen. Von allen Lehrern an unserer Albertina erfreute August Hagen sich der größten Popularität durch seine publice in der akademischen Kupferstichsammlung Jahr aus Jahr ein gehaltenen und hauptsächlich von der Damenwelt sehr besuchten, gediegenen Vorträge über hervorragende Maler und Bildhauer der klassischen, italienischen Periode, eine vom Munde zum Ohre gepflegte, fortlebende Fortsetzung seiner oben angeführten »Künstler-Geschichten.« Sein Charakter war der liebenswürdigste. Seine Vaterstadt ist stolz auf ihn und betrauert in ihm einen ihrer besten Söhne. Have pia anima!"

Die Verwandtschaftsverhältnisse sind in diesem Nekrolog zu berichtigen:

Der Landesbaudiretor Hagen,[3]) Excellenz, war kein Bruder des Verstorbenen, sondern ein Vetter, der Professor Erhard Hagen[4]) gleichfalls ein Vetter.[5])

---

[1]) Stadtrath Adolph Hagen, geb. 1820, gest. 1894.

[2]) Professor Dr. Hermann Hagen, geb. 1817, gest. 1893.

[3]) Oberlandesbaudirektor Gotthilf Hagen, geb. 1797, gest. 1884.

[4]) Gymnasialprofessor Dr. Erhard Hagen, geb. 1804, gest. 1866.

[5]) Senior der Familie Hagen ist der Rittergutsbesitzer Otto Hagen auf Gilgenau in Ost-Pr. geb. den 31. August 1819.

„Tilsiter Zeitung" Nr. 63. Tilsit. Sonntag, den 14. März 1880:

August Hagen als Universitätslehrer.

Von Richter-Schwarzort.

Es war vor zwölf Jahren, als ich, eben auf der Universität Königsberg immatrikulirt, August Hagen daselbst kennen lernte. Am „schwarzen Brett" verlautbarte ein in zierlicher Perlschrift geschriebener Anschlag, daß Professor Hagen dann und dann über „des Rafael Sanzio von Urbino Leben und Werke" lesen wolle. Nur mit Hilfe des Pedells gelang es mir, die Stätte ausfindig zu machen, wo der „Kunsthagen" hauste. Im obersten Stockwerk der Universität, dort wo die Wissenschaft, wie es schien, ein Ende erreicht hatte, war denn doch noch ein Räumchen für die Kunst erübrigt worden. „Wird wohl kein Zuhörer da sein," meinte der soldatisch stramme Hüter des Musentempels, als er mir die wenig betretene Pforte eines höchst winzigen Hörsaals erschloß. Ich sah den Mann erstaunt an, aber mein Erstaunen wurde keineswegs geringer, als ich für diesmal in der That der einzige Vertreter der Studentenwelt bei Hagen blieb. Denn die beiden Herren, welche sich noch zu mir fanden, ließen selbst den Neuling erkennen, daß sie schon lange im sichern Hafen des Philisteriums angelangt waren. Es waren zwei jüngere Gymnasiallehrer Königsbergs. Wie gern gewährte ihnen Professor Hagen die Erlaubniß, an seinen Vorträgen Theil zu nehmen, und mit welch unermüdlichem Eifer las er dann den ganzen Sommer lang vor seinem Zuhörerkleeblatt. War er doch mit der Zeit das Reden vor leeren Bänken gewohnt, denn es war ein öffentliches Geheimniß, August Hagen fand nur mit Mühe Zuhörer. Immerhin, auch zu Dreien sprach er, als lausche ein überfülltes Rosenkranzianum seinen Worten. Noch sehe ich die edle Gestalt vor mir, mit den heitern Frieden strahlenden Augen und der ganzen, feierlichen Würde des Greisenalters auf dem Antlitz. Eine harmonisch in sich abgeschlossene Persönlichkeit — so verhieß der erste Eindruck. Die Wogen leidenschaftlicher Begeisterung, die einst in dem jugendlichen Herzen des Dichters von „Olfrid und Lisena" so ungestüm gefluthet, hatten sich längst gelegt und zu einem klaren Spiegel geebnet. Friedlich und heiter spann ihm nun die Parze das letzte Stück seines Lebensfadens. Schon ein Siebziger und an der Neige des Lebens angelangt, besaß A. H. noch eine neidenswerthe Frische

und wunderbare Rüstigkeit des Körpers, die sich sowohl in der Farbe seines Gesichts als in seinen Bewegungen und in seiner ganzen Haltung aussprach. Leicht vorgebeugt, doch ohne die Stütze eines Stockes, eilte er mehr als er ging. Sein Auge blieb scharf bis ins Alter. Er verschmähte nachdrücklich jegliche Hilfe, wenn er seinen Schülern ganze Berge der unförmlichsten Mappen und stärksten Folianten zur Einsicht aus dem Kunstarsenal der Universität herbeitrug. Stand er auf dem Katheder, so schien er ganz in seinen Gegenstand versunken. Es klang dann bisweilen, als lebe er in fernen Zeiten und plaudere seine Erinnerungen aus. Da erkannte man leicht den Dichter der „Norica“. Ein wohltönendes Organ unterstützte ihn, doch vermied er fast ängstlich pathetisches Reden. So legte er auch wenig Gewicht auf die Form seiner Vorträge, zog ihr vielmehr knappe und strenge Grenzen. Wann wäre seinen Hörern je Schwung im Ausdruck, Haschen nach Gegensätzen, Prunk mit Redeblumen bei H. aufgefallen? Und doch bot er Schmuck, aber sparsam vertheilt wie Veilchen am Waldesrand, und doch Gegensätze, aber wie Sonnenglanz und Wolkenschatten, und doch Schwung, aber wie in dem Schreiten des Wanderers, der dem ersehnten Gipfel näher kommt. Einfach, zwanglos, edel, wie seine Persönlichkeit, also floß seine Rede dahin. Was der Adel seiner Erscheinung verhieß, das erfüllte sich in dem geistigen Gehalt seiner Vorträge. Ein Pfleger der Kunst, ein Priester in dem Heiligthum des Schönen, war H. dieses seinen hohen Berufes stets eingedenk. Er war sich vollbewußt, daß auch in seine Hand „der Menschheit Würde sei gegeben, sie zu bewahren“. Die Seelen seiner Hörer von dem Unvollkommnen und Gemeinen dieser Welt in das Reich der Ideale, in den „Ozean der großen Harmonie“ emporzuziehen, durch das „Morgenthor des Schönen“ in der Wahrheit Land sie einzuführen, die jungen Herzen frühe schon „der künft'gen Geisterwürde zuzukehren“, das war die hohe Aufgabe, der A. H. sein Leben gewidmet, dies das Ziel, dem er alle Kraft seines Geistes freudig entgegenbrachte. Er war Idealist und eine echte Künstlernatur in Schillers Sinne. Ihm war die Kunst „die hohe, die himmlische Göttin“, der goldne Weiser auf der „Sonnenbahn der Sittlichkeit“. Die Natur einfach nachzuahmen, auf das Linnen, an den Marmor sie zu fesseln, schien ihm Handwerksart, nicht Künstlerweise.

Das vielmehr war das Erforderniß, das er an die Gebilde der Kunst stellte, daß sie eine Befreiung der „schönen Seele der Natur" aus den Banden der Sinnlichkeit, eine Verklärung und Durchgeistigung aller irdischen Erscheinungen darbieten müßten. Auf diesen Adelsbrief hin prüfte er alle Erzeugnisse der Kunst, und wo er fehlte, da konnte er keinen Kranz winden. Darf es nun befremden, wenn August Hagen die großen Meister des 16. Jahrhunderts nie vergessen konnte, wenn er die ihm zueilende Jugend vornehmlich in jenes Blüthenalter der Kunst, in die Werke eines Rafael, Michel Angelo, Dürer, Holbein einführte, wenn er neben diese Meister Thorwaldsen, Rauch, Cornelius stellte, und wenn er seit Cornelius den Stern der Kunst im Sinken sah? Ein David, ein Makart konnten ihm nur schwächliche Epigonen dünken, die es besten Falls nach dem Ruhme Paul Veroneses gelüstete. Von der Welle der Zeit sich tragen zu lassen, dem Modegeschmack der Menge zu fröhnen, durch Einseitigkeit zu blenden, durch ein leeres Schaugepränge umfangreicher Kompositionen wirken zu wollen, schienen ihm nur Beweise des Virtuosenthums zu sein, dem er fremd gegenüber stand. Der geistige Gehalt eines Kunstwerks war bei H. entscheidend. Der Geist, pflegte er zu sagen, muß die Form nicht nur durchbringen und beherrschen, er muß der Schöpfer der Form sein. Hieraus erklärt sich auch die Liebe H.'s zur Kupferstecherkunst. Allerdings gehörte die Pflege der Universitäts-Kupferstichsammlung, deren Begründung vornehmlich ihm zu danken ist, zu seinen amtlichen Obliegenheiten. Aber er besaß auch selber eine kostbare Sammlung trefflicher Stiche, die nun wohl unter den Hammer Lepkes kommen wird. Zu seinen Schülern sagte er wohl gesprächsweise: Die bildenden Künste kargen mit dem Anblick ihrer Erzeugnisse. Diese Lücke zu füllen, müht sich der Griffel des Kupferstechers von Meister Dürers Tagen an bis auf diese Stunde. Wie Herrliches ist nicht von den Kupferstechern geleistet! Daher lockt es mich nicht, weite Reisen zu machen, in dem Lärm der Großstädte umherzulaufen, die Säle der Museen zu durchwandern und — die Treppen derselben zu ersteigen. Wie eine gute Uebersetzung das Dichterwerk eines fremden Volkes mit aller Treue uns wiedergiebt, so bietet uns die Kupferstecherkunst für den Mangel der Originale wenigstens in der Malerei — einen ähnlichen Ersatz. Allerdings macht der Genuß dieser Kunst hohe Anforderungen an den

Beschauer. Das sinnliche Element der Farbe fehlt; aber gerade hierdurch erhält die Phantasie einen freieren Spielraum. Der Stecher ist nun um so mehr genöthigt, seine Mühe der Wiedergabe des geistigen Gehalts seines Urbildes zuzuwenden, damit er uns dessen Charakter unverfälscht überliefere. Den Mangel der Farbe muß er durch die Totalwirkung der Lichtvertheilung aufzuheben suchen. So darf der Kupferstecher, wofern er Künstler sein will, sein Vorbild ebenso wenig abschreiben, als der Maler die Natur nachahmen darf. Seine Aufgabe ist keineswegs eine mechanische, und ein guter Stich kann daher nie als Reproduktion, er muß als Produktion angesehen werden. Soweit Hagen, den ich freilich durchweg aus dem Gedächtniß citire.

In der Pflege des ihm anvertrauten Schatzes der Universitäts-Kupferstichsammlung, die sich in der Universität befindet, war H. unermüdlich. Gern sah er es, wenn man ihn hier in seiner Einsiedelei besuchte. An einigen Stunden der Woche war die Besichtigung der Sammlung auch dem Publikum gestattet. Von dieser Erlaubniß wurde indeß nur spärlicher Gebrauch gemacht. An dieser Stelle hielt H. auch die bekannten „Vorträge vor Herren und Damen“ über hervorragende Partien der Kunstgeschichte. Die Theilnahme an denselben war im Ganzen eine befriedigende. Den Ertrag dieser Vorträge — er harmonirte merkwürdiger Weise nie mit der Anzahl der Anwesenden, weil H. Befehl gegeben hatte, Niemanden nach der Eintrittskarte zu fragen — verwandte H. zur Vergrößerung der Kupferstichsammlung. Seinem Berufe als Vertreter der Kunst an der Universität treu, unterließ er es nicht, die Gedenktage großer Künstler durch einen öffentlichen Vortrag über das Leben und die Werke derselben zu feiern.

Schon am Eingange berührte ich, daß die studirende Jugend den idealen Bestrebungen H.'s nicht die gebührende Theilnahme entgegenbrachte. H. bedauerte oft das Schwinden des Idealismus. Drohte es doch in den späteren Jahren seines Lebens seine Lehrthätigkeit gänzlich lahm zu legen. Es wollte scheinen, als ob der Realismus des Brodstudiums dem modernen Studenten kaum noch gestatte, sich in das Reich des Schönen zu versenken. So kam es, daß H. nur wenige Hörer fand, die ihm dann freilich um so treuer anhingen. Aber auch diese besuchten fast ausnahmslos seine Vorträge „unangemeldet“, d. h. ohne das offiziell festgesetzte Honorar entrichtet zu haben. Es versteht

sich von selbst, daß dies H. ganz recht war. Gern hatte er einen Amanuensis. „Es ist das so nöthig für mich, um die Fühlung mit den Studenten nicht zu verlieren", sagte er. Dann setzte er hinzu: „Bahnen Sie mir einen Weg zu Ihren Herren Commilitonen, werben Sie Zuhörer für mich." Wie gern geschah dies. Oft kannte H. kaum einen oder zwei seiner Zuhörer beim Namen. Da machte es mir dann immer einen rührenden Eindruck, wenn er am Ende des Semesters um ein Namens-Verzeichniß der Zuhörenden bat, damit er „eine Erinnerung" behielte. Seine Vorlesungen hielt H. mit der peinlichsten Pünktlichkeit ab. Als er im Jahre 1869 gelegentlich des Besuches Seiner Majestät in Königsberg wegen seiner Theilnahme an den Festlichkeiten eine Stunde ausfallen zu lassen genöthigt war, ließ er sich nicht mit einem dies meldenden Anschlage an der Thür seines Hörsaals genügen, wie es in solchen Fällen üblich ist. Er benachrichtigte vielmehr jeden einzelnen Hörer brieflich, um demselben einen vergeblichen Gang zu ersparen. Damit er sich mehr Hörer verschaffe, war H. stets bereit, Vorträge auf allgemeinen Wunsch zu halten. „Ich lese gern aus meinem Fach, was Sie wollen," sagte er, „nur nicht über antike Skulptur. Die gehört in den Bereich des Herrn Professor F." Diese improvisirten Vorträge, deren Arrangement dem Amanuensis zufiel, erfreuten sich dann einer größeren Hörerzahl. Es ereignete sich dabei bisweilen das Außerordentliche, daß sämmtliche Plätze des kleinen Hörsaals besetzt waren und ein Paar Stühle requirirt werden mußten. Dies Aufflackern der Begeisterung stand freilich meist zur Dauer der Vorträge im umgekehrten Verhältniß. Die meisten Hörer fanden seine Collegia über antike Baukunst und Kirchenbaukunst. H. selbst nannte die passive Thätigkeit seiner Hörer, die meist eine Musterkarte der verschiedensten Fakultäten darboten, „ein Schmecken, nur ein Schmecken" und drang auf ernstliche Hingabe und Beschäftigung mit seiner Wissenschaft. Freilich mit wenig Erfolg. Einem Theologen fiel es einmal bei, ein Cursus in der Ornamentik müsse doch etwas ganz Besonderes sein. Professor H. erklärte sich auch auf meine Anfrage bereit, hierüber zu lesen, wenn sich eine genügende Anzahl Hörer fände. Sie fanden sich aber nicht. Wehmüthig gedachte H. oft der vergangenen Zeit, da er „mehr Theilnahme gefunden, da seine Hörer ihn über allerlei, was ihnen unklar geblieben,

interpellirten." Auch vermißte er nicht nur einen lebhafteren und innigeren Verkehr zwischen Lehrenden und Lernenden, sondern vornehmlich zwischen den Studenten untereinander. Zu meiner Zeit, sagte er, lebten wir Studiosen wie Brüder und standen auf dem Dutzfuß. Jetzt titulirt man sich gegenseitig „Herr", redet sich an mit „Sie" und kennt schließlich weder seinen Nachbar zur Rechten noch den zur Linken. Von kameradschaftlichem Verhältniß keine Spur.

In einem der seither erschienenen Nekrologe des Verewigten las ich, H. habe „zu den Alten" gehört. Ich muß es in gewissem Sinne zugeben. H. war allerdings ein Laudator temporis acti. So äußerte er gelegentlich einer Vorlesung über Kirchenbaukunst — es war vor 1870 — bei Besprechung des Boisserée'schen Werkes über den Kölner Dom, er sei überzeugt, daß dies Kolossalwerk des Mittelalters ewig Torso bleiben werde. Unsere Zeit sehe Riesenkirchen lieber auf dem Papier als in der Wirklichkeit. So sehr aber Hagen, der ja von seinem Standpunkte aus stets die Gesammtentwickelung der Kunst im Auge behalten und seines Amts halber sich vornehmlich mit den edelsten Werken derselben beschäftigen mußte, so sehr er auch die Werke der Alten feierte, so wenig erachtete er sich berufen, die modernen Meister insgesammt gering zu schätzen. Dazu war H. vor Allem ein zu milder Beurtheiler. Kaum konnte Jemand vorsichtiger in der Kritik verfahren, als er. H. kargte überhaupt mit seinem Urtheil, ja zumeist überließ er diesen Punkt seinen Hörern selber. Nur wo er uneingeschränkt loben konnte, that er es in vollem Maße. Wie wohlwollend H. über unsere vaterländische Kunst, insbesondere über unsere einheimischen Künstler urtheilte, ist aus den von ihm veröffentlichten Besprechungen von Königsberger Kunstausstellungen früherer Jahre bekannt. So weit es mir vergönnt war, an seiner Seite derartige Ausstellungen zu besuchen, entsinne ich mich ebenfalls nur der maßvollsten Kritik seinerseits. Daß der mehr und mehr sein Medusenhaupt erhebende Materialismus eine große Versuchung für die Kunst unserer Zeit sei, konnte H. nicht verborgen bleiben. Aber Niemand war fester überzeugt als er, daß die Kunst des 19. Jahrhunderts diese Anfechtung überwinden, ja, daß sie neugestärkt aus dem schweren Kampfe hervorgehen werde.

Mit dieser Hoffnung, deß bin ich gewiß, wird er auch geschieden sein. Was als Schönheit hier von ihm empfunden, wird ihm nun

— nach Schillers Wort — als Wahrheit entgegen gehn. Möge bald eine berufene Hand das reiche Leben des Dichters der „Norica“ der Nachwelt zu bleibendem Gedächtniß schildern. Mir, der Jahre hindurch zu seinen Füßen gesessen, den der Entschlafene seines Vertrauens gewürdigt, mir kam es in den vorstehenden Zeilen nur darauf an, einem Gebot der Pietät Genüge zu leisten. In diesem Sinne möge man es hinnehmen, wenn ich mit jenen Worten Hölderlins schließe, die mir von je eine gewisse Beziehung auf den Verewigten zu haben schienen:

„Geh' unter, schöne Sonne! Sie achteten
Nur wenig dein. Sie kannten dich, heil'ge, nicht.
Denn mühelos und stille bist du
Ueber den Mühsamen aufgegangen.“

QVOD DEVS OPTIMVS MAXIMVS FELIX FAVSTVMQVE ESSE IVBEAT!

AVSPICIIS SAPIENTISSIMIS ET FELICISSIMIS

AVGVSTISSIMI, SERENISSIMI AC POTENTISSIMI PRINCIPIS AC DOMINI,

FRIDERICI GVILIELMI III.

REGIS PRVSSIAE,

MARCHIONIS BRANDENBVRGICI, SVPREMI SILESIAE DVCIS &c. &c.

REGIS ET DOMINI NOSTRI LONGE CLEMENTISSIMI:

RECTORE ACADEMIAE MAGNIFICENTISSIMO,

SERENISSIMO PRINCIPE AC DOMINO,

FRIDERICO GUILIELMO,

REGNI PRVSSIAE HAEREDE,

POMERANIAE HYPARCHO, REL.

PRORECTORE ACADEMIAE MAGNIFICO,

EODEMQVE CANCELLARIO ATQVE DIRECTORE ILLUSTRI,

D. DANIELE CHRISTOPHORO REIDENITZ,

PHIL. ET JUR. VTR. DOCT. JURIS SCIENTIAE PROFESSORE PRIMARIO, TRIBUNALIS PRUSSIAE ORIENTALIS CONSILIARIO, STIPENDIORUM ACADEMICORUM CURATORE,

ORDO PHILOSOPHORVM

CANDIDATO EXIMIO,

ERNESTO AVGVSTO HAGEN,

REGIOMONTANO,

OB PRAECLARA INGENII ET DOCTRINAE DOCVMENTA, TVM POEMATE PVBLICE EDITO, TVM IN EXAMINE RIGOROSO EXHIBITA,

SVMMOS IN PHILOSOPHIA HONORES,

CVM IVRIBVS ET PRIVILEGIIS

PHILOSOPHIAE DOCTORIS ET LIBERALIVM ARTIVM MAGISTR

DECREVIT ATQVE RITE CONTVLIT.

IN CVIVS REI FIDEM

SOLEMNE HOC DIPLOMA

EI DATVM

ET SIGILLO ORDINIS PHILOSOPHICI CONFIRMATVM EST

AB ORDINIS PHILOS. H. T. DECANO,

SAMVELE THEOPHILO WALD,

PHILOS. ET THEOL. DOCTORE, VTRIVSQVE FACVLTATIS PROF. P. O., AVG. PRVSS. REGI IN CONSISTORIO PROVINCIALI ET REGIMINE DISTRICTVS REGIOMONTANI A CONSILIIS, SOCIETATIS REG. TEVT. REGIOMONT PRAESIDE, SOC. BIBLICAE PRVSS. DIRECTORE, ACAD. VOLSCORVM VELITERNAE, SOCIET. OECON. AC PHYSIC. GVESTPHAL. AC PHYS. ET OECON., QVAE IN PRVSSIA ORIENT. FLORET, SODALI HONORARIO.

P. P. IN ACAD. ALBERTINA, DIE DOM. IX. P. FEST. TRIN. A. CHR. cIↃIↃcccXXI.

SIEGEL.

REGIOMONTI.

TYPIS SACR. REG. MAIEST. ET VNIVERS. TYPOGR. HARTVNGII.

Nachkommen des August Hagen.

I. Gertrud Hagen, geb. 23. Juli 1826, gest. 12. August 1826.

II. Anna Margarethe Auguste Hagen, geb. 26. August 1827 (wohnt in Schloß Hausen bei Balduinstein).

Vermählt seit 12. April 1851 mit Julius Theodor Maximilian Friedrich v. Zander, Regierungsrath und Kreishauptmann des Kreises Liebenburg, Provinz Hannover, geb. 22. Juli 1824, gest. 3. Dezember 1880.

Kinder:

1. Werner v. Zander, Doktor der Rechte und Polizeipräsident in Stettin, geb. 26. Januar 1852.

   Vermählt seit 11. Juni 1880 mit Pauline Ritzhaupt, geb. 1. März 1855.

   Kinder:

   1. Elma v. Zander, geb. 3. Juni 1882.
   2. Botho v. Zander, geb. 3. Oktober 1888.

2. Max v. Zander, Hauptmann und Kompagnie-Chef im 3. Magdeb. Füs. Regt. Nr. 66, geb. 30. Januar 1853 (Magdeburg).

   Vermählt seit 7. August 1890 mit Maria Grabe.

   Kinder:

   1. Albrecht v. Zander, geb. 18. Oktober 1891, gest. 19. Oktober 1891.
   2. Asta v. Zander, geb. 31. Dezember 1895.

3. Erich v. Zander, geb. 21. März 1854, gest. 27. März 1854.

4. Margarethe v. Zander, geb. 18. Dezember 1864 (wohnt in Schloß Hausen bei Balduinstein).

5. Fritz v. Zander, Sekondlieutenant im 2. Hannov. Inf. Regt. Nr. 77, geb. 5. Mai 1870 (kommandirt als Erzieher bei der Kadettenanstalt in Oranienstein).

III. Karl Gottfried Johann Maria Hagen, Oberst a. D., geb. 28. Juli 1829 (wohnt in Eisenach).

Vermählt seit 2. November 1858 mit Olga Dietz, geb. 10. August 1836.

Kinder:

1. Reinhold Hagen, Stadtbaurath in Eberswalde, geb. 5. September 1859
Vermählt seit 2. Mai 1889 mit Marie Eichholz.

Kinder:

1. Annemarie Hagen, geb. 1. April 1890.
2. Hedwig Hagen, geb. 9. Oktober 1892, gest. 31. Mai 1893.

2. Ulrich Hagen, Dr. der Medizin, Stabsarzt im 1. Hanseat. Inf. Regt. Nr. 75, geb. 30. November 1861 (Bremen).
Vermählt seit 1. Mai 1891 mit Emmy Fleischmann.

Kinder:

1. Gertrud Hagen, geb. 14. Juni 1892.
2. Carsten Hagen, geb. 13. Januar 1894.
3. Gerhard Hagen, geb. 4. August 1896.

3. Olga Hagen, geb. 11. Juni 1863.
Vermählt seit 7. Mai 1888 mit dem General-Major z. D. Albrecht Freiherr v. Cramer (wohnt in Eisenach).

4. Ella Hagen, geb. 27. Juni 1865.
Vermählt seit 20. April 1892 mit dem Mil.-Intendanturrath und Hauptmann der Reserve Georg Reinsdorff (wohnt in Berlin).

Kinder:

1. Werner Reinsdorff, geb. 3. Januar 1893.
2. Hellmuth Reinsdorff, geb. 13. Juli 1895.

5. Hellmuth Hagen, Kaufmann, geb. 19. Juli 1868 (wohnt in Gröditz im Königreich Sachsen).
Vermählt seit 28. Dezember 1895 mit Helene Keuck.

6. Frieda Hagen, geb. 28. Dezember 1870 (wohnt in Eisenach).

7. Ewald Hagen, Kaufmann, geb. 23. Mai 1872 (wohnt in Hamburg).

8. Margarethe Hagen, geb. 7. September 1873.
Vermählt seit 6. November 1893 mit dem Pfarrer Emil Hartenstein in Pferdsdorf bei Eisenach.

Kinder:

1. Anna Hartenstein, geb. 31. August 1894.
2. Olga Hartenstein, geb. 18. März 1897.

IV. Ernst Heinrich v. Hagen. General-Major z. D., geb. 19. Mai 1831 (wohnt in Schönheide bei Spremberg, N. L.).
Vermählt seit 29. Juni 1857 mit Anna Amalie Ella Gerlach, geb. 24. März 1836.

Kinder:

1. Clara v. Hagen, geb. 16. April 1858.
Vermählt seit 23. Oktober 1896 mit Pfarrer Anton Riendorf in Spaatz bei Rhinow (Westhavelland).

2. Curt v. Hagen, geb. 12. September 1859. General-Direktor der Neu-Guinea-Kompagnie und kommissarischer Landeshauptmann von (Deutsch-) Neu-Guinea, Lieutenant a. D. (wohnt in Stephansort, Neu-Guinea).
Vermählt seit 13. Oktober 1881 mit Helene Winkler.

Kinder:

1. Albrecht v. Hagen, geb. 31. Mai 1883, gest. 2. Juni 1883.
2. Else v. Hagen, geb. 11. Juli 1886.

3. Magdalena v. Hagen, geb. 1. Januar 1862.
Vermählt seit 4. Juni 1896 mit dem Rittergutsbesitzer Paul Heinrich Wühlisch auf Lieskau bei Schleife, N. L.

4. Heinrich v. Hagen, geb. 1. November 1868, Premierlieutenant im Magdeburgischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 4, kommandirt zur Kriegs-Akademie.
Vermählt seit 18. Dezember 1895 mit Miß Maud Bruxner.

Kinder:

Heinrich v. Hagen, geb. 22. Oktober 1896.

V. Klara Elisabeth Hagen, geb. 14. Juni 1833, gest. 7. November 1856.
Vermählt seit Mai 1856 mit dem Doktor der Medizin Louis Mayer.

VI. Elise Friederike Hagen, geb. 20. November 1835.
Vermählt seit 1858 mit Dr. Louis Mayer. Die Ehe wurde 1872 getrennt. Wieder verheirathet mit dem Geheimen Archivrath Hermann Martins, verwittwet seit 23. November 1880 (wohnt in Potsdam).

Berichtigung:

Seite 17, letzte Zeile der Anmerkungen lies: Vizepräsidentin Teske, geb. 1. Mai 1764 (statt 1. März 1764).
Seite 8, Zeile 15 von oben lies: Scharto**w** (statt Scharton).
Seite 48, Zeile 6 von unten lies: die vielen Hagens, Bessels (statt Hagens-Bessels).

Sachregister.

(Die beigefügten Zahlen bedeuten die Seitenzahlen.)

H.

J.

K.

L.

M.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstraße 68—71.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—71.